Auslese vom Pfingstfest

bis zur Weihnacht 1915

LILLER KRIEGSZEITUNG

Herausgeber: Hpt. d. L. Hoecker

Druck und Verlag der L. K.

LILLER KRIEGSZEITUNG

Unser Allerhoechster Kriegsherr

LILLER KRIEGSZEITUNG

Vom Pfingstfest zur Weihnacht
Der Auslese erste Folge

Herausgegeben
von
Hauptmann d. L. Hoecker

Lille, Januar 1916
Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung

Nachdruck von Text und Bildern verboten
Der Erloes aus dem Verkauf dieses Buches fliesst der Liller Kriegszeitung zu

Vom Pfingstfest zur Weihnacht!

Diese neue Auslese aus der „Liller Kriegszeitung" fuehrt von den singefreudigen Fruehlingstagen 1915, in denen wir dank der glaenzenden deutschen Waffentaten den endgueltigen Weltfrieden schon so greifbar nahe waehnen konnten, bis zu der weihnachtsdufterfuellten Zeitspanne, die fuer das deutsche Heer im Westen eine Atempause vor dem entscheidenden Schlag bedeuten mag. Der Band gibt den wesentlichen Inhalt an Text und Bildern der Nummern 41 bis 75 des ersten Kriegsjahres und der Nummern 1 bis 40 des zweiten Kriegsjahres wieder. Er erzaehlt Ernstes und Heiteres, berichtet von ruhmreichen Waffentaten und behaglicher Soldatenfreude, gibt tapfere Mannesworte wieder, die im Schuetzengraben und Unterstand erklungen sind, und zeigt der Heimat, was unsere Mannschaften im zweiten Kriegsjahr gesungen, was sie mit Griffel und Zeichenstift in Spott oder Ergriffenheit festgehalten haben.

Eine besondere Genugtuung ist es dem Herausgeber, dass diese erste Folge der Auslese im eigenen Verlag der L. K. erscheinen kann. Das Buch ist in den Freistunden, die uns neben der regelmaessigen Ausgabe der Zeitung und der Kriegsnachrichten und der Erledigung der sehr umfangreich gewordenen und drucktechnisch oft recht schwierigen Dienstauftraege verblieben sind, hier in Lille selbst gesichtet und zusammengestellt, bearbeitet, gesetzt, gedruckt und gebunden worden. In den fremden Verhaeltnissen, mit den unzureichenden Mitteln der franzoesischen Druckerei, den Band in dieser Gestalt herauszubringen, war natuerlich nur mit Aufbietung ausserordentlicher Anstrengungen seitens der kleinen deutschen Mannschaft moeglich. Aber unsere Setzer und Maschinenmeister, unsere technischen und sonstigen Hilfskraefte — sie alle haben den guten kameradschaftlichen Geist vom Schuetzengraben in die vormals dem deutschfresserischen „Echo du Nord" gehoerigen Arbeitssaele verpflanzt. Ich moechte darum an dieser Stelle allen Kameraden von der „schwarzen Kunst" meinen herzlichsten Dank fuer die liebevolle Hingebung sagen, in erster Reihe

2010362

dem Unteroffizier Bommer, der als Oberfaktor der Druckerei seine Kraft auf allen Gebieten des Buchgewerbes, der Drucktechnik und der Verlagsgeschaefte unermuedlich dem gemeinsamen Werk nutzbar gemacht hat.

In der Schriftleitung stand dem Herausgeber als kuenstlerischer Beirat der Unteroffizier Karl Arnold zur Seite, dessen koestlichen Feldhumor fast jede Nummer der L. K. verraet. Die beiden literarischen Hilfskraefte — Fr. Merzenich und Kan. Weiglin — sind den Lesern der L. K. laengst als stimmungsvolle Schilderer des Liller Lebens und der flandrischen Landschaft wohlbekannt.

Die Ertraegnisse des vorliegenden Buches werden ebenso wie die der frueheren Werke unseres jungen Kriegsverlags — „Lille in deutscher Hand", „Arnolds Kriegsflughlaetter" — dazu verwendet, die Kosten aufzubringen fuer die unentgeltliche Verteilung der L. K. in 80 000 Exemplaren an die Truppen der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Moege das Buch all den Freunden, die sich die L. K. in den bald 14 Monaten ihres Bestehens erworben hat, froehliche Soldatengruesse aus Flandern bringen und ihnen als erneuter Beweis dienen fuer den guten Soldatengeist unserer Truppen, der nicht totzukriegen ist. Es zeigt den Feldgrauen, der im flandrischen Dreck trotz nasser Fuesse den Humor behaelt, der an den offenen Graebern der Kameraden mit eiserner Faust das Gewehr umklammert und still bei sich einen harten Schwur schwoert, es zeigt den jungen Sappermenter wie den eisgrauen Landsturmmann in seinem Gottvertrauen, in seiner Siegeszuversicht, seiner Heimatsehnsucht, seiner Naturliebe, zeigt ihn als kecken Spoetter und gutmueligen Kameraden — immer aber g r u n d d e u t s c h.

L I L L E, Neujahr 1916.

Der Herausgeber:

H a u p t m a n n d. L. H o e c k e r.

Deutsche Pfingstfahrt 1915.

Singweise: Wohlauf, die Luft geht frisch und rein.

Nun schmuecken Helm wir und Gewehr
Mit frischen gruenen Maien,
Wir ziehen mit dem deutschen Heer
In Fruehlingssiegesreihen.
Wir ziehen in die weite Welt
Mit staubigen Pedalen,
Zum Reisen brauchen wir kein Geld,
Denn England muss bezahlen.
:,: Valleri, vallera! :,:
Ja England muss bezahlen.

Und geh'n die Stiefel auch entzwei —
Muss, Mutter, Dich nicht sorgen,
Das Auge schaut gesund und frei
Noch in den Fruehlingsmorgen.
Und kaeme auch zu Pfingsten gleich
Ein Fruehlingsdonnerwetter,
Es ruht sich ja so gut und weich
Im Graben hinterm Redder.
:,: Valleri, vallera! :,:
Im Graben hinterm Redder.

Wenn ich dann stille rasten muss —
Marschieren die Kolonnen.
Sie jauchzen deutschen Fruehlingsgruss
Im Walde der Argonnen.
Es hallt von ihrem Eisenschritt
Die welsche Erde wider,
Was Laute hat, singt jubelnd mit
Die hellen Siegeslieder.
:,: Valleri, vallera! :,:
Die hellen Siegeslieder.

Wilhelm Hoehne.

Morgen marschieren wir.

Morgen marschieren wir in Feindesland,
Maedchen, so reiche mir nochmal die Hand.
Ob ich einst wiederkehr', ist einerlei;
Wenn nur das Vaterland, wenn Deutschland frei!

Gib mir noch einen Kuss, mach' kein Gesicht;
Und wenn ich sterben muss, dann weine nicht.
Kaempfen und siegen, ja! Bin gern dabei,
Wenn nur das Vaterland, wenn Deutschland frei!

Fall' ich durch Feindeshand in blut'gem Strauss,
Ruh' ich in Feindesland — mach' Dir nichts draus!
Wenn nur das Vaterland, wenn Deutschland frei!
Wenn ich nicht wiederkehr' — was ist dabei?

Pfingsten.

Pfingsten im Krieg ? Das „liebliche Fest", wie Goethe es nennt, im Krieg ?

Wenn es das waere, als was es in Friedenszeiten oft in Zeitungsaufsaetzen gepriesen worden ist, wenn es nur waere das Fest der vollendeten Fruehlingsherrlichkeit, dann weiss ich nicht, wie wir unser Fest in dieser grausigen Welt des Krieges feiern wollten.

Aber das ist ja gar nicht die tiefere Bedeutung des Festes. Pfingsten ist das Fest des heiligen Geistes; es erinnert uns daran, dass einst am ersten Pfingsten Jesu Juenger aus mutlosen und verzagten, aus furchtsamen und verstoerten Menschen durch Gottes Feuergeist zu tapferen und festen, zu todesfreudigen und glaubenstrotzigen Bekennern geworden sind. Vor unser Auge stellt es die Apostelschar, die mitten in einer feindseligen Welt mit dem klaren Bewusstsein: unser Heiland ist mit uns, die frohe Botschaft von Gottes erloesender Liebe verkuendigte.

Heiliger Geist —, frueher war es uns vielleicht eine Phrase, klang so unwirklich, so unbestimmt. Und deshalb haben wir dem Pfingstfest innerlich fremd gegenuebergestanden und haben es dann schliesslich zu einem Naturfest werden lassen. Heiliger Geist —, jetzt wissen wir, was das bedeutet. Wir haben selbst etwas von seinem Wirken gespuert.

Wir koennen jetzt Pfingsten in seinem tiefsten Sinne feiern.

An die erste Kriegszeit denke ich zurueck. Ich sehe die Maenner vor mir, die immer still fuer sich gearbeitet haben, die nichts Hoeheres als ihr Leben, ihren Verdienst, ihre Familie kannten —, und nun trennen sie sich von Frau und Kindern los, in froehlichem Ernst gehen sie zu des Vaterlandes Schutz an die Front, ohne zu fragen, opfern sie ihr Leben hin . . . Wie kommt es, dass sie es koennen ? Gottes heiliger Geist hat sie erfasst. Statt das sie sich

Fliegerstellung in Flandern

an ihr Leben klammern, ist ein Geist der Hingabe und der Liebe, der Furchtlosigkeit und des unbezwinglichen Mutes ueber sie Herr geworden. Frueher schienen sie oft leichtfertig. „Beten", das verlernten sie, „Glauben", darueber spotteten sie. Und jetzt: Kameraden, sagt es selbst, ist nicht euer Lieblingslied: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten"? In dieser schweren Zeit haben viele von uns den Glauben an den ewigen Gott, an ihren Heiland und Erloeser wieder gefunden.

Kein Zweifel, der Krieg bringt auch vieles Unheilige zur Wirksamkeit. Zuchtlosigkeit, Roheit, Pessimismus, Noergelei und alle noeglichen anderen Maechte treiben ihr Spiel und werben um die Herzen der Menschen, zumal in der Heimat. Aber was macht diese Welt, in der wir leben, doch wieder gross und heilig? Dies, dass wir mitten in dieser ganzen schweren Kriegswelt immer wieder goettliche Kraefte walten und wirken sehen. Wenn wir trotz der stetig wachsenden Zahl unserer Feinde, trotz ihrer immer neu ansetzenden Angriffe siegesgewiss weiterkaempfen, wenn wir das Streiten, das wir sonst so gerne taten, vergessen und in innerer Einigkeit fest zusammenstehen, wenn wir die grossen Opfer an Gut und Blut willig tragen, um die Existenz unseres Vaterlandes sicherzustellen, — darin hat's seinen Grund, dass ewige Kraefte uns durchstroemen.

Pfingsten im Krieg: es zeigt uns das Ziel unseres Krieges ueberhaupt. Aus all diesem blutigen Ringen soll ein neues heiliges Vaterland erstehen, an dessen Aufbau jeder von uns mitarbeiten wird, in dem der heilige Geist opferfreudiger Liebe und kraftvoller Zucht lebendig geworden ist.

Lille, Mai 1915. Garnisonpfarrer Hupfeld.

Maiengruss.

In einsamem Garten ein Fliederbaum
Bebt leise im Fruehlingsabendtraum.
Springender Knospen schwellender Segen
Bluehet der Maiensonne entgegen.

War einst ein Lenz so liebesfroh,
Gluehte die Hoffnung so lichterloh.
Schlugen zwei Herzen in seligem Traume
Unter dem weissen Fliederbaume.

Waffenlaerm fuellt nun die Maienzeit,
Die unserm Gluecke einst geweiht.
Seh' ich jedoch den bluehenden Flieder,
Gruessen im Herzen Dich meine Lieder.

Max Jos. Ruppert.

Die jungen Sappermenter.

Wisst ihr noch, Kameraden, wie damals die Kunde ging durch die ganze Front und alle Etappen: Bei Langemarck sind unsere jungen Regimenter unter dem Gesang von „Deutschland, Deutschland" zum Angriff vorgestuermt . . . Allen Deutschen schlug das Herz hoeher. Auch all jene, die ihr Liebstes auf der blutigen Wahlstatt lassen mussten, empfanden in ihrem Schmerz diese hohe Begeisterung, der die Siegesgewissheit innewohnte: dieses Volk k a n n nicht untergehen! — Damals sang der Dichter:

Das war bei Langemarck
Im Belgierland —
Hinter Schanzen und Graeben stark
Der Franzos, der lag da und stand
Und hoehnte: „Ihr koennt uns nicht 'ran,
Wir knallen euch nieder Mann fuer Mann
Mit Maschinengewehr und Chassepot,
Bumbumbum . . . . Seht, das machen wir so,
Ihr deutschen Sappermenter,
Wir maeh'n eure Regimenter." . . .

Da lag jungjunges deutsches Blut,
Das lachte wie toll,
Vor drei Monat noch Zivil und Rekrut,
Aber von Kampfbegier heiss und voll.
Auf springt es und stuermt mit Hurra vor,
Und ploetzlich erklingt in gewaltigem Chor
Des Deutschen Lied und schallt und toent,
Dass es schier das Knallen ueberdroehnt:
Das waren die Sappermenter,
Die deutsch-jungen Regimenter.

Und wie sich den Schaden besah
Der Herr Franzos,
Fehlten zweitausend, zweitausend da
Von der roten Hos',
Und Chassepot und Maschinengewehr,
Die knallten nun auch nicht weiter mehr,
Die hatten die Kerls sich mal ausgelieh'n
Und schicken sie naechstens nach Berlin:
Die jungen Sappermenter,
Unsere jungen Regimenter.

Langemarck ist damals noch nicht deutscher Besitz geworden. Aber die Opfer waren nicht umsonst gebracht. Mit Zaehigkeit und nimmer wankender Treue hielten die Unsern die Wacht an der Yser, den ganzen langen Winter hindurch, den unzaehligen Angriffen der Englaender und Franzosen die Stirn bietend.

In den Abendstunden des 22. April ist Langemarck nun in unsere Haende gelangt. Wir haben 2470 Franzosen und Eng-

laender zu unsern Gefangenen gemacht, 35 Geschuetze erbeutet, darunter 4 Geschuetze schweren Kalibers.

Den Schreiber dieses hat am Tage nach dem Kampfe sein Weg an die Front gefuehrt. Unvergesslich wird ihm der Anblick sein. Schon auf der Strecke von Roulers nach Staden, wo die Einmeterbahn verkehrt, die Zeichen des Sieges: Die Wagen mit den Gefangenen. Auch die Stadener Kirche ward ein Gefangenenlager. Hauptsaechlich Franzosen, auch von algerischen Truppenteilen, standen, lagen und sassen da beisammen. Dumpfem Brueten stumpfem Vorsichhinstarren begegnet man bei all diesen Maennern. Wie anders der frische, trotzige, siegessichere Eindruck, den die Unseren machen! Auch die fuenf Monde Schuetzengrabendasein haben unsere „Sappermenter" nicht um ihren altjungen Schneid bringen koennen.

Gelangt man aus den jetzt von den Deutschen verlassenen Schuetzengraeben, die, mit Sandsaecken, Schutzschilden, Kaesten mit Handgranaten, Leitungen zu den Minen versehen, trotz des Grundwassers einen guten, wehrhaften Eindruck machen, zu den ersten Schuetzengraeben der Franzosen, etwa sechzig Meter weiterhin, so will uns fast ein bisschen Mitleid ruehren. Da das Gelaende dort abfaellt, muss der Winteraufenthalt im Grundwasser nicht gar erquicklich gewesen sein.

Auf dem Zwischengelaende liegen noch unzaehlige Leichen: wenig Deutsche, hauptsaechlich Franzosen und Englaender. Unsere gefallenen Kameraden — es sind gottlob nicht viel — werden mit allen Ehren bestattet. Die Gegner aber haben ihre Leichen schon seit Monaten liegen lassen; nur ab und zu sind fluechtige Versuche gemacht, die verwesenden und die Luft verpestenden Leichen mit ein paar Spatenstichen Erde zu bedecken. Die Gesichter, die Stiefel sind zerfressen, die Uniformen unkenntlich.

Klaeglich ist der Zustand der franzoesischen Schuetzengraeben; Unterstaende entdecken wir gar nicht, die Drahthindernisse sind mit wenig Intelligenz aufgebaut, die Graeben selbst sind als Latrinen benutzt, der Gestank ist unertraeglich.

Also rasch weiter. Wenige Schritte hinter dem Schuetzengraben gelangen wir zur Eisenbahn. Natuerlich ist sie sofort Gegenstand unserer Fuersorge geworden. Langemarck selbst ist vollkommen zerschossen. Granatloch neben Granatloch. Auf dem Kirchhof haben die Trichtereinschlaege der Geschosse aus den Graebern die Toten herausgehoben. Am andern Ausgang von Langemarck halten wir bei dem Zuavenfriedhof. Der deutsche Angriff hat den Gegner bei dem Begraebnis eines gefallenen Farbigen ueberrascht; in seiner bunten Uniform liegt er noch neben dem offenen Grabe.

Es ist schoenes Fruehlingswetter geworden. Die rote Abendsonne geht hinter der neuen feindlichen Stellung zur Ruhe.

Da und dort vor uns im flandrischen Land platzt ein Schrapnell. Vereinzelte Gewehrschuesse schrillen durch den Abend.

Wir stehen nun mit festem Fuss auf dem Boden, den wir den ganzen Winter hindurch vor uns hatten, dessen jetzt brennende Fermen, dessen Baumreihen, Dorfreste sich so unvergesslich unserem Gedaechtnis eingepraegt haben.

Und uns alle ergreift es wie in trunkener Freude — so wie die jungen Regimenter damals — das wundervolle Soldatengefuehl: es geht vorwaerts! H.

Fruehling im Schuetzengraben.

„Ist der holde Lenz erschienen,
Hat die Erde sich verjuengt ?"
Alle Schuetzengraeben gruenen,
Knospe schwillt und Knospe springt.

Unter den Barbarenhaenden
Wachsen Gaerten reich empor,
Und aus duestren Grabenwaenden
Klingt der Voeglein heller Chor.

Aus des Sandsacks grauer Huelle
Sprosst es gelb und blau und gruen,
Und in all der Lenzesfuelle
Muecken ihre Kreise zieh'n.

Selbst aus Nischen, die verstohlen
Spei'n das mordbegier'ge Blei,
Nicken liebliche Violen,
Gruesst die schelmige Salbei.

Jedes Eck im Schuetzengraben
Zeugt von junger Lenzespracht,
Und wir gruessen froh die Gaben,
Die ein Gott fuer uns gemacht.

Offz.Stellvertr. Ph. H.

Ein Gruss ins Feld.

Geistige Ueberlegenheit ist es, die sich der grossen Notwendigkeit unterordnet. Die Gewissheit, die denselben Feind unserer Gedanken und unserer Aecker erkennt. So marschieren Professor und Arbeiter, Kuenstler und Bauer Schulter an Schulter. So kamen die alten Zeichen Volk und Vaterland, die in Tiefen wunderbar schliefen, wieder ans Licht. Und da das Leben die Liebe ist, nur durch alle Maechte der Wandlung zu laeutern, kann man hoffen, dass auch ein groesserer Eros einst heimkehren wird. Der Mensch, der erfahren hat, was er leiden kann, erfaehrt auch erst die Kraft seiner Liebe.

Georg Hirschfeld.

Ehrentafel.

An deutschen Heldentaten ist dieser Krieg so reich, dass ihre geschichtstreue Schilderung Baende ueber Baende erfordern wird. Die „Liller Kriegszeitung" hat aus der fast unuebersehbaren Fuelle von Aufzeichnungen einzelner Truppenteile, die im Verband unserer Armee gekaempft haben, noch nicht den zehnten Teil veroeffentlichen koennen. Und in dieser Auslese sollen auch nur ein paar Proben wiedergegeben werden, die von der praechtigen Siegesstimmung hier an der flandrischen Front zeugen. Man muesste die Tagesberichte jeder Kompagnie, jeder Batterie, kurz jedes einzelnen Truppenteils, der hier im Feuer lag, erzaehlen, wenn man ganz gerecht Lob und Preis verteilen wollte. Denn ihre Waffentaten beweisen es in allen Abschnitten, die wir durchleben: Die Geschichte eines jeden deutschen Regiments ist in diesem Kriegsjahr zu einer Ehrentafel geworden!

Das Eiserne Kreuz I. Klasse am gleichen Tage fuer einen Leutnant und seinen Burschen.

Unter den mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichneten Helden von Neuve Chapelle befinden sich ein Leutnant vom Infanterie-Regiment Nr. 13 und sein Bursche, dem am gleichen Tage dieser hohe Lohn zuteil wurde. Dieses wohl einzig dastehende, denkwuerdige Zusammentreffen und das tapfere Verhalten der beiden Ausgezeichneten sind es wert, der Allgemeinheit bekanntgegeben und vor dem Vergessenwerden bewahrt zu werden.

Leutnant Gebser, dessen Vater Bezirksoffizier in Glogau ist, hatte an einem der ersten Tage von Neuve Chapelle mit seinem Burschen, dem aus Essen stammenden Musketier Tuerck, einen gefahrvollen Gang zum Zwecke der Aufklaerung an die Linie der Englaender gemacht, bei dem sie nur durch ihre grosse Geistesgegenwart dem Tode oder der Gefangennahme entgingen. Auf ihrem Gange begegnete

ihnen naemlich ploetzlich eine starke englische Patrouille; ein Ausweichen war unmoeglich, das einzige Versteck bot ein tiefer Wassergraben, in dem beide kurz entschlossen untertauchten. Die Englaender vermuteten unter dem lehmigen Wasser keinen feindlichen Spaeher und gingen ahnungslos vorueber. Als die beiden Taucher sich gegenseitig heraushelfen wollten, kamen die Englaender, durch das entstandene Geraeusch argwoehnisch geworden, zurueck; aber wieder entzogen sich die beiden durch Untertauchen den suchenden Blicken der Patrouille, der so ein guter Fang entging. Denn zwar durchnaesst und lehmig, aber mit wertvollen Ergebnissen ihrer fortgesetzten Erkundung kehrten beide wohlbehalten zu den Ihren zurueck.

Und nun kam der Tag, an dem durch heldenmuetigen Angriff dem verhassten Feinde das entrissen werden sollte, was er am Tage vorher mit ueberwaeltigender Ueberzahl seiner Streitkraefte und mit einem entsetzlichen Artilleriefeuer den Unseren abgenommen hatte. Gegenueber den immer erneut anstuermenden Bataillonen der Englaender und ihrer indischen Knechte, gegenueber dem unausgesetzten entnervenden Hagel schwersten Artilleriefeuers, das die Schuetzengraeben zu Mus und Brei zerwuehlte, gegenueber den heissen Kaempfen des Vortages gehoerte schon das heldenmuetige, frische und unverzagte Draufgaengertum unserer braven Truppen dazu, solch einen Gegenangriff moeglich erscheinen zu lassen. Und dass es an solchem Heldentum, das sich nicht anders gibt wie selbstverstaendlichste Pflichterfuellung, nicht fehlte, zeigten unter den Vielen in glaenzender Weise Leutnant Gebser und sein Bursche Tuerck.

Durch eine Sappe puerschen sie sich mit einigen anderen Beherzten vor und treiben mit Handgranaten die Englaender zurueck. Aber ploetzlich gehen die Handgranaten aus. Die Lage wird sehr bedrohlich; ein starkes Artillerie- und Infanteriefeuer sperrt den Rueckweg zu weiteren Handgranaten. Aber unverzagt macht Tuerck sich auf, kommt — wie durch ein Wunder unversehrt — zur Gefechtsstelle seines Bataillons und bringt von dort der tapfer ausharrenden Schar zwei Saecke mit Handgranaten zu weiterem verderbenbringendem Wirken zurueck.

Inzwischen ist zwar links der tapferen Schar unser Angriff vorgetragen, aber das moerderische Artilleriefeuer hat die Reihen der todesverachtenden Angreifer stark gelichtet. Wieder ist es Tuerck, der durch den Hagel der Geschosse in Eile den Weg zum Bataillons-Gefechtsstand unverzagt antritt und dort Meldung erstattet, dass Verstaerkung unbedingt not tue.

Tuerck wird jetzt beim Bataillonsstab, wo inzwischen alle Meldegaenger gefallen sind, zurueckbehalten.

Inzwischen hat sich in unserer Linie ein rechter Winkel mit einem unbesetzten Zwischenraum von etwa 25 m gebildet. Die Englaender erkennen diese kritische Lage alsbald; sie werfen starke Massen dorthin, um durchzubrechen, und unsere duennen Schuetzenlinien nach beiden Seiten aufzurollen. Aber auch Leutnant Gebser erkennt sofort das Gefahrvolle dieser Lage; mit schnellem Entschluss entnimmt er seiner ohnehin stark gelichteten Feuerlinie 25 Mann, die ihrem beherzten Fuehrer ebenso beherzt folgen, besetzt mit ihnen den Zwischenraum und nimmt den anstuermenden Feind unter ein

Flankenfeuer, das bald die 25 Laeufe gluehen laesst. Kaum sieht er, dass die Englaender stutzen, da gibt es kein Halten: Leutnant Gebser bricht mit seiner schwachen Schar mit blanker Waffe und dem Todesmut des Siegers auf den Feind, der trotz mehrfacher Uebermacht diesem Ansturm nicht standzuhalten vermag.

Durch diese wackere Tat kam der Gegenvorstoss der Englaender endgueltig zum Stehen.

Inzwischen hatte sich auch fuer Tuerck eine Gelegenheit geboten, zu zeigen, dass ein umsichtiges und heldenhaftes Verhalten des einfachen Soldaten imstande ist, zoegernde Kameraden mitzureissen und ihnen den fehlenden Fuehrer zu ersetzen.

Bei dem ungemein heftigen Feuer der Englaender, bei den stellenweise wuetenden Nahkaempfen, hatten sich Angehoerige verschiedener Truppen vermischt, und eine Schar in Staerke eines Zuges war, da kein Fuehrer sie zusammenhielt, nach heftigen Verlusten in der Naehe der Bataillons-Gefechtsstelle zurueckgegangen. Die fuehrerlose Schar der durch das furchtbare Artilleriefeuer zermuerbten Kaempfer vermochte es nicht, aus eigenem Antriebe neu auszuschwaermen und den verlassenen Graben wieder zu besetzen. Jeden Augenblick konnte dieser von den vorbrechenden Englaendern genommen werden. Kein Offizier, kein Unteroffizier war zur Stelle, der die Fuehrung haette uebernehmen koennen.

In dieser ungemein gefaehrlichen Lage springt ploetzlich der Musketier Tuerck vor: „Der Zug hoert auf mein Kommando!" Er ordnet die Reihen, dann ein energisches: „Sprung — auf! marsch! marsch! Und mitgerissen von solcher heldenhaften Kraft und Entschlossenheit stuermen die eben noch Wankenden ihrem neuen Fuehrer nach und treiben die in den Graben schon eindringenden Englaender im ersten Ansturm zurueck. Sie besetzen erneut den Graben und unterwerfen sich willig der umsichtigen Feuerleitung des Musketiers Tuerck, durch dessen Verhalten, kurze Entschlossenheit und Kaltbluetigkeit trotz dichtesten feindlichen Feuers eine sehr bedrohliche Lage fuer uns gerettet wurde.

Wenige Tage spaeter trugen beide Helden, Leutnant Gebser und Musketier Tuerck, das schlichte Kreuz von Eisen, das Kreuz I. Klasse, an ihrer linken Brust.

Ausraeucherung von Englaendern.

Der Sturm auf die Stellung bei dem Dorfe L. H . . . . . stand bevor. Noch am vergangenen Abend hatte der Feind aus seinen Graeben lebhaft geschossen. Besonders gefaehrlich erschien ein Maschinengewehr, das einen vor der feindlichen Stellung befindlichen Drahtzaun flankieren konnte. Da hiess es: „Pioniere vor!" Drei Trupps der 1. Feldkompagnie des Pionierbataillons 22, je ein Unteroffizier, 6 Gefreite und Pioniere aus einer grossen Zahl Freiwilliger gingen vor, um das Drahthindernis zu beseitigen und die Englaender mit Sprengladungen aus ihren Stellungen zu vertreiben. Ein kleinerer Schuetzengraben war ziemlich weit vorgeschoben, und dieser behinderte, falls er besetzt war, die ganze Unternehmung. Da erbot sich flugs der Kriegsfreiwillige Sturm aus Mildenfurt (Sachsen-Weimar), festzustellen, ob dieser Graben noch besetzt gehalten

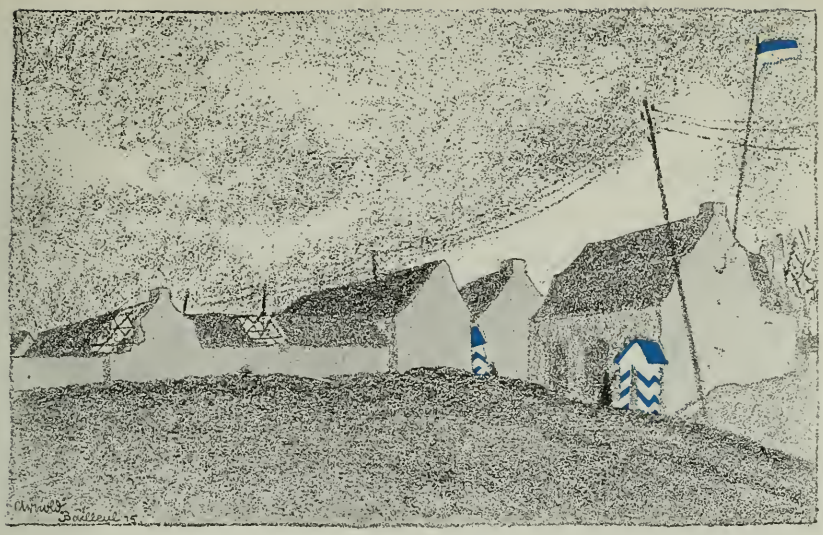
wuerde. Er kroch in seinem Schleichanzug vor und glitt, da er niemanden im Graben bemerkte, in diesen hinein, um von hier aus das verabredete Zeichen zu geben. Nun wurden die einzelnen Patrouillen losgelassen, die mit gegenseitigem Einvernehmen sich langsam an die feindlichen Graeben heranschlichen. Die Draehte der doppelten Zaeune, die sich mit etwa 30 Schritt Abstand vor den Stellungen der Englaender befanden, wurden ganz vorsichtig, um jedes Geraeusch peinlichst zu vermeiden, durchschnitten. Von den ganz dicht herankriechenden Patrouillen wurden nun mit schneller Aufeinanderfolge die gezuendeten Sprengladungen in die Schuetzengraeben geworfen. Die starken Detonationen waren von lautem Geklage des Feindes begleitet. Recht guten Erfolg mussten die Ladungen des Unteroffiziers Wohlrabe (Treuen i. Sa.), Gefreiten der Res. Gau (Torgau), Kriegsfreiwilligen Kuehn (Barmen) gehabt haben. Am guenstigsten wirkten diejenigen des Gefreiten der Res. Rozeck (Leipzig) und des Pioniers der Res. Pombach (Niedervogelsang); deren Sprengladungen trafen gluecklicherweise gerade das Maschinengewehr; das feindliche Feuer war dadurch immer schwaecher geworden.

Inzwischen fing es an zu daemmern, und befohlenermassen trat die Infanterie zum Sturm an, voran kleine Pioniertrupps, im Fall, dass etwaige Hindernisse wegzuraeumen waren, obwohl die zurueckgekehrten Pionierpatrouillen von der Nacht her gemeldet hatten, dass die Drahtzaeune zerstoert seien. Doch siehe da, die Schuetzengraeben der Englaender waren verlassen; diese waren durch die Sprengladungen geradezu herausgeraeuchert worden. Pionier Sturm wurde fuer sein todesmutiges Verhalten mit der bronzenen Friedrich August-Medaille ausgezeichnet, die anderen tapferen Pioniermannschaften mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse belohnt. Gefreiter der Res. Gau starb beim Sturm am uebernaechsten Tage den Heldentod.

Ein Trompeter-Stücklein.

Es war an der Aisne. Das Feldartillerie-Regiment Nr. 77 lag schon seit einer Reihe von Tagen in lebhaftem Artillerie-Kampf mit den gegnerischen Bombenschmeissern. Mir ward als Fuehrer der leichten Kolonne die Aufgabe zuteil, unsere zweite Abteilung mit dem kostbaren Gute der Munition zu versorgen. Eines schoenen Nachmittags pirschte ich mich — es war mein gewoehnlicher Nachmittags-Spazierritt — auf bekanntem Wege und in Begleitung meines Trompeter-Unteroffiziers Leissler zu meinem Abteilungskommandeur vor, dessen Beobachtungsstand auf der Hoehe vor den Batterien lag. Trompeter Leissler ging mit den Pferden in ein seitlich des Beobachtungsstandes befindliches Birkenwaeldchen, und ich selbst fand meinen Abteilungsfuehrer ,der sich gerade ein wenig sonnte, hinter seinem Unterstand gemaechlich ausgestreckt.

Alles schien ruhig. Der Gegner hatte anscheinend das Schiessen ganz vergessen. Kurz, es war ein Waldidyll im allerherrlichsten Sonnenschein. — Da ploetzlich ein Pfeifen, ein Krachen vor, neben und ueber uns, als ob die Hoelle ihre Pforten geoeffnet haette. Schrapnells und Granaten kommen geflogen — eine famose



Bailleul bei Arras, die erste Stellung der Bayern

Fruehlingsbotschaft in Flandern

Wach auf, mein Herz, der Fruehling kam
Mit seinen sonnigen Tagen.
Lad' deinen Schmerz und allen Gram
Auf seinen Bluetenwagen.
Die Voeglein jubeln in Feld und Hain:
„Der Lenz ist da, lasst ihn herein!"
Die Lerche jauchzt, der Staar pfeift's nach:
„Bald wird er kommen, der grosse Tag,
Und mit des Fruehlings Sonnenschein
Zieh Friedensahnung bei dir ein!"

Soldat Paul Tammschneider

Mischung —, und, als ob der Gegner gerade fuer diesen Augenblick seine Munition aufgespart haette, so hagelt es binnen kurzem auf die Batterien und in unser idyllisches Birkenwaeldchen, dass einem nicht ganz wohl dabei wird. Mit wenigen Saetzen sind wir am Unterstand bei der Beobachtungsstelle. Hier angelangt, ist mein erster Gedanke: „Wo ist Leissler mit den Gaeulen?" Mein Fuchs liebt diese Musik nicht sehr, das weiss ich. Vorsichtig stecke ich meinen Kopf zum Unterstand hinaus, um Ausschau zu halten. Was sehe ich! Das Fuechslein galoppiert ohne Zaeumung dicht hinter der Stellung der 6. Batterie und bockt und schlaegt nach den um ihn herumplatzenden Granaten, als ob es sich laestiger Fliegen erwehren wollte. „Lebe wohl, Fuechschen," denke ich; „dich loszureissen, war nicht schlau." Und dann: „Herrgott, es wird doch nicht meinen braven Trompeter erwischt haben!" Der Granatregen nimmt zu. — Und nun sehe ich, fast kann ich meinen Augen nicht trauen, Trompeter Leissler, die Zigarette im Munde, gemaechlichen Schrittes als zweite Figur auf dem Bilde erscheinen. Mit ruhigem Zuruf lockt er den Fuchs, dieser hoert trotz des Getoeses die bekannte Stimme. Leissler hat ihn beim Schopf, und willig laesst sich das Tier nun fuehren bis zu der Stelle, wo Ross und Reiter in Sicherheit sind.

Es war zwar nur ein Pferd, das dieser brave Trompeter gerettet hat, aber sein Hauptmann vergisst ihm dieses Stuecklein nie.

Hauptmann Duenkelberg.

Ein tapferes Hurra

Am ..... stand die 3. Batterie des Torgauer Feldartillerie-Regiments Nr 74 bei ..... an der belgisch-franzoesischen Grenze hinter einer Chaussee an einem grossen Gehoeft in heissem Feuergefecht. Die ersten Schuesse waren kaum abgefeuert, als die Batterie vom Feind erkannt wurde und von mehreren englischen Batterien mit Schrapnells geradezu ueberschuettet wurde. Aber trotz des feindlichen starken Feuers und trotzdem Treffer auf Treffer in die Batterie kam und unter der Geschuetzbedienung schwere Verluste verursachte, erlahmte die Feuertaetigkeit keineswegs. Gruppe auf Gruppe wurde dem Feinde hinuebergeschickt. An die Stelle der gefallenen und verwundeten Kanoniere traten andere Kameraden. Und wenn es auch unmoeglich schien, durch den dichten Kugelregen hindurch von einem etwa 100 m hinter der Batterie gelegenen Strohdiemen die Munition an die Geschuetze heranzuholen und mancher Brave beim Herbeischaffen der Munition sein Leben lassen musste, mit wahrer Todesverachtung und tapferer Unerschrockenheit sprangen immer wieder Mutige vor und schleppten ueber das freie Feld, das von den Kugeln foermlich uebergossen wurde, neue Munition zu den Geschuetzen. Jeder stand da seinen Mann. Mit welcher Begeisterung und Todesverachtung gekaempft wurde, zeigt das Beispiel des Kriegsfreiwilligen Hoetzel, der, obgleich gedienter Landsturmmann, sofort am ersten Mobilmachungstage sich als Kriegsfreiwilliger gestellt hatte, um bei seiner alten Batterie, bei der er seinerzeit seiner Dienstpflicht genuegt hatte, den Feldzug mitzumachen. Hoetzel hatte gleich zu Beginn des Gefechtes einen Schuss durch beide Oberschenkel bekommen. Da lag er nun, achtete seiner Wunden aber nicht. Sein ganzes

Sorgen galt nur dem Niederringen der feindlichen Batterien. Mitten im feindlichen Feuer, im dichtesten Kugelregen, spornte er durch begeisterte Zurufe seine Kameraden zum Aushalten und Durchhalten an. Und als die Meldung kam, dass eine feindliche Batterie nach der anderen fluchtartig das Feld raeumte, da richtete er sich hoch auf, und mit lauter markiger Stimme brachte er, mitten im staerksten feindlichen Feuer, ein Hurra aus, ein Hurra auf den Kaiser.

Pferdetraenken und Brotbacken

Der Kanonier Laue der 2. Batterie des Torgauer Feldartillerie-Regiments Nr. 74 war noch waehrend des Strassenkampfes in X in das Dorf hineingegangen, um einige Meldereiterpferde zu traenken, da die Reiter beschaeftigt waren. Als er nach einem Traenkeimer suchte, entdeckte er in einem Stalle einen franzoesischen Infanteristen, der die Tuer jedoch von innen verriegelt hatte. Kurz entschlossen versuchte Kanonier Laue zuerst mit dem Seitengewehr die Tuer aufzubrechen, als das misslang, nahm er einen in der Naehe liegenden Balken, zertruemmerte die Tuer, nahm den Franzosen gefangen und uebergab ihn der Infanterie. Darauf traenkte er die erschoepften Pferde.

Um das zaeh verteidigte Dorf X entspann sich ein erbitterter Kampf. Noch waehrend der Infanteriekampf im Dorfe tobte und die beiderseitigen Artillerien das Dorf beschossen, buk der Kanonier Kirbst der 2. Batterie des Torgauer Feldartillerie-Regiments Nr. 74 aus eigenem Antrieb, nachdem er sich vorher dazu die Genehmigung eingeholt hatte, in einer Baeckerei des Dorfes, um seine Batterie mit Brot zu versorgen, da es in jenen Tagen mit der Verpflegung schlecht bestellt war. Trotzdem eine Granate in die Baeckerei selbst einschlug, vollendete er sein Werk.

Schwierige Fernsprechverbindung

Es war am 31. August 1914, in den Tagen des raschen Vormarsches der Sachsen. Der 4. Zug der Fernsprech-Abteilung 19 erhielt die Aufgabe, bis 9 Uhr vormittags die telephonische Verbindung mit dem voraussichtlichen Standort des Generalkommandos fuer den 31. August herzustellen. Zurzeit des Baues lag dieser Ort noch ungefaehr vier Kilometer vor unserer aeussersten Vorpostenlinie. Trotzdem gingen die Mannschaften frisch und wacker an die Arbeit. Unteroffizier Mueller aus Werdau erhielt den Auftrag, zu bauen. Der Zugfuehrer, Leutnant Froitzheim aus Hoechst a. M., Vizewachtmeister Daehmert aus Doebeln und Sergeant Schreiber aus Breitenbrunn i. Sa. ritten vor, um den Weg zu erkunden und einen Stationsraum in Ch. ausfindig zu machen. Dieser Ort konnte noch nicht lange von den Rothosen verlassen sein. Feindliche Patrouillen blieben vor ihnen dauernd in Sicht. Es war kaum die Station eingerichtet, als der Ort auch schon von zwei Seiten unter Artilleriefeuer genommen wurde, wahrscheinlich vermuteten die Franzosen dort groessere Truppenmassen. Pferde und Wagen wurden schnell in Deckung gebracht und der Apparat bedient. Als jedoch die Brummer dicht neben dem Stationsraum einschlugen, wurde die Station in den Keller verlegt.

Das Feuer liess nicht nach, und erst als die Gebaeude schon Feuer fingen, entschlossen sie sich nach ungefaehr vierstuendigem Ausharren, das Dorf durch einen gedeckten Ausgang zu verlassen und dicht hinter dem Orte auf freiem Felde gedeckt Station zu errichten. Sie blieben unentdeckt, bedienten den Apparat und beobachteten aufmerksam die Umgegend. Gegen 5 Uhr nachmittags sahen sie in der Ferne einzelne Reiter, die sich bald als vorausgeschickte Patrouillen eines Kavallerie-Regiments entpuppten, das zur Aufklaerung vorausgeschickt war und den Anschluss an das Armeekorps suchen sollte. Der Telephonist stellte die Verbindung mit dem Generalkommando her, und schon konnten die wichtigen Meldungen, Beobachtungen und Erkundungen der Kavallerie, aus denen die Stellung des Feindes hervorging, uebermittelt werden.

Kaltbluetigkeit einer Geschuetzbedienung

Am 15. Juni bekam die Batterie starkes Feuer, wodurch der Batterieoffizier verwundet wurde. Noch hofften wir aber, dass die uns in neun Monaten lieb gewordene Stellung, wie schon oft, nur zufaellig unter Feuer lag. Am 19. wurde aber jedes Schiessen sofort mit schweren Granaten beantwortet. Trotzdem feuerte die Batterie auf zwei feindliche, unsere Infanterie beschiessende Batterien weiter, bis diese schwiegen. Dicht vor und hinter den Geschuetzen schlugen die Geschosse ein. Eine Gruppe ging in die Haeuser der Bedienungen. Am dritten Geschuetz, unter Geschuetzfuehrer Leibfried, fielen der Richtkanonier und ein Mann, am ersten Geschuetz, unter stellv. Geschuetzfuehrer Spaeth, fiel ebenfalls ein Mann durch Sprengstueckverletzung aus. Wegen des staerker werdenden feindlichen Feuers wurde gerade „Uebertreten" befohlen, als eine Granate in den Geschossraum des zweiten Geschuetzes schlug. Beherzt sprang Geschuetzfuehrer Neumann mit zwei Mann hinzu, um die in Brand geratenen Kartuschen zu loeschen, da grosse Gefahr bestand, dass die eigene Munition in die Luft ging. Der Gegner schoss unentwegt mit schwerem Kaliber weiter. Die Tapferen hielten im Feuer aus, trugen die Granaten aus dem brennenden Raum und loeschten mit Wasser, so gut es ging.

Am 20. erhielt die Batterie eine Reihe von Schiessauftraegen, die durchgefuehrt werden mussten, um die Nachbardivision vom feindlichen Feuer etwas zu entlasten. Nach wenigen Schuessen kam von drueben die Antwort. Die Leute kuemmerten sich nicht darum. Ruhig standen die Geschuetzfuehrer an ihren Haubitzen, die Zugfuehrer in der Mitte dahinter, wie auf dem Schiessplatz lief alles so glatt und schneidig ab. Besonderen Eindruck machte auch das Verhalten der jungen Mannschaft. Der 17jaehrige Geschuetzfuehrer, Fahnenjunker Unteroffizier Hardt aus Strassburg, der ebenso jugendliche Zugfuehrer Guenther Schwabe aus Berlin taten ebenso ruhig ihren schweren Dienst, wie jeder alte Mann, der den Krieg von Anfang durchgekostet hat. Am 20. Juni schlug wieder eine Granate in den Munitionsraum des zweiten Geschuetzes. Sofort eilte Unteroffizier Boehm mit den Freiwilligen Dieckmann und Kallendrusch hinzu, aber diesmal hatte nichts Feuer gefangen. Doch die naechste Granate haschte diese drei Braven. Die beiden ersteren wurden schwer,

letzterer leicht verwundet. Sanitaets-Unteroffizier Brecht war sofort zur Stelle und konnte die standhaft mit zusammengebissenen Zaehnen die Schmerzen Erduldenden verbinden. — Kaum hatte das feindliche Feuer nachgelassen, als die Bedienung an die Geschuetze eilte und das Feuer wieder aufnahme. Jeder wusste, wir schiessen auf Batterien, die auf unsere Graeben funken, und unsern tapfern Bruedern da vorn muessen wir helfen.

Leutnant Baier.

Fruehling 1915

Hat auch der Helden edles Blut
Die Wiesenhaenge rot benetzt,
Hat auch der Eisenhagel Wut
Der Baeume Krongeaest zerfetzt,
Musst' auch die Herbstenpracht der Au
Durch Menschenfaust zugrunde gehn —
Im Minenfeld vorm Drahtverhau
Sah ich ein Veilchen heute stehn.

Und Kaetzchen an dem Weidenstrauch,
An Baum und Busch das erste Gruen,
Erschauernd fuehlten wir den Hauch
Der Osternacht vorueberziehn.
Am wolkenreinen Himmelszelt
Zieht eine Lerche ihre Bahn
Und jauchzt ihr Lenzlied uebers Feld,
Den Lebensruf: der Tod ist Wahn!

Der Tod ist Wahn! Nichts Edles kann
Im Weltenbrande untergehn,
Aus Grabesnacht und Todesbann
Muss gross der Frieden auferstehn,
Und alle Liebe, die ihr gabt,
Die Opfer, die ihr dargebracht,
Die Toten, die ihr draussen habt,
Sind seine starke Lebensmacht!

Vorm Drahtverhau im Minenschacht
Ein Veilchen, schlicht und unversehrt,
Hat uns die Auferstehungsmacht
Des jungen Lenzes neu gelehrt.
Der Tod ist Wahn! Der Menschheit Tat
Kann auf der Erde nicht vergehn,
Denn aus der einen Todes-Saat
Muss einer neuen Glueck erstehn!

Felix Leo Goeckeritz.

Vor Armentières

„Du, de Englaender schiessen ja heide garnich?" —

„Dummgobb, heide is doch Sonndaach, du hamm die immer Fussballmaetsch in Armangtjaersch. "

Von hier und daheim

Beim Schippkommando

Der kahlkoepfige Armierungssoldat Knetschke erzaehlt wichtig: „Mensch, gestern die Granate, sei froh, dass du nicht dabei warst, mir haben sich alle Haare vor Entsetzen gestraeubt, wie das Ding explodiert ist!" — „Jott, und ik haett' das nu so jerne jesehen!" — „Du? Die Granate?!" — „Nee, wie sich dir die Haare straeubten!"

„Zehn Monate schipp' ich hier — nu soll meine Alte noch mal sagen, ich halt's in keiner Stelle aus!"

Zeitverlust

„Du, Huhuhuber, wie—wie lange muss denn ei—ein Ei ko—ko—chen, bis es wa—wa—wachsweich ist?" — „Na, bet'st halt a Vaterunser, nacha stimmt's." — „Ha—hast du auch da—daran gedacht, da—dass ich stottottere?"

Der gluecklich Urlauber

Ich bin zum Nachmittagskaffee bei einem mir befreundeten Staffelfuehrer. Grade hat dieser die kurzen, klaren Meldungen seiner Leute lobend erwaehnt, als sich die Tuer auftut und ein Landser eintritt, dessen militaerisches Vorleben mit Strafen reich gesegnet ist. Wohl im Anklang an fruehere Meldungen erstattet er folgende Meldung: „Achttaegigen Heimatsurlaub verbuesst!" — Der hat's bei seiner Gestrengen gewiss nicht allzu gut gehabt!

Sternkunde

Einige Kriegsfreiwillige von Wissensdrang unterhalten sich im Schuetzengraben in einer klaren Sternennacht ueber allerhand Weltraetsel. Schliesslich kommt man auch auf Astronomie zu sprechen, wobei einer, dem der Schalk hinter den Ohren sitzt, bestreitet, dass durch die Sonne unsere jetzige Zeiteinteilung geregelt werde. „Nu sag bloss mal, oller Quatschkopp, wie willste denn ohne Sonne die Zeit bestimmen, wie willste behaupten, dass das ohne Sonne moeglich ist?" „Na, sehr einfach," ertoent da die stolze Antwort, „nach dem Mars! Der Kaiser hat doch selbst gesagt: Mars regiert die Stunde!"

Die Irrung

A Muenchner Kindl, nach seiner Verwundung ins Lazarett verbracht, faellt in einen tiefen, wohl lange entbehrten Schlaf. Von diesem erwachend, sieht er die Schwester in ihrer weissen Schuerze vor sich stehen, und im Taumel waehnt er sich wohl in seiner geliebten Stammkneipe und ruft: „Resel, kimmst her, a Busserl und a Mass".

Der Aushungerungsplan

Wir kommen im Unterstand auf die hin und wieder kargen Kriegsmahlzeiten zu sprechen. Da sagte unser Richtkanonier, der mit allen Hunden gehetzt ist: „Ich hab' kein Geld, ich brauch auch keines. Mich koennen sie nicht aushungern. Mir schreiben 8 Tanten und 7 Kusinen."

Der deutsche Gruss

Der Rektor einer kleinen Gemeindeschule sagt seinen Schuelern. von nun an sollten sie niemals mehr Adieu sagen, sondern statt des haesslichen Fremdwortes ein schoenes deutsches Wort waehlen. Er schlaegt ihnen als Ersatz Lebewohl, auf Wiedersehen oder Guten Tag vor. Mittags um 12 Uhr bestellt er sich zwei der Abc-Schuetzen in sein Amtszimmer, um mit ihnen ein „kraeftiges Woertchen unter vier Augen" zu reden. Als die beiden ihre Reinigung erhalten hatten, machten sie Kehrt, und, trotz der Tragik des Augenblicks der Ermahnung eingedenk, stoesst der eine heulend an der Tuer hervor: „Auf Wiedersehen!"

Ein Luftkampf

Einem nebeligen, trueben Herbstmorgen war ein warmer, sommerfroher Oktobertag gefolgt. Die Pappelallee, die von G. aus gegen V. fuehrt, hatte sich nach einigen Nachtfroesten in bunte Farben gekleidet, und lustige Samenstaeubchen huepften, sich haschend und fliehend, von Blatt zu Blatt in neckischem Spiel. Nur einige im leichten Ostwinde flatternde gelbe Blaetter mahnten an das langsame Sterben der Natur.

Aus der Stellung der beï T. zum Schutze in G. stehenden Kraftwagengeschuetze loeste sich ein Personenwagen und steuerte der Allee zu, um in flotter Fahrt G. zu erreichen.

Schon waehrend der Fahrt liess Maschinengewehrgeknatter in den Lueften die Annaeherung feindlicher Flugzeuge ahnen. Auf dem Marktplatze in G. schmetterte das Musikkorps der wuerttembergischen roten Ulanen heitere Weisen zur Unterhaltung der in den Lazaretten liegenden Verwundeten und der wie in einem Weltbade bei den Klaengen der Kurkapelle promenierenden — Entschuldigung — auf und abgehenden Feldgrauen.

Leises Motorgeraeusch laesst sich vernehmen. Wum! Wum! Wum! melden sich die ersten Abschuesse unserer Kraftwagengeschuetze, und ihre Granaten jagen himmelan, mit hohlem Krach kurze Zeit nachher berstend. Die weissen Woelkchen, im Blau des Aethers schwimmend, zeigen die Flugrichtung des Aeroplans, eines grossen, rumpflosen Doppeldeckers, der nun, bombenschwanger, auf G. zugleitet. Auch das zweite Geschuetz meldet sich, und Woelkchen auf Woelkchen springt donnernd auf. Ein eigentuemliches Pfeifen in der Luft. Die erste Bombe! Sie krepiert. Ein Hagel von Eisen saet seine Schlossen ueber das Land. Sie hat auf dem Friedhof eingeschlagen, keine zehn Schritte vor dem Grabe zweier, vor Monaten durch Fliegerbomben getoeteter Soldaten, Splitter aus der Grabumfassung und dem schweren Eisenkreuze reissend. Und noch an andern Ruhestaetten tapferer Krieger haben die Sprengstuecke tiefe Runen eingeschnitten. Abermals das Pfeifen, dem ein Donnerschlag folgt. Eine Holzbeige stuerzt polternd uebereinander. Nun reden auch die Maschinenkanonen ihre eherne Sprache. Wie Raketen entsteigen die leuchtenden Vollgeschosse den Rohren, ganze Buendel, und suchen zischend ihr Ziel. Es ist ein herrlicher Anblick, ein erhabenes Feuerwerk. Ein zweiter feindlicher Vogel zeigt sich, gehuellt in eine schimmernde Rauchwolke blitzender Sprengpunkte. Surrr! Surrr! kommt etwas dahergeschossen wie eine grosse Stechfliege. Das rote Wimpel flattert froehlich an der mit dem Eisernen Kreuz auf weissem Grund geschmueckten Tragflaeche, und pfeilgerade schwirrt das kleine Ding auf den maechtigen Vogel zu. Ein Kampfflugzeug, ein Fockereindecker. Tack! Tack! Tack! Tack! jubelt sein Maschinengewehr mit der gefuerchteten K-Munition dem Feinde entgegen, und der eine Franzmann biegt scharf links ab — ihm scheint die Sache nicht mehr geheuer — verfolgt von dem Krachen der Granaten und den jubelnden Schlangen der Maschinenkanonen; der andere aber legt sich etwas auf die Seite, der rechte Fluegel hebt sich, wie zum Schlage ausholend, gegen den laestigen Brummer.

Hundert, zweihundert Meter saust er im Sturzflug hinab, dann macht er Front, d. h. will Front machen, gegen das kleine Ungetuem, doch sicher, wie ein zum Stoss ausholender Raubvogel, ist es ihm nachgejagt, dem ungelenken Riesen. Es pickt ihm in die Flanke, schwirrt um ihn herum, fasst ihn von hinten, von der anderen Seite, und immer jauchzender klingt sein Tack! Tack! zu den Klaengen des Marsches der Musikkapelle, — ein froher Siegesruf. — Der Franzmann muss unterliegen und sucht sein Heil in der Flucht. Der kleine Geselle aber laesst nicht locker, er muss seinen Widersacher erwischen. Da wendet der Kleine und gleitet der Erde zu. Ein bedauernder Ausruf aus dem Munde der Zuschauer. Der Franzmann aber enteilt dem Auge, in kurzer Zeit nicht mehr sichtbar, in schimmernde Weiten. — Der Eindecker ist glatt gelandet. Ein Motorschaden zwang ihn, sich den schon so sichern Sieg entgleiten zu lassen. Nur drei Geschosse waren ihm durch Tragflaechen und Schwanz gegangen, sonst waren das Flugzeug wie der Insasse, ein junger Offizier, ein grosser und schlanker Mann, der allein die Maschine wie das Gewehr bediente, unverletzt geblieben.

Allen aber, die das herrliche Schauspiel sahen, wird dieser Kampf zwischen David und Goliath unvergesslich bleiben.

Kriegsfreiw. Uoffz. Faber.

Sinnsprueche

Von Irene Ollendorff

Einen Teil des Lebens gibt man an seine Irrtuemer, und den anderen nimmt die Reue.

Einsam fuehlt man sich ohne etwas, das einem aehnlich ist.

Nichts ist leichter, als Menschenherzen erkaufen, und nichts schwerer, als eines besitzen.

Die Ledigen sehen die Ehe durchs Fernrohr, die Verlobten durchs Vergroesserungsglas, die Ehemaenner durchs Mikroskop.

Eine angenehme Entdeckung ist ein neuer Reichtum.

Den rechten Weg finden ist leichter als darauf weitergehen.

Das Jawort am Altar ist eine Bestaetigung der verlorenen Freiheit oder des wiedergefundenen Ichs.

Das eheliche Auskommen ist heutzutage zuweilen — das eheliche Einkommen.

In der Natur gibt es Dornen unter den Rosen, in der Menschheit Rosen unter den Dornen.

Auch der groesste Demokrat hat seine Herzenskoenigin.

Eine Frau ohne Geschmack ist wie eine Rose ohne Duft.

Es gibt keine Arbeit, die der Muehe nicht lohnte, aber manches Auge, das den Lohn nicht zu finden weiss.

Die Leidenschaft ist ein aufgewuehltes Meer; es reisst alles mit sich fort, auch die feindlichsten Inseln.

Spaziergaenge in Lille

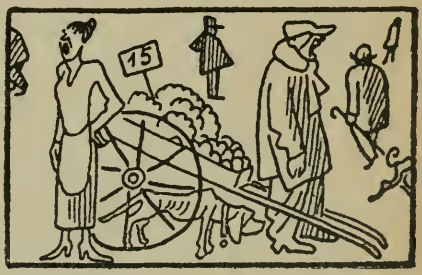
Von Kanonier Weiglin

Das verwinkelte Haus

Von aussen macht das Haus einen sehr stattlichen Eindruck. Zwar ist es im Verhaeltnis zu seiner Hoehe nur schmal, aber das hat es mit den meisten vornehmen Haeusern in Lille gemein, und es zeichnet sich vor seinen Kameraden durch maechtige Saeulen und allerlei barocken Zierrat aus. Es empfaengt den Besucher in einer hochgekuppelten Halle. Die Waende sind mit Marmor verkleidet und bemalt. Leichtgeschuerzte Goettinnen gruessen von der Hoehe hernieder. Das Ganze wirkt wie eine wunderliche Mischung von Kirche, Museum und Geschaeft. Aber dieser erste bleibt nicht der entscheidende Eindruck. Es kommt noch etwas hinzu, was einen Deutschen erfreut und doch wieder befremdet: hinter dieser prachtvollen Schauseite, auf die die Erbauer und Besitzer gewiss sehr stolz waren, steckt eine Rumpelkammer — was sage ich? —: steckt ein Gewirr von Saelen und Zimmern und Verschlaegen, in dem man sich selbst als dauernder Bewohner noch nach Wochen gelegentlich verlaeuft.

Uns ist auf der Schule haeufig gesagt worden, dass sich der Franzose durch besondere Klarheit und Schaerfe des Denkens auszeichne, waehrend uns Deutschen sehr haeufig das Gefuehl fuer Mass und Form fehle. Auf dem Gebiete der buergerlichen Baukunst besteht diese Meinung zu Unrecht. Wollten wir uns an Vorurteile halten, so waere dies verwinkelte Haus, dessen Grundriss uns allen ein dunkles Geheimnis bleibt, echt deutsch. Es mag hier

Fliegerbesuch



„Légume !"

vielleicht einmal vor Jahrzehnten ein ganz nuechterner und uebersichtlicher Bau gestanden haben, aber dann hat man zu erweitern, zu flicken, zu schmuecken begonnen, und das Ergebnis war das Wirrsal, in dem wir jetzt treppauf, treppab rennen und das fuer jeden Fremden trotz zahlreicher Wegweiser ein Irrgarten bleibt.

Der Gespensterhoffmann haette es kennen muessen. Ihm waeren hier am hellichten Tage die erstaunlichsten Abenteuer begegnet, und selbst wir Nuechternen wuerden uns nicht wundern, wenn hinter einer bisher von allen uebersehenen Tuer ein graues, verschrumpeltes Maennlein hockte, das ueber verstockten Folianten und raetselhaften Phiolen nach dem Stein der Weisen sucht und uns nach der Art des seligen Kammergerichtsrats hoeflich bittet, wir moechten uns zum Teufel scheren. Worauf wir, als muesste es so sein, mit geziemender Entschuldigung die Tuere hinter uns schliessen wuerden, als haette dieser etwas bissige Herr das zweifellose Recht, mitten unter uns seinen nicht unbedenklichen Studien obzuliegen, trotzdem er eigentlich schon vor hundert Jahren verstorben ist. —

Monsieur est parti — der Herr des Hauses ist verreist, natuerlich. Er hat nicht viele Spuren hinterlassen, denn das Haus diente ihm nur als Geschaeft. Aber auf dem Boden, wo man Kind sein moechte, um Verstecken zu spielen, hat er ein Stueckchen seiner Persoenlichkeit vergessen. Dort steht in einem grossen, sonst leeren Schrank in erhabener und glaenzender Einsamkeit sein Zylinder. Es ist ein guter, leichter Hut, dessen Schoenheit eine kleine Beule nicht wesentlich beeintraechtigt, zumal er dem Entdecker wie angegossen passt. Man hasste seinesgleichen in Friedenszeiten. Man liebte den weichen Filz, der noch immer etwas erfrischend Demokratisches hat. Jetzt betrachtet man die vielgeschmaehte Angstroehre fast mit ein bisschen Sehnsucht und stellt sie leise seufzend an ihren Platz. Nach ein paar Tagen ist sie verschwunden. Sollte sie bestimmt sein, ein deutsches Barbarenhaupt zu kultivieren?

Der Buchhaendler

Die Schule hat doch Recht. Mag der Franzose in der Bequemlichkeit des Fortwurstelns sich allerlei uns unbegreifliche Unklarheiten gefallen lassen, mag ihm der Sinn fuer die Wirklichkeit in politischen Dingen zu seinem Schaden, vielleicht zu seinem Verderben fast ganz abhanden gekommen sein: man stoesst doch immer wieder auf die alte franzoesische Tugend der Sachlichkeit. Ich kam neulich zu dem liebenswuerdigen Buchhaendler mit dem schwarzen Kaeppchen auf dem grauen Kopf, der mit uns Feldgrauen so erstaunlich gute Geschaefte macht, und bat ihn um eine Abhandlung ueber das Maedchen von Lille. Da belehrte er mich zunaechst, dass es nicht die schoene Lillerin hiesse, sondern dass man nur von dem Wachskopf reden duerfe, und sodann: was man

ueber die raetselhafte Dame wisse, koenne man in zehn Worten sagen. Was lohne es sich da, dicke Buecher zu schreiben? Er hat ganz Recht. Aber wenn ich wieder nach Deutschland komme, werde ich doch einmal auf die Bibliothek gehen. Ich bin ueberzeugt, die deutsche Gelehrsamkeit hat der franzoesischen die Arbeit abgenommen und entlaesst den Wissbegierigen mit ausfuehrlicherem, wenn auch nicht viel aufschlussreicherem Bescheid. Es kommt den Landsleuten Lessings eben nicht so sehr auf die Wahrheit, als auf den Weg zu ihr an.

Die Kinderlaetzchen

Wir schelten uns oft ruehrselig und haben Angst davor, es zu sein. Das gute Herz geht zu leicht mit uns durch, und unsre Feinde nuetzen das aus. Aber wir haben die Sentimentalitaet, die echte wie die falsche, nicht in Erbpacht genommen, und wie bei uns gedeiht sie auch unter den Stuermen des Krieges in Feindesland. In einem Weisswarenladen kann man Kinderlaetzchen kaufen mit allerlei gefuehlvollen Inschriften. Nicht etwa mit: „Papas Liebling" oder „Dem artigen Kinde", sondern mit der bangen Frage: „Wo ist Papa?" und der troestlichen Antwort: „Er wird bald wiederkommen", mit dem anfeuernden Ruf: „Ruhm den tapfern Streitern", mit der ruehrenden Versicherung: „Mein Herz ist beim Vater", mit dem halb harmlosen, halb altklugen Ausspruch: „Vaters Heimkehr — Mutters Freude". Wir sind uns nicht ganz einig. Wir moechten diese Gefuehlsanzeigen bei unsern Kleinen nicht sehen, und doch sind sie der Widerhall einer Sehnsucht, die wir verstehen ueber alle trennenden Schranken der Sprache und der Politik hinaus, und indem wir uns abwenden, um weiterzuwandern, fuehlen wir tief und ernst die unverletzliche Heiligkeit auch des feindlichen Herdfeuers.

Die Militaermusik

Auf der Grande Place recken die Leute die Koepfe gen Himmel. Im klaren Herbstblau ein schwarzes Puenktchen, ein Flieger. Die Sonne blendet, und man kann ihn nur muehsam mit den Blicken verfolgen. Aber unsere Abwehrkanonen sind auf dem Posten. Rings um ihn steigen die weissen Woelkchen auf. Ein Blitz im heiteren Himmel. Hat es den Kecken erwischt? Nein, aber er biegt entschlossen und schnell von seiner Bahn ab, weiter und weiter — wer sieht ihn noch? Da, horch, die Wachtparade zieht auf. Oft ist sie beschrieben worden, oft hat man sie selber an sich vorueberziehen lassen, aber man wird dieses Schauspiels nicht satt, das Deutschlands Macht auf fremden Boden verkoerpert. Es ist wundervoll, wie der Aufmarsch, wie jeder Griff bei unsern Landsturmleuten klappt. Es scheint, als ob jeder einzelne Mann es spuert, dass er hier als ein Sinnbild wirkt. Auch die Franzosen,

Maennlein und Weiblein, gucken zu. Aber was ihnen Eindruck macht, sind nicht der gleiche Schritt und Tritt, die Ordnung und Straffheit der militaerischen Zucht, sondern die gute Musik. Sie sei hinreissend, versichert ein Graubart und vergisst, dass die so mit Recht gelobte nicht als Kunst an sich zu werten ist, sondern als ein Mittel jenem verhassten Militarismuss dient, dessen gespenstische Greuel unsere Feinde ausrotten wollen. Dieselben Musiker koennen freilich auch anders. Neulich war in der Kathedrale wieder einmal Kirchenkonzert. Da toenten Wagners Gralsritterklaenge durch den fremden Raum, und als die Verheissung von der Erloesung durch den reinen Toren zum Gewoelbe aufstieg, da reichten sich in dem gotischen Tempelbau alle guten Geister unserer friedlichen Heimat die Haende.

Die Puffspieler

In einem der grossen Kaffeehaeuser der Stadt sitzen jeden Mittag zwischen zwei und drei Uhr zwei Puffspieler. Der eine, der Juengere, wuerfelt und schiebt seine Steine schweigsam. Ich habe ihn, so oft ich ihn beobachtete, kaum ein Wort reden hoeren. Der andere, der Aeltere, und aeusserlich Behaebige, ist ein Strudelkopf. Er zaehlt laut und verfolgt jeden Zug des Spiels mit Ausrufen. Er ist offenbar mit Leib und Seele dabei, und es beruehrt seltsam, in dieser Zeit, unter solchen Umstaenden einen Menschen so gaenzlich Tag fuer Tag zur bestimmten Stunde in einer muessigen Unterhaltung aufgehen zu sehen. Aber neulich unterbrach er das Spiel. Ein Junge betrat den Raum und bot die „Gazette des Ardennes" aus. Er kaufte hastig und durchlas dann langsam und bedaechtig, ganz gegen seine Art, die lange Liste der Gefangenen. Still legte er sie beiseite, schuettelte gegen seinen Partner den Kopf, und das Spiel ging weiter. Er war bald wieder so aufgeregt wie vorher. Als ich mein Glas Kaffee zahlte, fragte der Kellner bescheiden an, ob er mir einige der papiernen 5-Centimes-Muenzen anbieten duerfe. Er laechelte verlegen, als wenn er sich seines Landes ein bisschen schaemte.

Franzosenfreundlichkeit

Im allgemeinen sind die Leute freundlich, zuvorkommend. Wir brauchten neulich einen Karren und wurden an eine wildfremde Frau gewiesen: die haette einen. Sie hoerte mit grosser Liebenswuerdigkeit die Bitte an, erschrak ein wenig, denn sie verstand zunaechst, dass sie das Waegelchen an die fremden Barbaren abgeben sollte, und war sehr beruhigt, dass es sich nur um ein Leihen handle. Es war eine quicke und zierliche Dame, die sich in jeder Weise bemuehte, selbst das schwere Schuppentor oeffnete und sich tausendmal bedankte, als wir ihr ein wenig vorplauderten. Sie wuenscht sehnsuechtig den Frieden, genau so wie

unsere Lieben daheim, und steht dem Unheil ihres Volkes ratlos gegenueber. Schade, dass man ihr nicht einen kleinen Zug berichten konnte, den ich ein paar Tage spaeter entdeckte. Da las ich an einer Stelle, die viele deutsche Soldaten betreten, die Worte an die Tuer gekritzelt, unser Kaiser sei toller als der Sultan von Marokko So plump, so stumpf diese Schmaehung ist — sie zeigt den hassgetraenkten Charakter dieses Volkes, ueber den man sich auch durch aeusserliche Liebenswuerdigkeit nicht hinwegtaeuschen lassen soll.

Das Schützengrabenspiel

Ein kleiner Laden in einer abseitigen Strasse. Das Schaufenster vollgestopft mit allerlei duerftigem Spielzeug. Ein paar Nackedeis, die der Bekleidung durch die geschickten Haende kleiner Puppenmuetter harren, ein blauer Harlekin mit gelben Gloeckchen, ein weisses Baehlamm mit rotem Bande. Das und noch anderer Kram koennte auch deutsche Kinderherzen erfreuen. Das Prunkstueck der etwas verstaubten und unordentlichen Auslage aber ist ein neues Spiel fuer kleine Franzosen, das Schuetzengrabenspiel: ein Viereck mit gewundenen Linien, die zum Mittelpunkt fuehren. Dort sind die deutschen Farben zu sehen, waehrend an den Ecken Frankreichs, Belgiens, Englands, Russlands Fahnen die Verbuendeten darstellen. Fuer den Spieler kommt es nun darauf an, mit Hilfe der Wuerfel moeglichst schnell die Mitte zu erreichen. Wem das gelingt, der hat verloren, so heisst es in der gedruckten Spielregel. Man sollte diesen Satz den Franzosen nachdruecklich einpraegen. Vielleicht wuessten sie dann, wer Sieger ist. Einstweilen glauben viele noch nicht dran, so wenig wie jene Frau, deren Einquartierung vom Urlaub nach Frankfurt zurueckkam, es zu fassen vermochte, dass Goethes Vaterstadt in deutschen Haenden sei.

Der alte Garçon

Wir essen in einer Kneipe, die einen stolzen, an himmlische Gefilde erinnernden Namen traegt. Zu Unrecht, denn es ist eine bescheidene Wirtschaft, deren Bequemlichkeiten hinter denen einer Berliner Weissbierstube zurueckstehen. Aber der Franzose hat wohl nicht den Sinn fuer die Gemuetlichkeit der Kneipe wie wir, und das ist ja am Ende kein Nationalfehler. Kurzum, wir sind zufrieden mit Speis' und Trank in unserer Stampe — ob Estaminet damit zusammenhaengt! — und wir haben sogar eine Sehenswuerdigkeit. Das ist der Garçon, der Kellner, ein aelterer Herr mit grauem Wuschelkopf, kurz gehaltenem Schnauzbart, kraftvoll geschwungener Nase, auf der ein Klemmer sitzt, und ewig hochgezogenen Brauen. Er fuehlt sich herabgewuerdigt, dass er in einer Schenke bedienen muss, noch dazu uns einfache Soldaten. Er wurde sonst nur zu Hochzeiten und anderen Festen

herangezogen. Jetzt ist er aus seiner vornehmen Bequemlichkeit gerissen und muss schneller rennen, als es seine Wuerde eigentlich erlaubt. Er klagt, dass er von frueh bis spaet auf den Beinen sein muss, aber er macht sich das Leben selber schwer, denn er ist gar nicht umsichtig und wuerde bei Aschinger sich bald unmoeglich machen. Er plaudert gern und vergisst dann seine gerunzelte Stirn Er lacht und macht sein Spaesschen. Er versteht ertraeglich deutsch, aber er spricht es nicht, sondern verbessert mit der ganzen Eleganz eines Mannes, der in Paris gewesen ist, die ungeschickten Bestellungen seiner Gaeste.

In der Kirche

Die Kirchen. Sie haben nicht die Ehrwuerdigkeit unserer deutschen Dome, sind zum groessten Teil neu oder erneuert, und man fuehlt, dass ihnen die Obhut des Staates fehlt. Die Beter und Beterinnen ergreifen uns. Wir treten ein zu kurzer Zwiesprache mit unserem Gott und sehen ein gedemuetigtes und dennoch stolzes Volk, das sicherlich um unser Verderben bittet, mag auch ein weiser Erlass des Papstes es allen Glaeubigen verwehren, um Sieg zu flehen. Viele tragen Trauer, die Muetter und Frauen jene tieffallenden Schleier, die wir zu Hause nur selten sehen. Gewiss, daheim bei uns ist es ebenso. Aber wir erinnern uns der zahllosen Anzeigen in franzoesischen Blaettern, in denen der Heldentod des einzigen Sohnes gemeldet wird, des einzigen. Wie viele Familien erloeschen bei der Kinderarmut dieses Volkes. Um das Standbild der Jungfrau von Orleans scharen sich die Beter. Die Heldenmuetige wird ihr Volk nicht befreien, solange es sich in unnatuerlichem Bunde mit denen befindet, die sie auf den Flammenstoss fuehrten.

Wirtshaus- und Ladenschilder

Lille ist ueberreich an Estaminets und uebertrifft in dieser Beziehung bei weitem unsere deutschen Staedte, die doch auch an allen vier Ecken einer Strassenkreuzung zu Gaste laden. Man begreift nicht, wovon diese zahllosen Wirtschaften in Friedenszeiten leben, und nun gar jetzt. Die meisten gaehnen einen an. Hier und da sitzen ein paar Buerger beim Schoppen und ruecken zusammen, wenn der fremde Soldat ueber die Schwelle tritt. Ein Miezekaetzchen dehnt sich, schlaefrig fragt die Wirtin nach unserem Begehr. Wir gehen bald wieder. Und doch hatte die Wirtschaft einen so huebschen Namen. Der Liller ist uns in der Wirtshaustaufe ueber. Er hat mehr Phantasie als wir, die wir ermuntert aufblicken, wenn wir in der Reichshauptstadt einmal an Stelle der ewigen Quellen von Patzenhofer und Schultheiss eine feuchte Ecke, eine Durststillstation oder dergleichen entdecken, von den in ueberwiegender Mehrzahl nichtssagenden

besseren „Restaurants" zu schweigen. Hier finden wir auf Schritt und Tritt eigenartige Benennungen, wie sie aehnlich vor Alters auch im deutschen Vaterlande ueblich waren: „Zum kleinen Tambur", „Zur Tafelrunde", „Zum silbernen Degen", „Zur goldenen Kanone", „Zur alten gruenen Muehle", „Zum Turm von Duenkirchen". Ist diese Mannigfaltigkeit, die bei der Masse der Wirtschaften wahrhaft erstaunlich ist, vlamisches Erbgut? Aber auch ein Lueftlein von Paris weht durch die Gassen dieser nordfranzoesischen Stadt. Oder was ist es anderes, wenn sich eine Kurzwarenhandlung „Zum kleinen Louvre" tauft oder ein Korsettladen sich eine klassische Nymphe als Namensschild erkiest?

Die Kinder in Lille

Durch die Rue Nationale faehrt ein Kinderwagen. In den weissen Betten mit rosa Schleifchen liegt ein blondkoepfiger Saeugling. Er zetert in derselben Sprache wie unsere Kleinen daheim, und der oft so troestliche Schnuller vermag ihn nicht zu beruhigen. Er erregt allgemeines Aufsehen. Jedermann freut sich ueber das zornige Buendelchen und ein wenig auch ueber die ob solchen Wutausbruchs etwas verlegene junge Mutter. Ein Kamerad sagt lachend: „Er aergert sich ueber die vielen deutschen Soldaten", und auf einmal taucht eine ferne Zukunftsfrage auf: Waechst hier wieder ein neues Geschlecht unserer Feinde heran? Ist der Erbfeind unsterblich?

Eigentlich haben sich die Kinder in Lille sehr gut mit den fremden Eroberern abgefunden. Man braucht nicht an jene unzaehligen Faelle zu denken, wo unser Landwehrmann beherzigt, dass Kinderschreien Gotteswort bedeutet und fuer mancherlei Beweise der Guete und Mildtaetigkeit laechelndes Zutrauen erntet. Gerade die groesseren Jungen und Maedel, die schon ein Gefuehl fuer die Schwere der auf ihrer Heimat lastenden Ereignisse haben muessten, passen sich mit erstaunlicher Gewandtheit den so gaenzlich veraenderten Verhaeltnissen an. Schon wer vom Bahnhof kommend die Stadt betritt, kann das beobachten. Da stuerzt ihm die Schar der kleinen Haendler und Haendlerinnen entgegen. Schneller und williger als ihre Eltern haben sie sich die noetigsten Brocken der fremden Sprache angeeignet und gebrauchen sie unbedenklich, mit jener nuechternen Sachlichkeit, die dem nach Verdienst ausschauenden Kaufmann eignet. Selbst ein fuer die franzoesische Zunge so zahnbrechendes Wort wie Wachsstreichholz bemuehen sie sich auszurufen.

Ein kleiner Junge von hoechstens zehn Jahren betritt ein Kaffeehaus und bietet aus einem Koerbchen Nuesse an. Er hat nicht viel Glueck bei den paar feldgrauen Gaesten und verkauft die wenigen, die er los wird, mit zuvorkommender, aber ernsthafter Miene, sucht beim Wechseln mit drolliger Wuerde die

vielen kleinen Scheine aus der sie sorgsam huetenden Brusttasche heraus, zaehlt sie mit den schwarzen Fingern wie ein langjaehriger Kellner auf und entfernt sich mit einem hoeflichen Danke. Da tritt die Wirtin auf ihn zu und laesst sich in ihre Schuerze auch eine Handvoll Nuesse geben, und alsbald entwickelte sich zwischen der stattlichen Dame und dem Knirps ein aeusserst lebhaftes und lautes Gespraech. Das Kerlchen kommt ordentlich ins Plaudern, und die Frau weiss ihn, wenn er sich verabschieden will, immer noch wieder zum Reden zu bringen. Es ist beinah so, als ob sich zwei Landsleute unverhofft in der Fremde begegnen.

Schraeg gegenueber ist ein grosser Laden, in dem es geschnitzte und gemalte Heilige, Kommunionandenken und Wachskerzen gibt. Ein Maedchen von fuenf Jahren sitzt davor, mitten im Gewuehl der Strasse, hat einen kleinen Tisch aufgestellt und schnipselt eifrig an einem Puppenkleid. Eine halbwuechsige Zeitungshaendlerin ruft mit schriller Stimme den „Bruesseler" aus. Keinen Vorueibergehenden uebersieht sie. Jedem naehert sie sich mit bescheiden anbietender Gebaerde. Da bemerkt sie, wie ihre kleine Landsmaennin mit noch ungeschickten Fingern sich vergebens bei ihrem Werke abmueht. Und sie laesst ein Weilchen ihre Zeitung Zeitung sein und hilft dem Kinde, selbst noch Kind. Um wieviel Kinderspiele mag sie betrogen sein! Dann ruft sie weiter: „Le Bruxelloix! Gazette des Ardennes! Liste des prissonniers!" —

Ein Stueckchen Brettl. Im Gastzimmer erscheinen zwei Buben von etwa zehn Jahren; es sind Brueder oder vielmehr Schwestern. Man hat sie ihres Berufes wegen in Hose und Jacke gesteckt. Es sind wandernde Akrobaten. Sie ziehen hoeflich ihren Filz, machen eine tiefe Verbeugung und beginnen ihre Kunst zu zeigen. Sie turnen an Stuehlen und Tischen, sie bauen aus ihnen schwankende Tuerme, auf denen sie balanzieren, und zum Schluss der kurzen Vorstellung rollen sie sich wie die Igel zusammen und mit unheimlicher Schnelle zur Tuer hinaus. Alles lacht. Schon sind sie wieder da, um, den Hut in der Hand, ein kleines Entgelt zu sammeln. Sie verdienen gut und bringen es an gluecklichen Tagen mit ihrer brotlos gescholtenen Kunst auf 15 Franken. Nicht so eigenartig wie sie tritt ein Nebenbuehler auf, ein Geiger. Er streicht die Fiedel ganz huebsch, und die Soldaten haben ihm die „Wacht am Rhein" und das „Deutschland, Deutschland ueber alles" so oft vorgesungen, dass er die Weisen spielen kann. Er tut es, ohne eine Spur von Verdruss zu zeigen, und man moechte wissen, ob der kleine Kopf mit den klugen schwarzen Augen sich wirklich so ganz mit den harten Tatsachen abgefunden hat oder ob er in seinem Herzen bei den deutschen Klaengen an die Marseillaise denkt. Und abermals taucht die ferne Zukunftsfrage auf: Waechst hier wieder ein neues Geschlecht unserer Feinde heran? Ist der Erbfeind unsterblich?

Die Sachsenkneipe „Zum fidelen Blindgaenger“

Lille bei Nacht

Der Abend waehrt lange in Lille. Die Geschaefte wissen nichts von der wohltaetigen Einrichtung des Achtuhrladenschlusses, und so ist die neunte Stunde eine von denen, wo das Leben auf den Hauptstrassen der Stadt am bewegtesten flutet. Die Kaufleute machen gute Geschaefte. Die Soldaten, die tagsueber keine Zeit dazu hatten, erledigen ihre Besorgungen. Die Buerger wandeln in ihr abendliches Kaffeehaus. Burschen in Muetzen und Maedchen ohne Hut schieben sich an den Haeuserwaenden entlang, klappernder Stoeckelschuhtritt trippelt vorueber. Doch dann wird es fast mit einem Schlage still auf den Strassen und Gassen. Die Wirtshaeuser leeren sich. Die Kauflaeden schliessen ihre Schaufensteraugen. Die Buerger und Maedchen und Burschen und Frauen sind so schnell und puenktlich in ihren Quartieren verschwunden wie die Soldaten, und wenn die verschnoerkelt schlagende Uhr auf der Hauptwache die zehnte Stunde meldet, dann hallt der Schritt des Postens hinter der Revolverkanone einsam ueber die Grande Place.

Jede Stadt offenbart die letzten Geheimnisse ihrer Seele, wenn ihre Bewohner schlafen. Sie waehnt sich dann gleichsam unbeobachtet. Sie beginnt zu traeumen und im Traum zu reden. Altes wird wiedergeboren, um neue Hoffnungen zu naehren. Alles Zufaellige versinkt in den Schatten der Nacht. Das Wesentliche tritt bedeutend hervor, und wo wir durch dunkle, verlassene Strassen zu streifen glaubten, spueren wir den tagsueber verwehenden Atmzug der Stadt und hoeren ihr klopfendes Herz.

Die gute Stadt Lille ist krank. Sie leidet an uns. Und wenn wir uns auch alle, von der hoechsten Dienststelle bis zum einzelnen Mann, bemuehen, groesstmoegliche Ruecksicht walten zu lassen: wir sind ihr doch eine Not und Last, und nur des Nachts traeumt sie von Freiheit, von Genesung. Dann verblassen die Farben der feindlichen Fahnen, die von einzelnen Gebaeuden, dem Franzmann zum Kummer, herabhaengen, die deutschen Wegweiser an den Strassenkreuzungen verschwimmen, und die Patronin von Lille steht so stolz auf ihrer Saeule, als haette nie ein fremdes Soldatenauge zu ihr emporgeblickt. Die Strassen und Plaetze, die die Ehre der Republik, den Glanz der Nation, das Gut der Freiheit, den veraltenden Ruhm Vaubans, den krampfhaft uebersteigerten Faidherbes feiern — sie dehnen und weiten sich foermlich in dem koestlichen Bewusstsein, franzoesisch zu sein. Wenn der Morgen erwacht, werden alle die vornehmen und reichen Haeuser ihre Herrschaften wiederhaben, die Arbeiter und Arbeiterinnen werden wie sonst in die Fabriken eilen, und vor dem Denkmal der Jungfrau von Orleans wird ein grosser Lorbeerkranz mit einer blau-weiss-roten Schleife liegen. Wenn der Morgen erwacht — einstweilen steigt immer noch ein deutscher Morgen herauf.

Und deutsche Augen sehen in der naechtlichen Stadt mehr als das amtliche Frankreich der dritten Republik, das sich auf den Hauptstrassen so breit macht. Im deckenden Dunkel versinkt die Gleichgueltigkeit der modernen Haeuserreihen, und wir fuehlen in den verschlungenen Gassen der Altstadt etwas von halbverschollener vlamischer Gemuetlichkeit. Selbst die neuen und herzlos-trocken gemauerten Tuerme von Sankt Moritz strecken sich wie die Zierate ehrwuerdiger Dome gen Himmel. Man koennte meinen, in einer alten niederdeutschen Stadt zu sein, und die Traulichkeit waere vollkommen, wenn irgendwo in der Stille ein Brunnen plaetscherte.

Aber wir lauschen vergebens. Kein Laut. Und doch, vom Bahnhof ein greller Pfiff und dumpfes Rollen. Wir wissen, das gehoert zum Krieg, und um den naechtlichen Traumbildern den Garaus zu machen, schleicht der breite Streifen eines Scheinwerfers ueber den Himmel. Die Stadt spuert in ihrem Schlaf des Tages Wirklichkeit. Die Truemmerhaufen der vor Jahr und Tag zerschossenen Haeuser brennen wie schwarze Wunden. Die goldene Bruenne der Jungfrau klirrt leise, und laut stampfen die genagelten Stiefel eines spaeten Feldgrauen durch die Stille.

Die redenden Haeuser

Auf den alten Vaubanschen Waellen ist es jetzt wunderbar. Sie liegen mit ihrer breiten Grasnarbe, mit den Gemuesegaerten in ihren Graeben, mit den hohen, herbstlich-bunten Baeumen so friedlich da, als waere ihre Ruhe niemals gestoert worden. Lange kann man auf ihnen spazieren, ehe man einen Menschen trifft. Ein deutscher Reiteroffizier macht seinen Erholungsritt. Eine junge, huebsche Dame jagt sich mit ihrem Hund. Dann sind wir wieder ganz allein in der Mittagsstille. Die Sonne steht leuchtend im staehlernen Blau des Herbsthimmels. Das Haeusermeer der Stadt scheint weit von uns in silbernem Glanz zu ruhen. Wir freuen uns, dass die neue Boerse ein so weithin sichtbares und wuerdiges Wahrzeichen der betriebsamen Stadt geworden, dass ihr hoher Turm die Formen des niedrigen auf dem schoeneren alten Bau so bruederlich wiederholt, aber dann schweift der Blick wieder erquickt und entzueckt ueber die herbstliche Pracht der flandrischen Landschaft. Sie ist leicht und doch ernst. Sie ist nicht streng, aber auch nicht schmeichlerisch. Ihre unabsehbare Weite wuerde uns schwermuetig stimmen, wenn nicht die stolzen Reihen hoeher Baeume waeren. So atmet sie und besonders in diesen spaeten Tagen eine gefasste Heiterkeit. Wir sehen sie mit den Augen ihrer Maler, der Kuenstler des 17. Jahrhunderts, und erinnern uns geraeumiger Gemaelde, auf denen Karossen, mit maechtigen Gaeulen bespannt, von bunten Kavalieren und einem stattlichen Dienertross geleitet, hohe Herren zum Besuche bringen, vielleicht den Sonnenkoenig selbst.

Auch in der Stadt spueren wir den Geist jener Zeit. Sie kann sich zwar nicht mit anderen flandrischen Staedten messen. Der erste Eindruck, den man von ihr empfaengt, ist der, den ihr das zweite Kaisertum mit seinen graden Geschaeftsstrassen, seinen breiten Boulevards eingepraegt hat: huebsch, zweckmaessig, doch nicht anheimelnd. Aber wenn man ein wenig abseits geht, spaziert man in den Jahrhunderten herum. Die Rue Royale nannte sich einst eine der schoensten Strassen der Welt. Sie ist es laengst nicht mehr, wenigstens nicht im landlaeufigen Sinne. Mancher fuehlt sich vielleicht versucht, sie langweilig zu nennen. Doch diese Langweile hat Stil, die etwas nuechterne, aber durchaus nicht pedantische Strenge des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Nach aussen hin sind die Haeuser bescheiden verziert. Aber sie verraten in den fein abgewogenen Verhaeltnissen den guten, gebildeten Geschmack ihrer Bewohner, und wer sie recht betrachtet hat, ist nicht erstaunt, sie voll schoener Geraete und hinter ihnen ausgedehnte Gaerten zu finden. Ueber solchen Stadtteilen schwebt noch heute der gute Geist des koeniglichen Frankreichs, da es die Lehrmeisterin des guten Geschmacks fuer alle Welt war.

Die neuen Viertel der Stadt koennen derlei Reize nicht aufweisen, und doch gibt es einzelne Strassen, die, vielleicht nur jetzt, voll eigentuemlichen Zaubers sind. Es ist der Zauber der Verlassenheit. Nicht weit von dem stillen, wohlgeschlossenen Universitaetsplatz gibt es so eine Strasse. Das Gras waechst zwischen den Pflastersteinen. Die niedrigen nuechternen Haeuser im echten Maurermeisterstil draengen sich dicht zusammen. Alle Tueren sind verschlossen. Die blanken Messingschilder verraten, dass sich hier die ansehnliche und nuetzliche Zunft der Aerzte niedergelassen hat. Die Herren wohnen nicht weit von der Heimstaette ihrer Wissenschaft. Es ist ganz still. Selten geht ein Mensch hier vorueber. Der Wind spielt mit den Grashalmen. Man koennte glauben, in einer kleinen deutschen Residenz zu sein, wo auch zu gewissen Stunden die Strassen wie ausgestorben sind, wenn die ehrsamen Buerger Mittag essen oder des Sonntags sich vor den Toren ergehen. Aber die Herrschaften sind auf unbestimmte Zeit verreist, und am Ende der Strasse strahlt das Standbild der Retterin Frankreichs.

So haetten wir Biedermeier und Rokoko, und auch von aelteren Zeiten erzaehlen die Buergerhaeuser der Stadt. Mitten unter der Gleichgueltigkeit und Langenweile juengerer Genossen steht auf einmal so ein recht gemuetliches altes Haus. Es zaehlt nur ein Stockwerk und beherbergt im Erdgeschoss eine duerftige Schusterwerkstatt. Aber die Strasse Karls V. ist dicht dabei, und es kann noch von diesem Fuersten erzaehlen, der fuer die Franzosen von damals wie Wilhelm II. fuer die von heute „der Kaiser" war.

Und das Haeuschen ist nicht allein. Wir finden seinesgleichen noch zu Dutzenden mit den spitzen Giebeln, geschweiften Daechern, den kleinen Fenstern und niedrigen Tueren, den dunkeln Stuben und engen Stiegen, und wir wissen, warum uns diese feindliche Stadt mit der fremden Zunge so schnell vertraut geworden ist: ueber die Jahrhunderte und ihre Kaempfe hinweg gruesst uns verwandtes Blut.

Doch das ist sehr lange her, und immer wieder werden wir an den Ernst der Zeit gemahnt, an den unausloeschlichen Zwiespalt, der die Voelker trennt. Es ist gewiss kein Zufall, wenn in einem Schaufenster noch immer eine kleine Puppe steht mit einem Zettel in der Hand, auf dem geschrieben ist: „Ich bin eine Elsaesserin" Die braven Liller wollen und koennen nicht vergessen, und es ist ihnen vielleicht ganz recht, dass die Wunde, welche das Ross Faidherbes davongetragen, sie dauernd mahnt.

Von hier und daheim

Entschuldigung

Ich mache Vormittags unvermutet eine Quartierdurchsicht und finde einen meiner Unteroffiziere, der allerdings als „Verbindungsunteroffizier" den innern Dienst nicht mitzumachen braucht, frueh halb 10 noch mollig im Bettchen liegen. Auf meine verwunderte Anrede: „Nanu, noch im Kahn?" antwortet er hoechst erstaunt: „Aber, Herr Hauptmann, wir sind doch i m K r i e g e!"

Die Frage

Ein heimatliches Baeuerlein, der auf seinem entlegenen Guetchen wenig von den kriegerischen Ereignissen hoert, trifft einmal auf der Landstrasse einen beurlaubten Landser. Hoeflich lueftet er seinen Hut mit der bescheidenen Anfrage: „Ach, entschuldigen Se, Herr Soldate, gennen Se mir vielleicht sagen, wie lange der Krieg noch dauert?"

Berlin im Schuetzengraben

Ein deutscher Schuetzengraben im Osten. Die Russen machen einen Angriff. Ihnen voran stuermt mit furchtbarem Kampfgeschrei ein baumlanger Kerl. Ein waschechter Berliner Landwehrmann richtet seinen Schiesspruegel auf ihn mit dem Rufe: „Mensch, bruell' doch nich so, ick seh' dir ja!"

Sie kennt seine Handschrift

In Koeln nimmt eine Frau unter vielen Traenen von ihrem Manne Abschied. Als die Nachbarinnen ihr zureden, sie moege sich doch troesten, ihr Mann werde wohl bald aus dem Kriege gesund wiederkommen, antwortet die Gattin: „Och — wege dem ess et meer winniger. Meer dunn nur die aerm Pooschte leid, die dem en de Fingere falle."

Lagerszene

Die Soldaten sind gerade dabei, das Essen vorzubereiten. Die Kuechenordonnanzen laufen geschaeftig hin und her, als ploetzlich der kommandierende General auftaucht.

Er haelt einen Soldaten, der mit einem grossen Topf an ihm voruebereilen will, an und sagt: „Halt, mein Sohn, lass mich mal versuchen, was du hast!"

„Verzeihen Exzellenz . . ."

„Was soll denn das heissen? Ich will das Zeug selbst einmal versuchen!" Er laesst sich von einem Soldaten einen Loeffel reichen und kostet den Inhalt des Kessels. „Pfui Teufel, das schmeckt ja wie Spuelwasser."

„Das ist es auch, Herr General!"

Klassisches Zeugnis

Die verhaengnisvollen Folgen unserer U-Boote muss Schiller schon vorausgesehen haben, denn in „Wallenstein Lager" predigt der Kapuziner bekanntlich folgendes:

„Auf das Unrecht folgt das Uebel,
Wie die Traen' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das ist die Ordnung im A B C."

Die Blindgaenger

Es ist angeordnet worden, dass ein Staket um den Blindgaenger, der diesmal ein wirklicher ist, hergestellt wird, bis das Sprengkommando eintrifft. Ein Offizier wird befohlen, den Bau des Stakets zu ueberwachen. Und was sieht er auf seinem Kontrollgang? Seine Haare straeuben sich vor Entsetzen, dass es ihm die Muetze vom Kopfe hebt: Klopft der biedere Landser die Staketpfaehle mit dem Blindgaenger feste in die Erde! — — — Deli.

In einem kellerartigen Gewoelbe, auf im wahren Sinne des Wortes „belebtem Stroh", verbringt meine Kompagnie die Zeit der erhoehten Bereitschaft.

Bei dem matten Schein einer brennenden Kerze liegen dort zwei auf dem Bauch, ihre Tornister als Schreibpult benutzend. Man merkt, dass es ihnen leichter ist, das Gewehr zu handhaben als den Bleistift. Ploetzlich unterbricht der eine die Ruhe der schriftstellerischen Taetigkeit: „Da schaugst, Pepi, i hob ollawei glabt, does i a Punkt, den wo i gemacht hob. Jetzt is mir der Punkt wegaghupft!" —

Wir strecken nur die Getreidevorraete, — die Waffen nicht.

Die „Verbuendeten" sind in der unangenehmen Lage, dem Feind stets ins A u g e, sich gegenseitig aber auf die F i n g e r sehen zu muessen!

Granatsplitter

Die Landoperationen der Englaender fallen ins Wasser und mit ihren Wasseroperationen sitzen sie auf dem Trockenen.

Unteroffizier: ,,Mensch, nun fressen Sie bloss den Kaese schnell uff, den Sie da geschickt gekriegt haben, Sie verraten ja dem Feinde sonst unsere Stellung!"

Aus einem Feldpostbrief

,,— — — Vom Feinde noch weiter zu sprechen, wuerde sich, da das Thema hiermit erschoepft ist, eruebrigen. Wenn ich trotzdem bei demselben noch einige Augenblicke verweile, so geschieht das, um einen anderen Feind zu schildern und an den Pranger zu stellen; es ist dieses der Feind im Graben. Wer das wohl sein koennte, werdet Ihr denken! Nun, ich will diese feindlichen Truppen einmal der Reihe nach vor Euren Augen voruebermarschieren lassen. — Da ist zunaechst der Hauptbestand jedes Heeres: die Infanterie. Sind das aber mal forsche und energische Kerle! Zwar klein von Gestalt, aber von zaehester Ausdauer und unermuedlichem Tatendrang, vollbringen sie Staunenswertes, wie ein Blick auf den Kampfplatz, der deutlich die Spuren ihrer Grab- und Schanztaetigkeit aufweist, ueberzeugt. Von ihren Schuetzengraeben, den Kleider- und Waeschenaehten aus, machen sie staendig Patrouillengaenge und Angriffe, den Leib der armen ,,Feldgrauen" in eine blutige Wahlstatt verwandeln. Das ist wirklich ,,lausig"! — Die Artillerie steht bekanntlich hinter der Stellung. Ihr schwarzes Couleur vertreten in den ,,Ruhequartieren" die W a n z e n. — Mit grossem Schneid fuehrt auch die Kavallerie ihren Kampf. Unerwartet schnell, bald hier, bald da taucht sie auf, stets ihren Feind in Aufregung und Unruhe haltend. Der Schreckensruf, der ihr Erscheinen ausloest, heisst nicht ,,Ulanen", sondern F l o e h e ! — Die Pioniere sind indessen nicht untaetig gewesen. Sie unterminieren in aller Stille die Stellung ihres Feindes und drohen, Einstuerze verursachend, denselben zu begraben. Wer kennte sie nicht, die schwarzen Gesellen, — R a t t e n und M a e u s e. — Und durch das Gelaende aechzt mit schweren Materiallasten das Armierungskorps der A m e i s e n — Auch die modernsten Errungenschaften hat sich die feindliche Armee dienstbar gemacht. Unheimlich beaengstigendes Surren einer sehr regen Fliegertaetigkeit naehert sich von oben dem Kampfplatz! Die Flieger — das sind naheliegend die F l i e g e n — ueberkreisen das Schlachtfeld, landen mit groesster Kuehnheit, und greifen entschlossen in den Kampf ein. Der Fernsprechtrupp zog durch das Kampfgebiet seine Draehte. Mancher Krieger hat, stolpernd, schon unangenehme Bekanntschaft damit gemacht. So verwickelt sich mancher feindliche Flieger in das Leitungsnetz der S p i n n e. Dass sich unser Gegner ganz als Beherrscher des Schlachtfeldes fuehlt, bringt der Siegeshymnus zum Ausdruck, den eine gruenroeckige Jaegerkapelle anstimmt. Mit Kraft, aber wenig Empfindung schmettern die F r o e s c h e ihre Weise heraus. Sollte es angesichts dieses grossen feindlichen Heeres, trotzdem es keine amerikanische Munition besitzt, den Feldgrauen nicht grau vor Augen werden?"

Der Lehmhuegel von St. Eloi

Seht ihr den Huegel von Lehm gebaut,
Von dem das tueckische Auge schaut,
Von dem die englische Khakibrut
Uns Donner sendet und hoellische Glut?
Der Huegel hat seit mondlanger Zeit
Tod und Verderben auf uns gespeit,
Jetzt endlich naht die Stunde der Nacht:
Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in Acht!

Hurra, da kommt schon der stolze Befehl:
„Hinueber, Kameraden, zur Kraemer-Seel'!"
Ueber freies Feld die Schussgarde weht.
Hier wurden sie alle niedergemaeht.
Der Pionier aber denkt nicht lang,
Faengt an zu scharren am Minengang.
Er scharrt sich vor, ganz leis und sacht:
Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in Acht!

Mit Schweiss bedeckt und ohne Ruh',
So gruben sie treulich dem Huegel zu.
Und sind wir umgeben von Totenduft,
So sprengen wir alle doch in die Luft.
Wir fuerchten nicht Feuer nach Pulverdampf,
Gehen ueber und unter der Erde zum Kampf.
Glaubt nicht, ihr Briten, ihr ginget zur Jagd:
Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in Acht!

Nun sind wir endlich, endlich so weit:
Der Huegel ist heute zum Sprengen bereit.
Jetzt zittere, Brite, du feiler Gesell!
Nun fahret ihr alle zur brennenden Hoell'!
Schon lange hielt man euch offen das Tor:
Der Teufel wartet euch Heuchler-Korps.
Dort sollt ihr bereuen, dass zu frueh ihr gelacht:
Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in Acht!

Die Sonne leuchtet am 14. Maerz
So manchem der Kraemer ins schwarze Herz.
Die Stunde ist da, nun toent das Signal:
Da hebt sich, da stuerzet der Erdenwall.
Ein furchtbarer Donner, ein Jammergeschrei,
Du maechtiger Huegel birst mitten entzwei.
Darunter die Briten in ewiger Nacht:
Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in Acht!

Pionier Alfred Koerner.

Kronprinz Wilhelm

Zum 6. Mai 1915

Kronprinz Wilhelm begeht seinen Geburtstag dies Jahr nicht im kaiserlichen Schloss, nicht im Kreise der Seinen, er feiert ihn inmitten seiner grauen Jungens, als Fuehrer der fuenften Armee in Feindesland, als Feldsoldat inmitten seiner Soldaten! Und alle, die im Vaterland heute seiner verehrungsvoll gedenken und deren Gebete fuer ihn zum Himmel emporsteigen, sie blicken auf ihn mit der stolzen Genugtuung, dass er gleich dem gemeinen Soldaten draussen im Felde steht, um sein Vaterland mit zu beschuetzen — ihm zum Siege zu verhelfen!

Wir alle kennen die Lebensfreudigkeit unsres Kronprinzen, wir haben uns an seiner Liebe zum Sport, der den Koerper und die Nerven staehlt, allzeit erfreut, er war uns ein Sinnbild froher Jugendkraft, die manchesmal fast ungestuem dahinstuermte. Doch wie der schaeumende Most den besten Wein gibt, wenn der Gaerungsprozess der richtige gewesen ist, so ist Kronprinz Wilhelm nach froh verlebter Jugend, nach zielbewusster Ausbildung in allen militaerischen Faechern zu d e r Zeit auf den verantwortungsvollen Posten eines Armeefuehrers berufen worden, als er in die leistungsfaehigsten Mannesjahre trat und als das Vaterland seine Kenntnisse, seine Gaben brauchte. Und nicht bloss kriegerischer Erfolg ist ihm bisher beschieden gewesen, nein, vor allem hat er sich im H e r z e n seiner Soldaten durch seine Guete und Leutseligkeit ebenso wie durch seine strenge Pflichtauffassung fuer immer ein Denkmal gesetzt. Man hoere doch einmal die Soldaten der fuenften Armee ueber „ihren Kronprinz Wilhelm" sprechen, oder man lese die allerliebste Schilderung Sven Hedins, des schwedischen Forschers, in seinem juengst erschienenen Buche „Ein Volk in Waffen" ueber den letzten Abend beim Kronprinzen in dessen Hauptquartier: ueberall dieselbe Herzenswaerme, ueberall die gleiche Liebe und Verehrung fuer unsern aeltesten Kaisersohn!

Und so wuenschen wir ihm, der heute in der Fuelle seiner Kraft, fern von Frau und Kindern, seinen Geburtstag feiert, dass ihm ein gesundes neues Lebensjahr beschieden sein moechte, dass er als urwertester Siegfried den Gefahren dieses Weltkriegs entgehe, dass sich der Sieg an seine Fahnen weiter hefte und dass er, abgeklaert als Mensch, siegreich als Heerfuehrer, nach gluecklicher Beendigung dieses grossen Voelkerringens ins vaeterliche Kaiserschloss wieder einziehen moege!

Kronprinz Wilhelm

Stellungskampf

Von Franz Joseph Goetz

Nach S . . . .

Er war am letzten Tage einer dreitaegigen Ruheperiode in der nordfranzoesischen Stadt L. Ueberall in den Strassen geschaeftig eilende Soldaten im Ehrenrock der badischen Leibgrenadiere. Heute abend sollte es ja wieder in unsere etwa 4 Kilometer entfernte Stellung gehen.

Vor dem Abmarsch hatte fast jeder noch etwas zu besorgen. Jeder Tornister umschliesst ja so eine kleine Heimlichkeit, die beim Materialisten meist in einer Flasche, beim Idealisten in einer zaertlich eingewickelten Photographie gipfelt.

Da — irgendeiner hatte es gesagt, und fliegend geht es von Mund zu Mund: „Wir marschieren heute nicht in unsere Stellung, um 5 Uhr geht's nach J." Und ploetzlich sind alle Gesichter tiefernst. War doch J. und Umgebung eine der windigsten Ecken der ganzen Front und allemal, wenn die Grenadiere gerufen wurden, konnte man damit rechnen, dass irgend „etwas los" war. Schnell waren die Gassen leer, jeder strebte seinem Quartier zu, um, wenn moeglich, Naeheres zu erfahren. Wir hoerten, dass es sich diesmal nur um eine etwa sechstaegige Ablosung der 1 . . er handle, um auch diesen einige Ruhetage zu ermoeglichen.

. . . . Leise sank der muede Tag in die weichen Arme der Daemmerung. Vom Himmel zitterten Abertausende von Sternlein wie verwunderte Kinderaugen herab auf die da und dort auftauchenden, schwarzgebrannten Ruinen, Zeugen des Kampfes, der hier getobt. Die Felder rechts und links der Strasse sind an manchen Stellen wie gepfluegt von der Sprengkraft explodierender Granaten. Metertiefe, runde Loecher mit einer duennen Eiskruste auf dem Grund erzaehlen von dem Auftreffen „ganz Schwerer". Noch ist alles ruhig. Nur dann und wann der peitschenhiebartige Knall eines Gewehrschusses oder, weiter entfernt, der hellere Abschuss und dumpfere, rasselnde Einschlag einer Granate. Auch in unserer dahinziehenden Kolonne ist es ruhig geworden. Es ist einem nicht ums Sprechen auf solchen Wegen. Auch der weniger empfindsame Mensch fuehlt da einen Hauch des ihm vorauseilenden Schicksals, und halb unbewusst zieht sich seine Seele in sich selbst zurueck und zu ihrem Schoepfer: Gott!

Von vorn kommt der Befehl: „Nicht rauchen!" Nun verschwinden auch die Gluehwuermchen der noch da und dort glimmenden Zigaretten. „Rechts heran!" toent es da scharf in die Nacht hinaus. Fast wie Erloesung aus einem dumpfen Bann begruessen wir das Vorbeirattern zweier Feldgeschuetze und eines ganzen Trosses von Trainfahrzeugen. Hei! Wie die Raeder stieben und die Rosse schnauben!

Es mochte gegen 9 Uhr abends sein, als wir den verhaeltnismaessig noch gut erhaltenen Ort S. erreichten, in dem ein anscheinend unentwirrbares Durcheinander uns empfing: Hochbeladene Lastfuhrwerke mit Balken, Brettern, Eisenplatten zum Ausbau von Deckungen und Schuetzengraeben, leichtere Bagage-Einspaenner, Feldkuechen, Radfahrer, Munitions- und Sanitaetswagen, Artillerieprotzen, dazwischen Truppen aller moeglichen Waffengattungen — alles in staendiger Bewegung, vor-, neben-, durcheinander und bei naeherem Zusehen doch in festgefuegter Ordnung.

Ich war froh, unser Ziel erreicht zu haben. Aber noch stand uns Schweres bevor.

Das Tal des Friedens

Nach kurzem Aufenthalt am Strassenrand, der die schweissgebadeten Koerper erschauern laesst, heist's wieder: „Ohne Tritt — Marsch!" Wir verlassen S. durch eine quer ueber die Strasse gebaute Barrikade und ziehen, auf das naeher und naeher kommende Granatfeuer horchend, auf hartgefrorenem Weg weiter. Die Gegend ist huegelig geworden, und mit Wehmut gedenke ich der Tage, wo ich, gleichfalls mit dem Raenzel auf dem Ruecken, die lieblichen Taeler und Hoehen unseres Schwarzwalds durchstreifte. Wir biegen von der Strasse links in ein Ruebenfeld ein, in dem noch die ganze Ernte steckt. Die Rueben sind hartgefroren wie Stein, der Boden holperig und mit Granatloechern uebersaet, so dass man alle Acht haben muss. Dabei steigen wir ziemlich scharf bergan. Der Affe drueckt maechtig auf dem Buckel, fast meine ich, nicht mehr vorwaertszukommen. Rechts muendet eine Talmulde ein, der wir zustreben. Vor uns, in der Talsohle und am rechten Abhang, vom weissen Mondlicht unendlich weich umflossen, reiht sich Kreuzlein an Kreuzlein, manche noch mit frischem Gruen geschmueckt, andere bereits vom Wetter mitgenommen. Hie und da auch ein dunkler Erdhuegel ohne jedes Lebenszeichen — wohl ganz Einsame bergend, die keinen Freund in ihren letzten Lebenstagen gefunden.

Hier also war der Ort, wo die mueden Kaempfer von S . . . dem grossen Auferstehungstag entgegentraeumen!

Und ich spuerte nicht mehr die drueckende Last meines Tornisters, leichter hoben sich die vorher so mueden Fuesse. Eine weihevolle Stimmung kam ueber mich und eine heisse Freude, mit dabei sein zu duerfen in diesem Kampf um die Gerechtigkeit. Mochten oben auf der Hoehe die Geschuetze bruellen, die Gewehre knattern und die Minen ihre unheimliche Wuehlarbeit tun — hier war Friede, suesser, tiefer Friede, und es duenkte mich unendlich schoen, hier ruhen zu duerfen. Und im Weitergehen lispelten meine Lippen ein leises Gebet . . .

Unter lebhaftem Gewehrfeuer stiegen wir hoeher und erreichten bald den eigentlichen Schuetzengraben, in dem die aufatmenden 1 . . .er bereits unser warteten. Unsere Kompagnie war durch abgesessene . . er Jaeger verstaerkt worden, und so reichten die vorhandenen, an sich ziemlich leichten Deckungen nicht aus. Ich erkaempfte mir mit vieler Muehe ein Plaetzchen in dem Eingangsloch einer fuer zwei Mann berechneten Hoehle, die jetzt fuenf aufnehmen muss. Vier liegen bereits hinten zusammengepresst wie Oelsardinen in der Buechse, ich kauere vorn, je nach Wahl mit dem Kopf oder den Fuessen im Freien. Zum Liegen reicht's nicht, und auch beim Sitzen muss ich den Kopf tief in die Schultern ziehen, will ich nicht mit der als Dach dienenden Schranktuer Bekanntschaft machen. Eine Weile wundere ich mich ueber die weiche Unterlage, bis ich mit den Haenden auf den Boden greife und in einem dicken Lehmbrei stecken bleibe. Pfui Deibel!

Ich krieche wieder hinaus und suche nach etwas Stroh — vergeblich. Die vierfach zusammengelegte Zeltbahn ergab schliesslich eine notduerftige Unterlage, ich ward aber ein verteufelt froestelndes Gefuehl der Naesse nicht los. Trotzdem war ich bereits am Einnicken, als es hiess: „Vier Mann unserer Gruppe sofort auf Horchposten Nr. . ."

Es war 11 Uhr nachts, als wir in unserem Sappenkopf ankamen.

Aber gleich darauf erschienen noch vier Mann einer anderen Gruppe, so dass wir insgesamt acht Mann stark waren. Von den anwesenden Pionieren liessen wir uns ueber Stellung, Entfernung und vermutliche Absichten des Feindes moeglichst genau unterrichten, worauf wir uns an die einzelnen Ausluge verteilten. Letztere sind fast durchweg stahlerne Schutzschilde, die in der Brustwehr des Grabens eingelassen und mit Sandsaecken gegen Umfallen verbarrikadiert sind. In der Mitte ist ein schmales Loch, gerade gross genug, um ungestoert beobachten und das Gewehr zum Schiessen durchbringen zu koennen. Durch die herrliche Vollmondnacht war das vor uns liegende Gelaende deutlich uebersehbar, ein Gewirr von Graeben und Waellen, in dem zurechtzukommen schon einiger Orientierungssinn noetig war. Der Feind lag in einer Entfernung von nur 50 Metern vor uns; aus vereinzelten Lauten und dem Herausfliegen von Erde aus der franzoesischen Sappe, konnten wir entnehmen, dass er eifrig an der Arbeit war.

Aber auch neben uns schafften unsere braven Pioniere fieberhaft; ernste, harte Gesellen, und es war uns nicht zweifelhaft, dass in diesem Wettstreit die deutschen Faeuste den Sieg davontragen wuerden.

Waehrend alldem wurde auf beiden Seiten ein lebhaftes Gewehrfeuer unterhalten. Wenn bei dem fahlen Mondlicht ein genaues Zielen auch nicht gut moeglich war, so mag doch mancher „Zufallstreffer" sein Ziel erreicht haben.

So standen wir denn und lauschten angestrengt dort hinueber. Das Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr im Arm, auf den Armstuetzen, schnell greifbar, Handgranaten und Wurfbomben — lass sie nur kommen! So fuer drei Stueck wollte jeder von uns garantieren und dann — nun dann wuerde Gott weiterhelfen! Ich glaube da vorn etwas Bewegliches zu sehen und naehere mein Gesicht dem Guckloch noch mehr, um besser beobachten zu koennen. Klatsch—Sssing! Eine Handvoll Erde fliegt mir ins Gesicht — die Kugel war durch den Zipfel eines Sandsacks nahe an meiner Stirn vorbeigegangen. Der kraeftige badische Ausdruck, mit dem ich quittiere, bedeutet fuer den Schuetzen gerade keine Schmeichelei und er bedankte sich dafuer, indem er mit vorbildlicher Ausdauer und Sicherheit mein Schutzschild bombardierte, mit dem einzigen Erfolg freilich, dass ich ab und zu mit Dreck ueberschuettet wurde. Immerhin — wenn man allmaehlich gegen das Singen der Kugeln auch abgestumpft wird —, gerade angenehm fand ich meinen Posten als Zielscheibe des „Gefreiten Knaller" doch nicht.

Der aufsichtfuehrende Pionier-Unteroffizier, ein alter Landwehrmann, schrie: „Patronen her!" Und dann setzte er sich zuoberst auf die Brustwehr des Grabens, nicht achtend der um ihn herumfliegenden Geschosse, und jagte Kugel um Kugel hinueber zu den Feinden, die ihm wieder einen seiner Leute getoetet. Und jede begleitete er mit einem wilden, hoehnenden Ausruf. — Mir aber ging eine Ahnung auf, warum die Franzosen in hiesiger Gegend erklaert haben: „Pardon nur denen mit rotem Muetzenstreifen, nicht aber denen mit schwarzem!"

Ueber alldem war unsere Zeit um die Abloesung eingetroffen. Mit steifgefrorenen Gliedern kehrten wir fuer zwei Stunden zu unseren Unterschlupfen zurueck, ueberall auf Kameraden unserer 11. Kompagnie stossend, die teils auf treuer Wacht im Schuetzengraben standen, teils an ihren Deckungen zu verbessern suchten, was moeglich war. Ab und zu hoerte man auch die saegenden Laute eines Ganzgluecklichen, der bereits Gott Morpheus in die Arme gefallen war . . .

Im Granatfeuer

Ein strahlend schoener Wintertag stieg herauf. In tiefem Violett, das sich bald mit gelben, roten und blauen Tinten mengte, gluehte der Osthimmel. In heissem Goldton stieg die Goettin alles Lebens, die Sonne, empor. Dort drueben — dort drueben, wo Deutschland lag. Uns es erfuellte mich mit einer warmen Freude,

dass ihre Strahlen, bevor sie uns hier erreichten, erst die Heimat kuessen mussten. Die Heimat — ein glueckliches Land im tiefsten Frieden und hier ein grausiges Brennen und Morden — o Gerechtigkeit! ist das nicht schon dein ausgestreckter Arm, der niedersaust auf die Schuldigen an diesem Weltenbrand?

Ich stand im Schuetzengraben oben am Huegel und waere fast ins Traeumen geraten, haette mich nicht der etwas „blechern" toenende Knall eines unweit platzenden Schrapnells an meine Pflichten als Posten erinnert. Der Feind hatte bemerkt, dass die Unsern in einem Teil des Grabens besonders taetig waren, und ueberschuettete nun die Gegend nach seiner Weise mit einem Hagel von Schrapnells. Wie gewoehnlich stand aber die verpulverte Munition in keinem Verhaeltnis zum erzielten Erfolg, im Gegensatz zu unserer Artillerie, bei der, w e n n sie einmal schiesst, jeder Schuss wohlerwogen ist und „sitzt". So sah ich denn in aller Ruhe die Woelkchen sich ballen. Da und dort wurde es im Einschlupf einer Deckung lebendig. Ein Kopf erschien und verschwand wieder, nachdem er auf die schlaefrige Frage: „Schrapnells — wohin?" Auskunft erhalten. Von franzoesischen Schrapnells laesst sich ein badischer Grenadier nicht so schnell um seine wohlverdiente Ruhe bringen.

Der Tag verging ziemlich ruhig. Wir vergnuegten uns mit „Scheibenschiessen" auf die feindlichen Schiesscharten und die ueber dem franzoesischen Graben auftauchenden Schaufeln mit Erde und freuten uns diebisch, wenn wir wieder eine Scharte zerschossen oder einen Schaufelmann zur Ruhe gebracht hatten. Natuerlich vergalten die Feinde mit Gleichem, und ein braver Jaeger musste leider durch Kopfschuss sein Reiterleben lassen.

Der Abend brachte unserer Kompagnie eine Verschiebung nach links, wo wir Anschluss mit den 1 . .ern nehmen mussten. Ein ungeheures Truemmerfeld breitete sich in unserm Ruecken aus, durchzogen von ausgedehnten, noch etwa 2 Meter hohen Mauerresten, den Ruinen der in der letzten Zeit oft genannten Wallfahrtskirche. Wo weither die frommen Pilger einst zusammenstroemten, der Gottesmutter die Noete des Lebens zu klagen, ertoent jetzt schon seit Monaten das Bruellen der Geschuetze, das Schreien der Kaempfer, das Stoehnen der Verwundeten und Sterbenden. Die Sage geht hiezulande: Solange Frankreich den Gnadenort nicht zurueckerobert haben wird, wird auch der Krieg keine fuer die Franzosen guenstige Wendung nehmen. Wenn sich der franzoesische Generalstab auch um diesen Glauben nicht kuemmern wird, so lehrt doch ein Blick von dieser die Gegend beherrschenden Anhoehe, welch wichtigen strategischen Punkt sie darstellt, und laesst es verstaendlich erscheinen, dass gerade hier immer und immer wieder der Durchbruch durch unsere Stellungen versucht wird.

Das Wetter hatte sich mittlerweile geaendert, ein fuerchterlicher Schneesturm, untermischt mit Regen und Hagel, brauste hernieder und verwandelte den gefrorenen Boden unglaublich rasch in tiefen Morast. Der zaehe Lehm klebte ueberall fest. Kleider, Stiefel, Haende waren bald mit einer ekelhaft klebrigen Masse ueberzogen. Durch die Graeben rann das Wasser und beim Vorwaertswaten mussten die Stiefel jedesmal mit Anstrengung hochgezogen werden, wollte man nicht stecken bleiben. Ein von innen kommendes, froestelndes Schaudern ueberlief den Koerper einueber das andere Mal. Trotz aller Muehe war es mir nicht gelungen, ein Plaetzchen in einer Deckung zu erobern und voellig erschoepft setzte ich mich schliesslich an einer Grabenkreuzung auf eine aus Sandsaecken und einem Brett hergestellten Bank. Ich zog die Decke ueber den Kopf und liess des Himmels Gewalten ueber mich ergehen, waehrend viele Kameraden noch immer suchend in den Truemmern umherirrten.

Um 10 Uhr sollte meine Gruppe wieder auf Horchposten ziehen. Kurz zuvor kam unser fuer jeden einzelnen freundlichst bemuehter Kompagniefuehrer, Lt. Sch., vorueber und versprach, fuer einen Unterschlupf zu sorgen. Ich sollte, wie ich spaeter hoerte, in der Pionierdeckung Platz finden und wie freute ich mich, fuer die zwei freien Stunden der Nacht ein trockenes Plaetzchen zu haben. Noch stand ich keine Stunde auf meinem Posten, da ging's los! Erst einige Schrapnells als Einleitung, dann — Bum — Krum! Bum — Krum! Schwere Minen! Es folgte Schuss auf Schuss. Wir lauschten angespannt — jetzt kommt wieder eine — husch ist alles tief im Graben drunten — sie fliegt vorbei, hinter uns explodierend.

Wieder war es Tag, und weithin erglaenzte die Gegend in schneeigem Weiss. Aber die Farbe trog. In den Graeben stand der Schlamm knietief und unaufhoerlich broeckelten neue Erdmassen hernieder. Unser Zug erhielt Befehl zum Schanzen. Angesichts des Schneetreibens, das die Frucht jeder Arbeit doch wieder vernichtete, wurde der Befehl wieder rueckgaengig gemacht. In einer alten Offizierdeckung fand unsere Gruppe Unterschlupf. Zwar regnete und schneite es oben herein — was kuemmerte uns das und was lag daran, dass wir zum Teil auf- und uebereinanderlagen! Wir schliefen wie die Saecke — bis ein droehnendes Gepolter uns weckte.

Ah — jetzt kommen erst die Richtigen — schwere Granaten! „Raus aus der Deckung, es ist Zeit zum Horchposten!" erklang ruhig der Befehl. Waehrend sonst alles in den Deckungen gegen Splitter Schutz suchte und verschiedene sich in die tiefen Minierschaechte der Pioniere verzogen, mussten die Wachen aussen auf ihren Posten bleiben und doppelt scharf beobachten, da die Gefahr eines feindlichen Ansturmes unter dem Schutze seiner Artillerie nahe lag.

Eine Weile blieben wir im Graben stehen. Weit, weit drueben erklang's wie ein kurzer Donnerschlag. Dann ein maechtiges Sausen in der Luft, das naeher und naeher kommt — „ich seh' sie!" schreit einer laut auf und jetzt, richtig, man sah sie in maechtigem Bogen gegen die Erde fliegen.

Wie Bierflaschen erschienen sie in der Groesse und doch war's 28 cm-Kaliber, wie nachher festgestellt wurde. Ein fuerchterliches Krachen und Prasseln erfolgt, aus einem wohl 3 m im Durchmesser grossen Erdloch sprueht ein Regen von Erdschollen, Steinen und Sprengstuecken wohl 150 m hoch auf, weitum alles ueberschuettend. Noch nach einer halben Minute fallen einzelne Brocken hernieder. Wir richten uns aus unserer gebeugten Haltung wieder auf und stellen an der dicken schwarzen Rauchwolke, die dicht ueber dem Boden schwebt, fest, dass der Schuss 200 m zu weit gegangen ist. Aber da — schon kommt wieder eine! Naeher und naeher! Die naechste 100, dann 50 m.

Und als haette es der Feind gerade auf uns abgesehen, schickt er die naechste in die Naehe unserer Sappe. Dort wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Eine halbe Stunde lang zittert die Erde in maechtigen Schlaegen, ist die Luft angefuellt mit dem lauten Gebruell der Einschlaege und dem unheimlichen Heulen der umherfliegenden Sprengstuecke. Wie wird da der Mensch, sonst so geschwollen von seiner Wichtigkeit, klein, wie falten sich unwillkuerlich die sonst so widerspenstigen Haende!

Drei Tage waren wir jetzt in Stellung gewesen und ihnen sollten nun drei Tage Bereitschaft folgen. Unten, in der Talmulde, in unmittelbarer Naehe der Graeben, waren am Abhang Deckungen fuer die Reserve-Truppen gebaut worden. Meist waren viertelkreisfoermig gebogene Wellblechtafeln nebeneinander gegen den Rain gestuelpt und oben mit einer dicken Erdschicht bedeckt worden. So entstanden lange, roehrenfoermige Hoehlen, in denen bis zu 20 Mann eng aneinder gedrueckt liegen konnten. Das Lager bestand urspruenglich aus Stroh, welches aber infolge des Ein- und Auskriechens rasch der Mischung aehnlich wurde, die man in meiner Schwarzwald-Heimat mit „Strauleimen" (Strohlehm) bezeichnet. Weich war das ja, aber etwas feucht.

So wurde nun tagsueber geschlafen, gegessen, viel geraucht und wieder geschlafen, soweit uns die franzoesische Artillerie dazu kommen liess. Diese musste von unserem Versteck eine kleine Ahnung haben, denn sie ueberschuettete das Taelchen taeglich mit einem Hagel von Granaten. Wir blieben indessen fein in unseren Loechern sitzen, die durch den darueber ansteigenden Rain fuer den Feind fast unerreichbar waren.

Am zweiten Morgen, den wir in Bereitschaft zubrachten, wurden wir durch rasendes Artillerie- und Gewehrfeuer geweckt. Gerade ueber uns, bei den 1 . . .ern waren die Franzosen durch

eine unserer Sappen eingedrungen, aber gruendlich empfangen worden. Sie kriegten fuerchterliche Hiebe.

Da ein zweiter franzoesischer Vorstoss befuerchtet ward, wurden zwei Gruppen meines Zuges, darunter auch unsere, zur Besetzung des umkaempften Absatzes herangezogen. Der Schuetzengraben war stellenweise voellig zusammengeschossen und eingefallen, die Deckungen zerfetzte Truemmerhaufen.

Von Mittag bis Abend 7 Uhr standen wir auf unserem Posten mit schussfertigem Gewehr auf der Wacht — der Feind liess sich aber nicht mehr blicken.

Am naechsten Abend rueckte unsere Kompagnie noch einmal fuer einen Tag hinauf in die Stellung zur treuen Wacht, um dann wieder in ihre gewoehnliche Stellung zurueckzumarschieren.

Bevor ich aber vom „Tal des Friedens" Abschied nahm, legte ich auf jedem der ganz schmucklosen Huegel ohne Kreuzlein einen gruenen Zweig nieder . . .

Das Kriegspferd

Es schrie — es schrie die ganze Nacht,
Im dumpfen Stroh bin ich erwacht,
Ich trat hinaus — o Sternenzelt,
O Himmelsfriede ueber der Welt!

Die Toten lagen zugedeckt,
Kein Seufzer hat die Nacht geweckt,
Und nur der Schrei — furchtbarer Traum! —
Und Echo aus erschrock'nem Raum.

Aus tiefster Qual hervorgepresst,
Verzweiflung, die selbst Gott verlaesst —
Ich ging und fand ein Pferd in Not,
Das litt und schrie und rief nach Tod.

Es sah mich an. Es schrie und litt.
Ich hatte meine Flinte mit,
Ich schoss . . . Wie ward die Nacht erschreckt!
Das Tier hat sich erloest gestreckt.

Was sagst du mir? Ein Tier ist's nur?
Auch du und ich sind Kreatur,
Den gleichen Schmerz hat Mensch und Pferd,
Auch sein Blut fliesst fuer deinen Herd!

Da lag's im Blut wie nur ein Mann.
Du Held im Tier! Ich sah es an —
Weiss Gott, wie mir's ums Herze ward —
Ich betete in meinen Bart.

Kurt Muenzer.

Musik im Felde

Von Kriegsfreiw. Uoffz. Rolf Roeingh

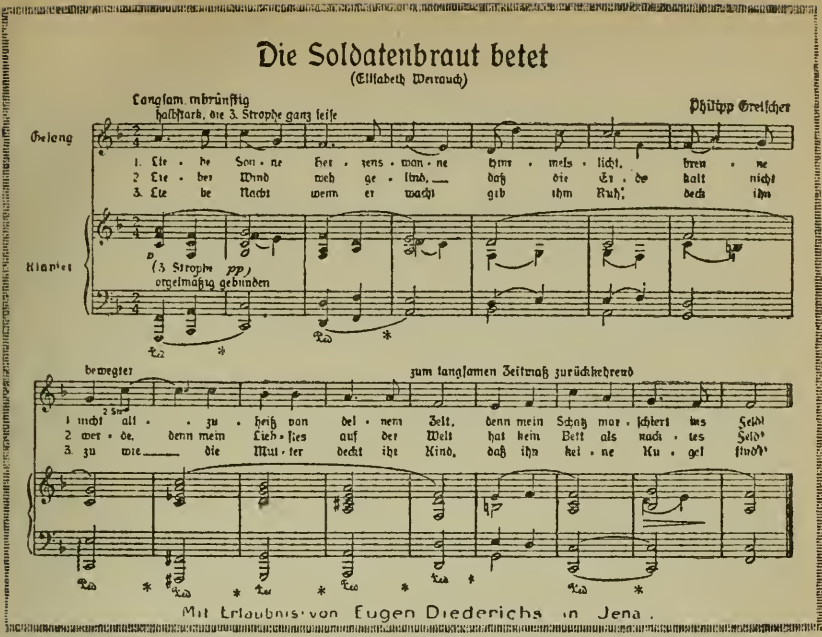
Ein praechtiger Sommerabend ist's. Der purpurne Sonnenball ist hinter den Schuetzengraeben versunken; er hat den ganzen Westhimmel angezuendet. Ein paar verirrte Strahlen haben sich hoch hinauf geschwungen, wo sie noch schnell einen Kranz weisser Rosen vergolden, der sich wie ein Ringelreihn um einen Flieger schlingt. Feindlicher Raubvogel, sieh dich vor!

Die Artillerie ist verstummt. Beide Lager scheinen sich dem zwingenden Eindruck dieses wundervollen Naturfriedens hinzugeben und zu traeumen. Auch die Bedienungsmannschaften unserer Batterie sitzen vor ihren Unterstaenden im Gras und erzaehlen von vergangenen Zeiten, von der Heimat. Doch da verstummt der eine, der andere, — bald horchen alle nach der Ruine der Ferme, die dicht hinter der Feuerstellung liegt. Zarte Klaenge einer Geige schwingen sich herueber zu uns, sehnsuchtsvolle Toene, die die sanfte Wehmut eines sehnenden Herzens offenbaren. Leise singt die Geige, schmelzend dringt die Weise uns ins Ohr und ruehrt an unsere Seele. Jetzt schwillt sie an, und kraeftiger entlockt der Bogen der Violine die Klaenge — die Hoffnung auf den Frieden:

Summ ein leises Liedelein,
Fiedelbogen, — lass' die Geige singen,
Wunderweisen lasse wonnig klingen,
Freudig stimmt das Herz mit ein,
Zaubre Friedenssang hervor,
Fiedelbogen, sanfte Harmonien
Munter aufgeweckt die Seel' durchziehen,
Schwingen jubelnd sich empor!
Zeige uns der Heimat Bild,
Fiedelbogen, — wenn Drommeten toenen
Und im Schlachtgebraus Kanonen droehnen,
Sind wir wieder Deutschlands Schild! — —

Und die Geige singt, singt von Bergeshalden, von stillen Taelern und Kirchenglocken, singt von der Mutter und kleinen Maedchen, von Lieb' und Treu'. — Die „Traeumerei" von Schumann erklingt in ihrer wundervollen Melodik, jetzt das „Ave Maria" von Gounod. Eine Bachsche Violinsonate rauscht herueber, ein liebliches Spiel von Mozart. Leis' und leiser werden jetzt die Toene, ganz aus der Ferne scheint noch das „Lied an den Abendstern" zu kommen, dann verstummt die Geige. — — —

Es ist dunkel geworden, die Daemmerung hat ihr graues Tuch ueber Flanderns Ebene gespannt. Von dem Farbengemaelde der Sonne erscheint nur noch im fernen Westen ein blassroetlicher Streifen. Munter blicken schon einige Sternlein vom schwarzblauen Firmament. Im Schuetzengraben wird die Infanterie lebhafter. Die Englaender schiessen nervoes herueber, tack — — tack — — tack tack — —. Ab und zu zuckt drueben ein Blitz auf, man hoert das pfeifende Rollen, den schweren, krachenden Einschlag der Granaten. — Es ist Krieg! — —



Die Sage vom Ursprung der Stadt Lille

Geschichtlich ist der Ursprung fast aller Siedlungen dunkel, aber fast alle wissen auch ueber ihre Entstehung eine ganz bestimmte Geschichte, wenn nicht gleich mehrere, mit vielen Einzelheiten zu erzaehlen. Natuerlich sind solche Berichte stets verhaeltnismaessig jungen Datums.

Das gilt auch von Lille. Man weiss wohl, dass der Boden, den heute die Stadt bedeckt, schon in sehr frueher Zeit besiedelt gewesen ist; hat man doch sogar noch Reste aus der Steinzeit hier gefunden. Aber auf den alten Karten sowie in den Chroniken taucht der Name „Lille" auch in seinen frueheren Formen nicht vor dem 11. Jahrhundert auf. Trotzdem wissen die Geschichtsschreiber, besonders die juengeren, mancherlei Geschichten ueber die Entstehung der Stadt sowie des Hauses Flandern zu erzaehlen. Die bekannteste und von den Lillern, auch in den Schulen, am liebsten erzaehlte, ist die Sage von Lyderic und Brinaert. Sie findet sich wohl zuerst, mindestens aber am ansprechendsten dargestellt in einem 1571 zu Antwerpen gedruckten Geschichtswerk von Peter von Ondegherst: „Chroniken und Annalen von Flandern von 620 bis 1476".

Es war — so erzaehlt die Sage — gegen das Jahr 620. In Frankreich herrschte der Koenig Lothar II. Damals verliess Salvaert, Fuerst von Dijon, infolge einer Reihe von Aufstaenden, Burgund, um sich nach England zu begeben, mit dessen Koenig er verwandt war. Mit ihm zog ausser einem reichen Gefolge auch

seine Frau, Emergaert oder Hermengart, die Tochter Gerharts von Roussillon. Unterwegs kam er in einen grossen Wald, der in der Naehe des heutigen Lille gelegen war und der den Namen „Bois-sans-Merci" — Wald ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit — trug. Diese Bezeichnung verdankte er seinem Besitzer Phinaert, der von seiner Burg, dem Château-du-Buc, durch tyrannische und raeuberische Herrschaft ringsum Schrecken verbreitete. Er hatte im Wald einen Hinterhalt gelegt, und in diesem ueberfiel er, obwohl er mit dem Burgunder verwandt war, den fuerstlichen Zug, erschlug Salvaert und mordete seine Begleitschaft. Kaum gelang es Emergaert, mit einer Dienerin zu entfliehen und sich im Gehoelz den Blicken der Verfolger zu entziehen.

Ganz erschoepft fiel sie in einen tiefen Schlaf. Im Traum aber kam ihr eine wunderbare Erscheinung. Sie sah die Jungfrau Maria, und diese verkuendete ihr, das Kind, das sie erwarte, werde dereinst den Vater raechen, werde das Land von der Schreckensherrschaft des Tyrannen befreien und werde dann der Herr des Landes werden, dessen sich seine Nachfolger auf ewige Zeiten erfreuen wuerden.

Bald darauf kam der Knabe zur Welt. Da erhielt sie von ihrer Dienerin die Kunde, dass die Helfershelfer des Phinaert den Wald nach ihr durchsuchten. Um wenigstens den Knaben zu retten, verbarg sie ihn unter einer Hecke und empfahl ihn der goettlichen Vorsehung. Sich selbst lieferte sie dann den Haeschern aus und liess sich auf das Schloss fortfuehren, wo sie lange als Gefangene schmachten musste.

Der Knabe brauchte nicht lange dort — Fontaine del Saulx hiess der Ort, und er wird heute bei Wazemmes gesucht — zu liegen. Gegen Abend kam ein Einsiedler, der in der Naehe seine Wohnung hatte, hinzu, fand das Kind, nahm es zu sich und taufte es auf seinen eigenen Namen Lyderic. Eine Hirschkuh musste ihm helfen, mit ihrer Milch das Kind am Leben zu erhalten und erstarken zu lassen. So wuchs es, von seinem Pflegevater erzogen und bald auch unterrichtet, zum Knaben und dann zum Mann. Mit zehn Jahren hatte der Einsiedler den jungen Lyderic zur Erziehung nach England gesandt. Dort trat er, im Alter von achtzehn Jahren, in den Dienst des Koenigs ein und lenkte bald durch seine Anmut sowohl, als auch seine Kraft und Gewandheit in den verschiedenen ritterlichen Kuensten aller Augen auf sich. Selbst die Tochter des Koenigs, die liebliche Gracienne, war ihm sehr gewogen, so dass er zu den schoensten Hoffnungen berechtigt schien.

Allein er vergass darueber nicht seine Vergangenheit und was ihm sein Pflegevater von seiner Geburt erzaehlt hatte. Und in Gedanken daran, dass seine Mutter noch gefangen sass und dass sein Vater noch nicht geraecht war, verliess er eines Tages England und zog nach Soissons, wo ihn der Frankenkoenig Dagobert — nach einer anderen Form der Sage war es noch Lothar II. — freundlichst aufnahm. Vor ihm erhob er Klage wider den verruchten Phinaert und verlangte, im Zweikampf an ihm Rache nehmen zu duerfen. Der Koenig willigte ein, wenn auch mit schwerem Herzen, denn der Riese galt als der furchtbarste Recke des Koenigreichs.

So kam es am 15. Juni 640 — oder schon 620 — in Gegenwart des Koenigs zum Zweikampf. Lange schwankte die Entscheidung, aber schliesslich blieb doch der Juengere der Sieger. Phinaert lag tot am Boden, und Lyderic konnte seine Mutter aus ihrem Gefaengnis befreien. Der Koenig aber wusste den Mut des jungen Ritters nicht besser zu ehren, als indem er ihm den ganzen Besitz Phinaerts ueberschrieb und ihm die Verwaltung von Flandern anvertraute. So erhielt Lyderic den Titel eines „Forestier de Flandre"; gehoerte ja vor allem der grosse Forst unter seine Obhut.

Als Foerster von Flandern verlegte er seinen Sitz in das Schloss des Phinaert, das Château-du-Buc. Und es ist ein Zeichen seiner gerechten und weisen Herrschaft, dass sich bald aus der Nachbarschaft immer mehr Leute fanden, die unter den Mauern des Schlosses Schutz suchten. So erweiterte sich der Bezirk der Burg immer mehr. Die Stadt aber wurde L i l l e genannt, abgeleitet vom lateinischen Insula, das spaeter zu Isle zusammengezogen wurde. So ist Lyderic — und damit schliesst die Sage — zum Gruender der Stadt Lille und gleichzeitig zum Stammvater des Grafen von Flandern geworden. Uoffz. Friedrich.

Die Floete im Dienst des Roten Kreuzes

Kam'rad, floet' ein Liedchen vor,
Hoer' so gern den Pfleger blasen!
Spiele mir: „Die Lor' am Tor!"
Spiel': „Die alten Deutschen sassen!"

Spiele mir: Das Herz am Rhein!"
Spiele, dass Geduld nie fehle!
Spiel': „Waer' ich ein Voegelein!"
Spiele: „Harre, meine Seele!"

Und so spiel' ich jeden Tag.
In der Helden Krankenstuben,
„Spielst auch morgen ?" ist die Frag'
Meiner lieben grossen Buben.

Leise tritt der Stabsarzt ein.
„Spielen Sie nur ruhig weiter";
Stimmt Ihr alle freudig ein:
„Gott ist uns'rer Zukunft Leiter!"

Manchen weckt — nach banger Nacht —
„Dank' auch du dem Herrn!" am Morgen.
Bald ganz leis' der Kranke sagt:
„Kannst den Pfarrer mir besorgen!"

Spiele ich ein Heimatlied,
Darf ich niemals frueher schliessen:
Selbst die Schwaechsten sind nie mued',
Jubelnd, Heimat, dich zu gruessen!

Fritz Eisen, freiw. Pfleger.

Der Spion

Wie stellt ihr euch solch einen Kerl eigentlich vor, Kameraden? Etwa so wie Franz, die Kanaille, in Schillers „Raeubern"? Rothaarig, mit schiefem Blick, katzenartiger Haltung?

Hier in Lille sieht er ganz anders aus. Kuerzlich haben wir wieder ein paar Stueck dieser Sorte in einer Feldgerichtsverhandlung kennen gelernt. Und ich haette vielen, vielen leichtglaeubigen und gutmuetigen und harmlosen Kameraden gewuenscht, die Bekanntschaft dieser jugendlichen Spionierbande zu machen. Es waren Buerschlein von kaum achtzehn Jahren darunter: aufgeweckte, hellhoerige Buerschlein, die sich leidlich mit der Lage ausgesoehnt zeigen, plauderlustig und gefaellig sind — und die dummen, zuerst schwerfaelligen, allmaehlich aber immer schwatzhafter werdenden „boches" gruendlich uebers Ohr zu hauen verstehen.

Es wird ja der franzoesischen Bevoelkerung von vielen Kameraden so abenteuerlich leicht gemacht, Nachrichten ueber unsere Truppenbewegungen zu sammeln.

Hiervon nur ein paar Beispiele. Der Reservist Fritze X hat sich natuerlich schon tausendmal die ernstesten Ermahnungen mit angehoert, vorsichtig in allen Mitteilungen ueber unsere Stellung zu sein. Aber in seiner Dusseligkeit sagt er sich: „Na, wenn die Franzosen nu wirklich erfahren, dass der Reservist Fritze X morgen in den Schuetzengraben bei Y kommt, was das schon an der allgemeinen Kriegslage aendern kann!" Und so gibt er denn dem Franzosen, der ihn photographiert hat, oder dem Uhrmacher, der seine Taschenzwiebel verarzten soll, ganz seelenruhig die Feldpostadresse, an die ihm durch irgend eine Vermittlung die Sache geschickt werden soll. Und ahnt gar nicht, dass die Nachricht, wohin sein Regiment kommt, vor allem, in welchen Divisions- und Korpsverband es eintritt, von groesster Wichtigkeit fuer den franzoesischen Spionagedienst ist.

Der franzoesische Spion braucht nicht wie ein schwarzvermummter Manolescu auf schwarzen Socken heimlich durch die Nacht zu schleichen — er braucht beim Photographen, im Estaminet, beim Kaesehaendler nur „bon camarade" von ein paar leichtfertig-toerichten Landsern zu werden. Die plappern alles aus, was er wissen muss, um die Nachrichtensammelstelle, die zwischen Kellern und Beletagen, Fermen und Landstrassenkneipen in dem ganzen von uns besetzten Gebiet rastlos und geraeuschlos taetig ist, auf glaenzendste zu bedienen.

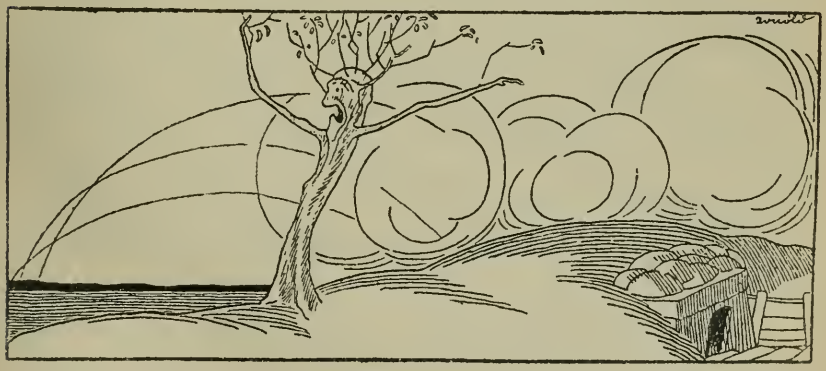
Ja, ein paar Urlauber befinden sich wohl auch noch darunter, die sich sehr wichtig vorkommen, indem sie bei dem beliebten Thema — „la guerre, un grand malheur, pour nous, pour vous, pour tout le monde" — auch noch ueber die Verhaeltnisse daheim Auskunft geben und zu unserem eigenen Schaden wohl gar

tuechtig aufschneiden: Oh, die Teuerung sei schon sehr zu spueren, — jawohl, Mangel an Oel, Fett, Fleisch sei laengst fuehlbar ... Und was derlei dumme Uebertreibungen noch sind, die dann stark aufgebauscht zum Gegner weitergetragen werden!

Mund halten! Dieses Gebot ist im Stellungskrieg fast ebenso wichtig wie das einer immer bereiten Waffe. Ein Schusselfritze ist, wer aus Leichtsinn sich verplappert. Ein Wicht, wer aus Prahlsucht mit seinem Wissen sich ins Licht setzen will. Ein Schurke, wer bei seiner Vernehmung, falls er das Unglueck erlebt, in Feindeshand zu geraten, auch nur eine Silbe darueber aussagt: welche Truppe rechts, welche links gestanden hat, welche in der Reserve war, und was man ihn sonst noch fragt. Einige Strolche haben sich bei den gefangenen Franzosen stets gefunden, die fuer ein paar Zigaretten solchen Verrat uebten. Wir haben ihre Mitteilungen natuerlich benutzt — aber sie selbst verachtet.

Gedankenlose Gutmuetigkeit verfuehrt unbewusst den deutschen Soldaten zuweilen, der franzoesischen Spionage Dienste zu leisten: indem er naemlich die Uebermittlung von Briefschaften zwischen seinen Quartierleuten und Stellen in der Heimat oder im neutralen Ausland uebernimmt. Es sind dafuer jetzt ja strenge Arreststrafen angesetzt worden, die dem Unfug rasch ein Ende machen werden. Aber der deutsche Soldat, der so tapfer und unerreicht dasteht in allen kriegerischen Eigenschaften, muesste doch auch so l e b e n s k l u g sein, dass er sich nicht von sentimentaler Gutmuetigkeit zu Handlungen bewegen laesst, die seinem eigenen Volk schaden!

Der Deutsche ueberlege sich doch ja: wir sind und bleiben fuer die Franzosen „boches", ob sich einige auch ins Gesicht hinein verstellen. Was sie mit „boches" bezeichnen, ist gleichgueltig. Wenn es kein Schimpfwort waere, wuerden es die Franzosen nicht auf uns anwenden. H.



Ein Verraeter

Die erste Siegeskunde

Heute, an dem Tage, an dem der Fuehrer unserer 6. Armee sein 46. Lebensjahr vollendet, duerfen wir uns mit besonderem Stolz, mit besonders herzlicher Freude daran erinnern, dass die erste Siegeskunde, die der von Frankreich, Russland und England uns aufgezwungene Krieg dem deutschen Volk gebracht hat, sich an den Namen des Kronprinzen Rupprecht heftet.

Das Telegramm, das am 21. August des Kriegsjahres 1914 in allen Gauen Deutschlands Jubel, Begeisterung und Dank ausloeste und alle Herzen in unerschuetterlicher Siegeshoffnung hoeher schlagen liess, hatte den Wortlaut: „Unter Fuehrung seiner Koeniglichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern haben Truppen aller deutschen Staemme gestern in Schlachten zwischen Metz und den Vogesen einen Sieg erkaempft. Der mit starken Kraeften in Lothringen vordringende Feind wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten geworfen. Viele Tausende von Gefangenen und zahlreiche Geschuetze sind ihm abgenommen. Der Gesamterfolg laesst sich noch nicht uebersehen, da das Schlachtfeld einen groesseren Raum einnimmt, als in den Kaempfen von 1870/71 unsere gesamte Armee in Anspruch nahm. Unsere Truppen, beseelt von unaufhaltsamem Drang nach vorwaerts, verfolgen den Feind und setzen den Kampf auch heute fort."

Am Abend desselben Tages fand diese erste grosse deutsche Siegeskunde in dem Weltkrieg eine Fortsetzung von nicht minder jubelerweckender Bedeutung: „Die von unseren Truppen zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen franzoesischen Kraefte sind heute verfolgt worden. Der Rueckzug der Franzosen artet in Flucht aus. Bisher wurden mehr als zehntausend Gefangene gemacht und mindestens fuenfzig Geschuetze erobert. Die Staerke der geschlagenen feindlichen Kraefte betrug mehr als acht Korps."

Was war das fuer ein Eindruck in Muenchen! Tausende zogen zum Wittelsbacher Palais. Koenig Ludwig dankte herzlich fuer die begeisterten Huldigungen, die ihm dargebracht wurden.

„Ich bin stolz", sagte Seine Majestaet, „dass mein Sohn an der Spitze seiner tapferen Truppen so schoene Erfolge errungen hat. Das war aber erst der Anfang; wir haben noch schwere Kaempfe vor uns. Ich vertraue der Tuechtigkeit des deutschen Heeres, dass es auch diese ueberwinden wird, moegen auch der Feinde noch so viele sein."

Weltgeschichte — Weltgericht! Die Franzosen, in deren Herzen das Gefuehl fuer Treue nie bestand, waren in ihrer Verblendung so weit gegangen, die Ammenmaerchen zu glauben, die im trueben Dunst des von Europas Neid und Missgunst gespeisten Hexenkessels aufgetaucht waren: Bayern wuerde von Preussen abfallen, sobald die Wuerfel fielen. Sogar ein lockender Preis war von den niedrigen Kraemerseelen des englisch-russisch-belgisch-franzoesischen Erwuergungsbuendnisses fuer Bayern schon

Kronprinz Rupprecht von Bayern,
der Fuehrer der 6. Armee

aufgestellt worden: Bayern sollte um das Doppelte seiner Groesse erweitert werden, waehrend man Preussen verkleinern, zu einer Macht zweiten und dritten Ranges stempeln wollte. Die Antwort auf diesen Wahnsinn gab die Riesenschlacht, gab der Riesensieg in Lothringen, dieser Sieg, den wir als weithin leuchtendes Denkmal der unerschuetterlichen Einigkeit des deutschen Volkes feiern.

Viele von den Truppen, die in jenen heissen Augusttagen unter dem Oberkommando des Kronprinzen von Bayern den ersten grossen deutschen Sieg errangen, haben im Rahmen der 6. Armee den Spaetherbst und den Winter ueber hier in Flandern die treue Wacht gehalten. Wir haben's im Oktober nicht geahnt, dass wir in Lille Ostern feiern wuerden. Und nun ist der Himmelfahrtstag schon durch Flandern gezogen — es ruft uns der Feldgottesdienst zur Pfingstfeier.

Dass die Truppen der 6. Armee noch inniger miteinander verwachsen konnten als die der andern, dass sie von ihren Kaempfen und sonstigen Taten, von Leid und Freud, vor allem aber von der alle Glieder des gewaltigen Truppenkoerpers erfuellenden Spannkraft den ganzen Winter hindurch Kenntnis bekamen, Botschaft auch von dem alle Teile der 6. Armee beseelenden guten Humor, der Zuversicht und Herzensfroehlichkeit, — das ist ermoeglicht worden durch die nun schon in fuenfzig Nummern in alle Schuetzengraeben und Unterstaende, Wachen, Quartiere und Schreibstuben der 6. Armee gelangende „Liller Kriegszeitung" Und es ist das Verdienst des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, dieses Blatt ins Leben gerufen zu haben, das seit seiner Schoepfung mit am Werke sein wollte, die Armee in der Hand ihres Fuehrers zu einem willigen, dankbaren, opferbereiten und freudiggestimmten Werkzeug zu machen. — — H.

Zwischen la Bassée und Loos

Zwischen la Bassée und Loos
Wiesen wir's den Briten,
Als mit Schuss und Stich und Stoss
Treu und deutsch wir stritten.

Zwischen la Bassée und Loos
Raucht vom Blut der Boden,
Und im kalten Erdenschoss
Keiner zaehlt die Toten.

Zwischen la Bassée und Loos
Wir ein Grabkreuz stellten,
Wo gedeckt von Laub und Moos
Schlafen deutsche Helden . . .

Infanterist August Graef.

Knecht Rupprecht

Wir kennen ja alle von Jugend her
Von Knecht Rupprecht die frohe Kindermaer,
Der mit Sankt Nikolaus ueber Nacht
Braven Kindern die schoenste Bescherung gebracht,
Der, wenn er zu garstigen Kindern kam,
Sie aber tuechtig beim Wickel nahm. — —
Doch heute will ich von einem Helden
Der Rupprecht heisst, eine Maere melden.
Nicht Rupprecht, dem heiligen Gottesknecht —
Des deutschen Reiches treuestem Knecht —
Dem bayerischen Kronprinzen gilt dieses Klingen,
Zu dem die Kanonen den Grundbass singen. —
Die Franzosen hatten sich uebel benommen. —
Zu denen ist dann Knecht Rupprecht gekommen,
Des Deutschen Reiches treuster Knecht,
Da ging's den Franzosen jaemmerlich schlecht.
Die tapferen Bayerischen Jungen, die blauen,
Die haben ihnen das Fell verhauen,
Er hat sie mit eisernen Ruten gestrichen,
Dass sie entsetzt aus Deutschland gewichen.
Knecht Rupprecht sprach: „Von dem ganzen Pack
Zehntausend steck' ich jetzt in den Sack
Und schick' sie dem Kaiser, damit er erfaehrt,
Dass die schlappen Kerle nicht viel sind wert.
Vorwaerts, ihr Jungen! Wir wollen uns raechen
An denen, die deutsche Augen ausstechen!
Deutschland, es lebe!" Da ging es voran,
Stahl wider Eisen und Mann auf Mann.
Und acht Armeekorps, die wurden gehauen,
Dass hundertfuenfzig Kanonen im Stich sie liessen.
Recht so! — Wir koennen da besser mit schiessen!

Knecht Rupprecht sprach: „So machen wir Bresche!
Der Kaiser sagt ja: Jetzt kriegen sie Dresche!" —
Und fragt nun die Welt nach zehntausend Jahren:

„Wer ist denn damals da mitgefahren
Durch die Vogesen und ueber die Heiden?
Klotzbayer konnt' doch den Saupreuss nicht leiden!"
Dann wird ihnen dies zur Antwort oft:
Das hatten nur Deutschlands Feinde gehofft;
Das ist ja alles nur Spass gewesen;
Maerchen sind's, fuer die Kinder zu lesen.
Maerchen wie das: „Der Esel streckt sich".
Spass war's; denn was sich liebt, das neckt sich!
Der Kronprinz Rupprecht fuehrte sogleich
Maenner vom ganzen deutschen Reich.
Was Lodenjoppe und Gemsbart trug,
Was im Bergwerk mit Schlegel und Eisen schlug,
Was in Holzschuhen ueber die Moore geht,

Was im Hochgebirge im Nagelschuh steht,
Was im Hofbraeu in Ruh seinen Masskrug trinkt,
Was lachend am Rhein mit dem Roemer winkt,
Was Pumpernickel und Schwarzbrot kaut,
Was Reben, was Malz und was Hopfen baut,
Die dickfelligen Bayern in eiserner Reih'
Und die Saupreussen waren auch dabei!
Holdrioho! Des sind wir froh!
Ganz Deutschland stand als wie ein Mann
Unter Knecht Rupprechts Eisenbann.
Ob Bayern, Preussen, Wuerttemberg, Sachsen:
In Blut und Eisen zusammengewachsen
Sind wir auf siegreichem Schlachtenfeld
Alldeutschland bis an das Ende der Welt.

Dir aber, Knecht Rupprecht, du treuer Mann,
Dir fliegen des Sieges Adler voran.
Und also dankt dir in tiefster Verehrung
Alldeutschland fuer diese — — schoene Bescherung.

Hans Eschenbach.

Wie der Sepp franzae lernte

Wir waren beide von der gleichen Kompagnie.

Kennen lernte ich den Sepp W. aber erst richtig im August 1914 in der grossen Schlacht bei L., als ich mich mit einem Schuss im rechten Oberschenkel muehsam zurueckschleppte und, da mich die Kraefte verliessen, in einer kleinen Senkung zufaellig neben Sepp zu liegen kam. Gemeinsam lagen wir im gleichen Lazarett, gemeinsam waren wir einige Zeit in unserer kleinen Garnison beim Rekrutenausbilden, gemeinsam sind wir wieder ins Feld zum Regiment gegangen. Und wir sind gute Kameraden geworden.

Sepp war Landwirt, selbstaendig, tuechtig und aufrecht, in einem zum Kurorte angewachsenen bayerischen Bergorte, kannte daher die „Kultur" in verschiedenen sprachlichen und sonstigen Aeusserungen und stand diesen Erscheinungen seitdem als echter Bauer umso vorsichtiger gegenueber. Ich bin Stadtfrack, amtlich beurkundet. Meine Durchschnittsgelehrsamkeit erfuellte ihn wohl im Gebrauchsfalle mit heimlicher Bewunderung, diese aeusserte sich indessen stets nur in spitzigen und misstrauischen Bemerkungen.

Im Dezember 1914 lag unser Regiment kurze Zeit in Ruhe in V.

An einem dienstfreien Nachmittag meinte Sepp ganz ploetzlich, mitten hinein in die Unterhaltung:

„Weisst, Kamerad! Kinntst mir a weng von dein' Franzae lernen!" — „Sehr gern, Sepp! Was moechtest du denn wissen?"

„Fang ma mit der Anschauungsschul amol daham bei'n ‚Kaiser' a', is ja eh a Stick von does Kulduhrlandl hier."

(Der ‚Kaiser' war das neue Kurhaus daheim.)

„Also, was hoasst erscht mal: Hottell?"

„hôtel."

„A' na! I' moan auf franzae!"

„Aber Sepp! Das ist doch ‚franzae' und bleibt eben hôtel!"

„Wirkli? Na, is gut. Weiter, was hoast dann: Portjee, Saal un Etabl'ssemang?"

„portier, salle und établissement."

„Sooo? — Alsdann noch mehr. Was is: Konjak, Kaffee, Tabak, Schang un Schoffoer? Kann man's leicht mirken?"

„Aber sicher! Das heisst: cognac, café, tabac, Jean und chauffeur."

„Oha! Oeh!"

Auf stand der Sepp, angeblickt hat er mich, wie damals die drei Franzosen, „wo er eugenhaendig gefangt" hatte, und angeschnauzt hat er mich: „Vuelleicht hoasst am End' Parapli Parapl: un wisawih aa wisawih un a Kaiserschmarrn agrad a Kaiserschmarrn? Da red't ma' sei' Lebtag lang scho poerfekt franzae un kaan do sei' zweiten Landsleit hier net vastoehn! Grad zun Verwundern! An andern magst frozzeln, aber net mi! Vostoehst? Stadtfrack ausg'schamter!"

Und weg war der Sepp. Und beendet die erste leçon française. Vielleicht, dass ich mich doch mehr zum Steineklopfen eigne, dachte ich damals.

Eine Zeit lang ass jeder von uns beiden allein am Tisch. Die gemeinsame Bettstatt war vom gleichen Abend an durch einen in Hoehe von 15 cm vom Kopfende zum Fussende laufenden Bindfaden geteilt. Das „Haelften"-Verhaeltnis gestaltete sich augenfaellig wie 2 : 1. Versoehnt haben wir uns aber doch wieder, als die groessere Leidenschaft ueber die kleinere, den gehabten Zorn, siegte. Ich hatte eines Tages noch Tabak. Sepp rauchte kalt. Grossmuetig benutzte er meinen angebotenen Tabaksbeutel, und ich durfte wieder mit ihm reden. Immerhin blieb der Bindfaden vorsichtshalber bestehen.

Inzwischen waren viele von den gefluechteten Bewohnern von V. zurueckgekehrt. Nebenan eine bildsaubere franzoesische Baeuerin in Begleitung von zwei Kuehen. Kein Wunder, wenn Sepp einen „sakrischen Durst auf Milli" bekam und beschloss, am naechsten Tage welche zu holen. Er brummelte eine Weile und fragte schliesslich ganz von der Seite. „Mei' Liaba! Was hoast denn auf franzae: Milli? Aber dass 's ja net Milli hoast!" betonte er noch nachdruecklich. „Heisst's auch nicht, Sepp. Milli oder richtig hochdeutsch Milch heisst: du lait — duelaeh!" — „Mei' Liaba, mei' Liaba! Saubere Wahrheit bitt' i', nix anderes!" Hierbei bauschten sich seine Hosentaschen kugelfoermig auf. „Ehrenwort, Sepp! Milch heisst: duelaeh." „Alsdann is gut! A' saudumme Sprach! Also duelaeh." — „Willst du noch etwas wissen?" entgegnete ich, keineswegs gekraenkt. „Na, mir is g'nua."

Der naechste Morgen kam. Zeitig erwachte ich unter heftigem Alpdruecken. Sepps Beine und sein linker Arm — Ringkaempfer habe ich schon mit schwaecheren Gliedmassen gesehen — lagen schwer auf mir und dem Bindfaden, der einfach geplatzt war. Sepps Gesicht strahlte, seine Mundwinkel zuckten lustig. Allen weiteren Beobachtungen nach feierte er eine ,,echte Kirweih" Er schnackelte und juchzte abgerissen im Unterbewusstsein. Das Fest nicht zu stoeren, stand ich vorsichtig auf. Gar zu gern haette ich's ihm bei seinem Erwachen erzaehlt. Aber — ,,A g'sunder Mensch traamt iberhaupt net! Vastaehst?" liess mich in Erinnerung an einen frueheren gleichen Fall verstummen.

Fein machte sich der Sepp. Der Feldkessel wurde lustig in den schoenen Morgen hinein geschwenkt. Ich war allein, und ein Gottesfrieden um mich.

Tapp! Tapp! kamen eilige, schwere Schritte auf unsere Behausung zu. Die Tuere boellerte, und Sepp stand breitspurig und pfauchend vor mir.

,,A so a Gemeinheit! Wo bleibt's dei' Ehrenwort? Fein macht ma' sich, schlangelt sich oelegant hinum, macht an Kratzfuss un' a Salonggoschen un' fleetet fein sauber: oeng liter Holdrioh! un' no' amol: oeng liter Holdrioh! un' was kriegst? — Nix oldrio, mussjee! Hihihiiiii!!!"

Trotzdem ich die erfreuliche Entdeckung machte, dass Sepp ganz ausgezeichnete Anlagen zum Damenimitator hatte, schreckte ich doch zusammen, denn schon donnerte es weiter: ,,So was, na so was! Hoe! Vuelleicht kimmst mir gar no' amol mit aner Juhoe!-Butter un' an Dideldum-Kaes'? Aber i' wer' dir was! Kamerad g'wesener, umanand!" —

Blautz! Zu war die Tuer, auch die zu Sepps Freundschaft fuer leider laengere Zeit. Der Bindfaden war abends ersetzt durch ein armstarkes Strohseil. So endete schmerzlich die zweite leçon française.

Still schlich die Zeit im Quartier fuer mich dahin. Ausserdienstlich war Sepp nun immer ausserhalb. Nur ab und zu sass er lange am Tische ueber ein Buechel ernsthaft gebeugt, und seine Lippen bewegten sich feierlich. Seine Andacht ist mir stets heilig gewesen. Durch Worte, welche ihm lauter entfuhren, erkannte ich aber bald, dass er ,,franzae" studierte. Auch war das Buechel kein Gebetbuch, sondern ein aehnlich gebundenes Notizbuechel. Offenbar hatte er jetzt eine wahrheitsgetreue Quelle, ..fix um franzae zu g'studiern". Trotzdem mir das sehr zu Herzen ging, wagte ich dennoch nicht, ihn zu fragen. Ein Sturmangriff duenkte mich leichter.

Wieder einmal klang es wie die fernen Stimmen einer Kuhherde. Ploetzlich ging die Tuer auf. Sepp wurde dringend dienstlich abgerufen. Versehentlich blieb das Notizbuechel liegen.

Ich bin jederzeit fuer Wahrung des Briefgeheimnisses unter allen Umstaenden eingetreten. Aber ... trotzdem ich gefruehstueckt hatte, verspuerte ich eigentuemlicherweise noch einmal Hunger. Mein Essplatz befand sich zufaellig genau dort, wirklich ganz zufaellig, wo Sepps Buechel aufgeschlagen lag. Ich ass und — las. Und las entzueckt!

Dabei fiel mir ein, dass Sepp gern etwas verlor. Und um ihn nun der nochmaligen Arbeit des Sammelns von „franzae" zu ueberheben, glaube ich mit dem Abmalen — unter Abschreiben koennte sich leicht jemand eine verhaeltnismaessig schnell auszufuehrende Taetigkeit vorstellen — kein Verbrechen begangen zu haben.

In einem Ebenmass, das Sepps Sinn fuer seine Heimat und namentlich ihre zackigsten Berge alle Ehre machte — durch die Buchstaben war ohnedies offensichtlich der Foehn gebraust — stand da zu lesen:

F r a n z a e.

Vater = Baer, Grosvater = Grambaer, Mutter = Maere, Tochter = Vieh, Kind = Anfang, Schlissel = Klee, Buch und Pfund = lieber, Kiche und Kusine = Kusine; Hund, Bein und Johann = Schang; rechts und drei = droah; Kramladen = Pisserie; Bader = Schoffoer.

Dieses mit drei Fragezeichen und in Klammern: „noch amal fragen". Weiter:

Hof = Lackuhr; teutsch = alle mang; Zundhelzer = Alimenten; Stall = Leckeri; Spigel = Glas.

Hier in Klammern: „Wies scheunt giebt es a helzerne hier." Diese Ergaenzung beendeten vier giftige Ausrufezeichen. Und nun — — waere die Mnemotechnik nicht schon uralt und bekannt, Sepp hat sie hier bestimmt entdeckt. An „Spigel" schloss es an:

Glas = wer;
wer = Kueh;
Kueh = Wasch;
Wasch = linksch;
linksch = Gosch;
Gosch = Busch.

Die Aufzeichnungen waren zu Ende. Betonen will ich ausdruecklich, dass ich an diesem „franzae" keinerlei Schuld habe und vor Anhaengung eines niedertraechtigen Prozesses seitens irgend einer brotneidischen Lehranstalt aufs aeusserste warne. Gleichwohl glaube ich, mir fuer Entdeckung und Aufbewahrung vorstehenden, durch den Weltkrieg gezeitigten „Kulturdokumentes" einen ersten Platz in der Ruhmeshalle — in der Passage in Berlin — erworben zu haben. Sepp hat naemlich das Buechel bald darauf tatsaechlich verloren, wodurch auch seine dritte leçon française den Todesstoss erhielt.

Die Wahrsagerinnen von Lille

Das „Bulletin de Lille", eine mit Genehmigung der deutschen Verwaltung seit November 1914 zweimal woechentlich erscheinende amtliche Zeitung der Stadt Lille, enthaelt auch jetzt zur Kriegszeit in ihrem Anzeigenteil Anerbietungen, die erkennen lassen, wie sehr manche Kreise der Liller Bevoelkerung noch im Aberglauben befangen sein muessen. (Oder sind es etwa bloss die Damen von Lille?) In berufsmaessiger Weise und, wie man sieht, durchaus nicht insgeheim, bieten Wahrsagerinnen ihre Dienste gegen Bezahlung an. Die Anzeigen lauten verdeutscht:

Madame Airam, beruehmte Hellseherin (célèbre voyante), ausgezeichnete richtige Prophezeiungen, Rue . . . .

Mad. Lea de Paris. die beruehmte Hellseherin und Gedankenleserin (liseuse des pensées), Rue . . .

Mad. de Bergerac sagt nur die Wahrheit, empfaengt Rue . . . Freitags, Samstags, Sonntags und Montags, begibt sich auch ins Haus.

Mad. Henriette, die grosse Kartenschlaegerin (la grande cartomancienne) von Lille, Boulevard . . .

Mad. Norman, die grosse Kartenschlaegerin von Lille, Rue . . . (Also noch eine zweite grosse Kuenstlerin des Kartenschlagens mit dem Beinamen „de Lille"!)

Mad. Augustine, Rue . . . Sichere Voraussagungen, Traeume, Karten. Taeglich von 10—7 Uhr.

Mad. Rohicat, Kartenschlaegerin. Beratungen taeglich von 9—5 Uhr. Rue . . .

Monsieur et Mad. M. Rue . . . Ratschlaege und Voraussagen nach Handlinien und Empfindungen; von 50 cs. an taeglich.

Mad. Myrtha. Ratschlaege und Weissagungen mit ihren beruehmten Karten aus Algier. Sprechstunden von 8—12 und von 2—7 Uhr; jede Beratung 50 cs. (In spaeteren Anzeigen bietet sich die Kuenstlerin zu Weissagungen von 50 cs. angefangen.)

Marie-Louise die aelteste („la doyenne") der Kartenschlaegerinnen und Weissagerinnen, Rue . . .

Mad. Valerie, Kartenschlaegerin, Rue . . .

Mad. Marie-Jeanne, diplomierte Kartenschlaegerin („cartomancienne diplomée"), Rue . . ., empfaengt von 9—12 und von 2—6 Uhr.

Bei uns sind es hoechstens Zigeunerweiber, die sich mit solchem Schwindel befassen; hier darf man sich dafuer mit Diplomen bruesten. Es scheint eben, dass es in der Grosstadt Lille gar nicht wenige gibt von denen, die nicht alle werden.

E. Heuser.

Von hier und daheim

Gespraeche im Schuetzengraben

„Du, Sepp, schau nur, was der Huber fuer a ueberspannter Mensch 'worden is! Seit er Gefreiter is, zieht er der Wurst die Haut ab!"

„Fritze, kannst du Englisch?" — „Nee." — „Na, schad nischt, ick kann dir's ooch uf Deutsch sagen: haste was zu roochen?"

„Was ist eigentlich aus dem dicken Meyer geworden, weisst du, dem verschrobenen Kerl, der bei uns Vorsitzender des A n t i - l a e r m v e r e i n s war?" — „Na, d e n hat's erwischt! Der ist jetzt Kanonier bei der Dicken Berta!"

Schwierig

Kriegsfreiwilliger: „Det Kartenlesen is doch ne dolle Jeschichte! Det eene mal stimmt de Karte nich un det andre mal wieder stimmt de Jejend nich."

Hie guet Deutsch!

Unser schneidiger Ordonnanzoffizier aergerte sich stets, wenn er morgens (nicht allzu frueh) zum ersten Fruehstueck von den beiden im Château zurueckgebliebenen franzoesischen dienstbaren Geistern mit „Bon jour, Monsieur" begruesst wurde. Endlich ermannte er sich und erklaerte: „Nix bong jour, Musjoe! Man sagt »Guten Morgen« — dumme Luder!" Am naechsten Morgen begruessten ihn die beiden Frauen — freudestrahlend, deutsch gelernt zu haben — mit: „Gutén Morgén, doumé Loudère!"

Keine Uebung

Der Kriegsfreiwillige, Oberlehrer X, erhaelt den Auftrag, zugleich mit einem Kameraden, bisher Primaner, die Strasse vor der Kaserne zu saeubern. Nach einiger Zeit salutiert der Primaner mit dem Besen und spricht: „Herr Oberlehrer, ich bin schon fertig, exigi monumentum aere perennius." — Die Leute bleiben stehen. Eine alte Frau aus dem Volke schuettelt den Kopf und tritt an den Oberlehrer heran mit den Worten: „Sie, Soldate, von Strassenfegen haben Sie keene Ahnung. Sie fegen ja den ganzen Dreck auf sich zu und treten nachher mit den Latschen drin rum. Det muessen Sie so machen." Sprach's, ergriff den Besen, und in fuenf Minuten war der Platz gesaeubert.

So ein bisschen Franzoesisch

Im Kriegslazarett zu P. hatten wir einen Stabsarzt, den keine allzuheftigen Erinnerungen an das in Pennaelerzeiten erworbene Franzoesisch beschwerten. Eines Tages bekamen wir da nun einen Alpenjaeger mit Bauchschuss, bei dem alles vom Verlauf der ersten Nacht abhing. Als er daher am naechsten Morgen in den Verbandsraum gebracht wurde, richtete der Herr Stabsarzt nach kurzem Besinnen an ihn die gewichtige Frage: „Avez-vous rompu?"

Anzueglich

„Was sind Sie?" — „Redakteur, Herr Hauptmann!" — „Schoen, lieber Mann, Sie kommen ans S c h e r e n fernrohr!"

Die Artillerie-Beobachtungsstelle

„Du, eben muss der Bierzug angekommen sein — der Fesselballon geht 'runter!"

Des Saengers Lohn

Der Tenor B. ist ein Saenger, dem auch die anstrengenden Schuetzengrabenwachen nichts anhaben koennen. Er singt zur Freude seiner Kameraden, zum Aerger der drueben liegenden Franzosen und Englaender mit schmetternder Stimme seine Arien und Lieder. Als er nun gestern loslegt: „Auf in den Kampf!" da fliegt ein Kommisstiefel als zweifelhaftes Huldigungszeichen von drueben herueber.--„Famos!" ruft B. erfreut, „nun sing' ich weiter, vielleicht kommt der andere auch noch!"

Die stumme Frage

Ich fahre auf kurzen Heimatsurlaub. Kaum ueber die deutsche Grenze gekommen, mustere ich jeden Zivilisten zwischen 17 u. 45 kritisch und frage mich jedesmal, warum er nicht in Uniform steckt. Als ich nun den Speisewagenkellner, einen schmucken, schlanken Menschen Anfang der Dreissiger, so recht scharf ansehe, dass meine stumme, vorwurfsvolle Frage mir auf der Stirn geschrieben steht, fluestert er mir ploetzlich zu: „Ich habe naemlich einen doppelten Bruch, Herr Hauptmann!"

Heimatsduefte

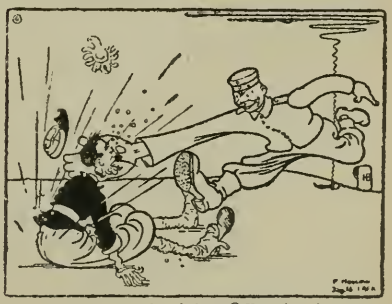
„Ede, wat haste denn da in dein' Paket? Lass doch mal riechen." — „Riechen duerft ihr alle mal an der Leberwurst. Es ist echte Thueringer." — „Hm, das ist ja die reinste Nasensymphonie."

Joffres grosse Offensive

Meine 'errskaften, jetzt beginnt die gross Offensive

Die groesst Offensive von Welt!

Ik holen aus, saehle: ein — swei — un —



Da hast du deine Offensive!

Der Bischof kommt . . .

Von Karl Laux, Kriegsfreiwilligem

Ein Bild des Friedens. Weissgekleidete Maedchen harren des herannahenden Bischofs. In den Koerbchen Blumen der Au, seinen Weg zu schmuecken, in den Augen leuchtendes Feuer der Unschuld, sein Herz zu erfreuen. Dass sie dieses Feuer nicht vergaessen, dazu sollte er zu ihnen kommen. Und die Erwachsenen umdraengen die junge Schar, auch von dem Segen zu erheischen, wenn der Bischof kommt.

Der Kriegssturm braust uebers Land. Die Knaben sind Maenner geworden und helfen die Heimat verteidigen. — In einem halbzerschossenen Dorfe Belgiens liegen pfaelzische Truppen. Eines Tages heisst es: Der Bischof von Speyer kommt. Eine Welle der Freude geht durch das Dorf. Denn er wird Kraft bringen fuer die Seele, aber auch fuer das Herz. Denn ein Stueck Heimat kommt mit, wenn der Bischof kommt . . .

Der Morgen des Festes ist angebrochen. Der Tag hat nicht gespart mit Licht und Sonnenschein. Auch in Feindesland kann der Lenz so wonnesam sein —. Der Bischof betritt, geleitet von Offizieren und Feldgeistlichen, die tannengeschmueckte Kirche. Er erscheint am Altar, verrichtet ein stilles Gebet und legt die heiligen Gewaender an. Dann vollzieht er die hehre Handlung, der die Katholiken mit Andacht, die Protestanten, von denen viele gekommen sind, den Bischof zu sehen und zu hoeren, mit feinem Taktgefuehl beiwohnen. Nach dem Evangelium Predigt. Ich habe den Bischof in glaenzenden Reden gehoert, die voll Geist und Wissenschaft waren. Aber die waren in der Predigt von Honthem ausgeschaltet. Das Herz eines Vaters sprach zum Herzen des Volkes.

Gruss und Dank aus der Heimat bringe er mit. Unsere Heimatliebe soll uns wie ein Schutzengel helfen in schweren Stunden. Denn man darf am Ehrenschild des deutschen Volkes keinen Makel sehen. Bei Gott koennen wir schwoeren, dass uns der Krieg aufgezwungen wurde. Aber es ist nicht genug, mit blankem Ehrenschild ausgezogen zu sein, wir muessen auch mit blankem Ehrenschild wieder heimkehren. Auf dass ein jeder der Braut, der er am Altare Treue gelobt, ins Auge blicken kann.

Auch den Schuetzengraeben hatte der Bischof seinen Besuch abgestattet. Er sagt: Ich komme aus den Schuetzengraeben von einem Regiment, bei dem ich selbst aktiv gedient habe. Ich habe die schwere Aufgabe unserer Truppen gesehen. Die Kraft dafuer geht vom Kreuze aus auf die, welche unter dem Kreuze stehen, welche mit dem Hauptmann ihr Credo sprechen. Und wenn einer sein Gebetbuch verloren oder seinen Rosenkranz zerrissen hat, dann moege er eine Postkarte nehmen und an den Bischof von Speyer senden. Und auf die Rueckseite soll er schreiben·

„Schicken Sie mir ein Gebetbuch und einen Rosenkranz!" Und ich werde seine Bitte erfuellen. Kirche und Heimat sind treu.

Am Schluss der Predigt leuchtet der Gedanke an den Frieden auf: Wenn wir uns dann spaeter wieder einmal sehen sollten, dann wollen wir dieser Stunde in der zerschossenen Kirche von Honthem gedenken. Und dann wollen wir Gott fuer seine so grosse Gnade danken.

———

Nach der heiligen Messe. Auf dem freien Platz vor der Kirche wartet alles, dicht gedraengt, auf den Kirchenfuersten. Da tritt er heraus Er hat zwar Liebe, aber nicht Haende genug fuer alle die vielen. So wendet er sich an alle und spricht mit den Vornanstehenden. Guetige, liebevolle Worte, sein herzgewinnendes Laecheln auf den Lippen. Sein letztes Wort: „Auf Wiedersehen, Kameraden!" Darf es wahr werden? — — —

Dass bei unserm modernen Betrieb Photograph und — Kinematograph eine grosse Rolle spielten, braucht nicht eigens erwaehnt zu werden. Grosse Heiterkeit erregte es, als der Kinomann, wie der Bischof durch die Reihen schritt, immer hintennachlief mit seinem Apparat und wie wuetend drehte. Habeat sibi! — Wir Pfaelzer aber wollen unsern Bischof noch recht lange haben. Und ich weiss, dass das viele schreiben in den Feldpostbriefen, die erzaehlen von dem Festtag, als der Bischof kam.

Naechtlicher Ausritt

Der Laternenschein erschrickt,
Muss am Wall gespenstern,
Als Schwadron durch's Staedtlein rueckt,
Nacht lag in den Fenstern.

Nacht lag ueberm Giebelfried,
Von den dunklen Paaren
Klirrt der Trab das Reiterlied
Schleswigscher Husaren.

Aus der Schmiede brennt's und pocht.
Rot die Schattenfluege,
Aug' zu Aug' ein Leuchten flocht'
Tiefentschlossner Zuege.

Lanzen blinken wie ein Reis
Mutiger Gedanken.
Die Geschirre klirren leis
Und die Sattel janken.

Eins verwachsen Leib und Ross,
Rueckt Schwadron ins Weite;
Hei, wie drauss' der Fruehling spross'
Ueber die Wegesbreite.

Hans Fr. Blunck.

Stimmungsbilder aus dem Kriegsleben eines Landsturmmannes

„Abloesung vor!" — Nun streckt der baertige Landsturmmann seine Glieder auf dem Holzwollsack, dem neuesten Uebergang vom Bett zum Brett. Die vier Stunden Schlaf bis zur naechsten Nummer muessen ausgenuetzt werden. Die gewohnte Melodie beginnt bald, und das erste Klafter Holz ist im Anschnitt. Die Traeume spielen hinueber zu Weib und Kind oder durchlaufen in bunter Folge und Riesenspruengen das verflossene Jahr. Es ist Jahrestag der Fahrt in Feindesland hinein. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, Gloria Viktoria, Teure Heimat sei gegruesst." Zwischen Gepaeck und Gewehren eingekeilt sitzt er wieder da im Eisenbahnwagen wie vor einem Jahr, froehlich und guter Dinge, und zuendet sich seine soundsovielte Zigarre mit der bedenklich niedergebrannten Wachskerze an. Der gleichmaessige Takt der Wagenraeder erlahmt, die Kerze nickt ein, und der glimmende Docht spendet Weihnachtsduft. Dunkel ist's geworden im Abteil und still, der Zug haelt — franzoesische Grenze. Gelaeut vom spaeten Gottesdienst im kleinen Staedtchen — Friede auf Erden — zwei rauhe Haende greifen ineinander, der Blick sucht die Ferne am naechtlichen Himmel, doch — da blitzt und zuckt es wie steigendes Gewitter, und Donner der Geschuetze verscheucht die guten Geister, Krieg — die Haende ballen sich zur Faust — „Heinrich, da, da ist die Schlacht." — —

„Kamerad, wach' auf, leg' dich auf die Seite, du schnarchst wieder entsetzlich und ballst die Faust und knirschst mit den Zaehnen, was ist dir denn?" — „Ick war uppen Aste." — Bald wird ein neues Klafter in Angriff genommen, aber sanft und behaglich klingt der saegende Ton, und ein verklaerendes Laecheln umspielt das baertige Gesicht, — Weihnachtsfeier des Landsturms in der Lilliana, Lichterglanz, Liebesgaben, Punsch — „Prost, Kameraden, Soldatenleben, ja das heisst lustig sein." Hei, wie das schmettert, das Lied, und die Zunge schnalzt bei jedem neuen Trunk, und wie er mit den Haenden fuchtelt, der Landsturmmann, Das Grossstadtleben umschmeichelt ihn. „Trinken wir noch 'n Troepfchen aus dem kleinen Henkeltoepfchen." „He, he, he, Madame, bon!" — „Mensch, hoer' auf, — jetzt singt er sogar im Schlaf. Rumdrehen, — so — nun wird er stille sein!"

Bald darauf steht unser Landstuermer am selbstgesetzten Kanonenofen im Schloesschen zu V. und lugt mit Kennerblicken in den brutzelnden Schmalztopf. „Thymian, Nelken und Zipellen sind manke. Dann mette we noch Genever hemmen. Robert, ga hen, wecken halen, et is butten kolt, wie mettet inbeuten." Da — heftige Kanonade, Gewehrfeuer, Leuchtkugeln — der Reiz der Neuheit dieses kriegerischen Schauspieles uebertoent die verlockendsten Duefte soldatischer Kochkunst. Alles stuermt hinaus auf einen Huegel im Park. Hei, wie das blitzt und donnert und knattert und leuchtet. „Wo det hinkuemmt, dei krejet de Naese vull." — „Wilhelm, us Smaltpott, kumm." —

Aber der tueckische Traumgott fuehrt die Erinnerung an dem Schmalztopf vorbei in die Kirche. Kirchgang in V., welch' seltene

Gemeinde: junge Helden aus dem Schuetzengraben und baertige Gestalten. Unser Landsturmmann sieht sich wieder sitzen wie damals inmitten dieser Gemeinde, seine sorgenvollen Gedanken fern in der Heimat bei Frau und Kindern. „Wie wird sie durchkommen?" Da hoert er von der Kanzel das Wort des alttestamentlichen Koenigs an seinen Sohn: „Bleib' getrost und sei ein Mann." Und seine kleine, wackere Frau steht ploetzlich vor ihm. „Wie kannst du dir nur meinetwegen Sorge machen!" Und seine Kinder springen an ihm hoch. Er fuehlt sich beschaemt in seinen kleinlichen Haussorgen um seiner mutigen Frau willen, die sich ihn als den bravsten und unverdrossensten erkoren hat. „Bleib' getrost und sei ein Mann."

Er war froh, dass er bei dem Geraeusch der Abloesung erwachte, der Gedanke, seine Frau koennte ihn im Ausharren beschaemen, war ihm drueckend. Erleichtert waelzt er sich auf die andere Seite, und neue Bilder steigen auf, neue Stimmungen, — ja ,das dunkle Gewoelbe des Forts war so recht der Ort gemischter Stimmungen. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betruebt. — „Wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich bin ein Soldatenkind, habe Lust zum Streiten, — Ein treues Weib, ein braves Kind, das ist mein Himmel auf der Erde." So klingt es ausgelassen oder gefuehlvoll im trueben Gewoelberaum, und draussen knattert im gleichmaessigen Takt das Maschinengewehr die Begleitung.

Feierabend nach getaner Arbeit, Spaten in Ruh, die Stiefel sind aus der Lehmkruste herausgeschaelt, die Post ist empfangen, die Pfeife dampft — Behaglichkeit. — „Nu lat oesch an die Halbe leggen, ich sie maeue." — Die Maeuse beginnen ihren Tanz. Der Karussellmann, der „Rundumkerel", klappert an seinem Bart, die kleinen Gaeste zu verscheuchen. „Heinrich, sind deine littjen Paere los?" grunzt ein tiefer Bass, und eine vielstimmige Lachsalve klingt im naechtlichen Gewoelbe. —

„Aufstehen, antreten, Arbeitsgruppen formiert!" — „Nu die Poehle kloppen, det Werk stoertet suess' in, rasch, rasch." — „Au, August, wat makste denn, du sleist meck noch dot." Und „Poehle kloppen, Poehle kloppen" murmelt er schlaftrunken. — „Kick hier, da hat ein inneslaen, bum, noch ein, dei schuett wedder rober." „Bliff hier, du sollst nicht am Leben haengen, seggt uso Pastor." „Und de Gulaschkanone kummt, latse scheiten, nu ordentlich wat rindergegaldert, datte wat in de Lenken kriegst, ick hebbe Smecht uppen Boste." — „Schmecht, sogar im Schlaf denkt der Mensch ans Fssen!" — „Steh up, futtere, denn ligste wisse und phantasierst nicht mehr " — „Holte Snute!" Snu—rrr—hhhrrr—rrr — und schon stapft er wieder andaechtig seinen naechtlichen Patrouillengang am Schuetzengraben:

Es steigt ein Rauch von Ypern auf,
Hier brennt ein Dorf, ist's Siegeslauf?
Schon Jahr und Tag dort Kampf und Tod, ,
Ach, gross der Nibelungen Not
Im grenzenlosen grossen Krieg,
Herr, sei mit uns, gib uns den Sieg!

Doch im zuckenden Licht des naechtlichen Kampfes woelbt sich der Himmel zum Dom, der Donner der Geschuetze wird Orgel-

ton, und unser Landsturmmann befindet sich in der Kathedrale St. Moritz in feldgrauer Gemeinde, das Te deum erklingt und Ein' feste Burg ist unser Gott — Sieg! — Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten, — und singt erst leise, dann lauter, aber bei dem dritten Verse, als er eben mit voller Kraft einsetzen will, ergreifen ihn zwei kraeftige Faeuste „Mensch, bist du rasend! Auf, abloesen, 1 Uhr!" — „Zu Befehl!"

„August, heute ist Jahrestag, denkst du daran? Ein Jahr in Feindesland, lange Zeit und doch wie ein Traum." — „Ick sin justemente damit fertig."

Gefreiter Adolf Klauenberg.

Von hier und daheim

„Du bist heut der dreizehnte, der kommt und mich um etwas zu rauchen bittet." — „Da hab' ich wohl Pech?" — „Na, vielleicht troestet es dich, wenn ich dir sage, dass die anderen zwoelf auch nichts gekriegt haben."

„Kamerad, ich hab' mal gehoert, dass ploetzliche Freude toeten kann — also ich bereite dich schonend vor — heute kriegen wir Erbsen mit Speck . . ."

„So, Karl, nun hab' ich dich rasiert, hab' dir die Haare geschnitten, ich hab' noch Zeit, soll ich dir nun auch noch den Kopf wachen?" — „Nee, danke, das besorgt schon mein Unteroffizier."

Der gebildete Richtkanonier

„Die kriegen jetzt eine Ladung 'rueber gefunkt, dass sie die Maeuler aufreissen, wie der selige Menelaus, als ihm seine Kleopatra mit Paris nach Amerika durchging . . ."

Aus einem Feldpostbrief

„Entschuldige auch die ortokrafischen Fehler die sich vieleicht eingeschlichen haben — aber die Kanonen donnern so furchtbar waehrend ich an dir schreibe . . ." F. M.

Der Kriegsgetraute auf Urlaub

„Siehst du, Maennchen, in den ersten drei Tagen unserer Ehe hast du doch fast gar nichts von dem essen koennen, was ich gekocht habe. Ich weiss ja, ich hab' damals noch so furchtbar wenig Erfahrung im Kochen gehabt. Aber jetzt schmeckt dir's. Hab' ich inzwischen was gelernt? Ja?" — „Moeglich, Schatz, vielleicht auch ich." — „Ach du Barbar!"

Den lieb' ich, der Unmoegliches begehrt

„Im Schuetzengraben da brauchten Sie sich nicht zu rasieren, Gefreiter Roesicke, aber hier in der Ruhestellung zum Kirchgang bitte ich mir eine glatte Vorderfront aus." — „Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich wollte mir jetzt aber grade 'nen Bart stehen lassen." — „Schoen, mein Sohn, Werktags. Aber Sonntags von 8 bis 10 erscheinen Sie kuenftighin rasiert."

Eine Doktorfrage

Aus dem Schuetzengraben gelangt eine ueberaus „brennende" Frage an die Leitung der Kriegsflugblaetter. Naemlich die Streitfrage: ob eine Granate, wenn es regnet, nass wird.

Wir meinen, das kommt ganz auf die Umstaende an. Zunaechst muss festgestellt werden, ob sich die Granate in einem Hause befindet, dann bleibt sie selbstverstaendlich trocken, auch wenn es draussen regnet, wobei aber zu beruecksichtigen ist, ob sich nicht gerade in der Naehe der Lagerstelle eine fehlerhafte Wasserleitung befindet, oder — ob sich dort nicht ein kleines Huendchen umhertreibt. Solche Tiere haben manchmal die sonderbarsten Gelueste und zeigen selbst den schwersten Granaten gegenueber eine Respektlosigkeit, die erstaunlich ist. Befindet sich die Granate im Freien, dann muss man zunaechst wissen, ob jemand einen Schirm darueber haelt, denn dann wuerde der Regen, wenn es sich nicht gerade um einen sogenannten Dauer- und Landregen handelt, die Granate nicht weiter benaessen. Nun koennte noch der Fall eintreten, dass die Granate schon im Kanonenrohr lagert. Dann wird sie meistens trocken bleiben, solange es nicht, wie es in der Volkssprache heisst, junge Hunde regnet. In diesem Falle dringt naemlich der Regen auch in ein Kanonenrohr und benetzt die Zuege und schliesslich auch die Granate. Im Augenblick des Abschusses, also in der Flugbahn, fliegt die Granate so schnell, dass kein Regentropfen Zeit hat, sich darauf niederzulassen. Wir wissen doch, dass Muenchhausen es fertig gebracht hat, durch schnelles Schwingen seines Saebels ueber seinem Kopfe sich im dicksten Regen eine Art Schutzdach zu schaffen, das ganz zuverlaessig gewesen sein soll. Nun muessen wir jedoch noch auf weitere Moeglichkeiten aufmerksam machen. Wir haben immer angenommen, dass an eine Granate gedacht ist, wie sie von unserer Artillerie so tapfer verfeuert wird. Das geht nicht mit Sicherheit aus dem Schreiben hervor. Ist etwa eine Granate gemeint, wie man sie oft am Halse einer huebschen Frau findet? Die werden natuerlich, wenn es regnet, nicht nass, weil Frauen dann nicht auszugehen pflegen, oder sie tragen auch einen Schirm (siehe oben). Schliesslich gibt es noch eine Moeglichkeit: naemlich jene ueberaus geschmackvolle Krabbenart, die man besonders in gekochtem Zustande schaetzt und die an vielen Orten Granaten genannt werden. Im lebenden Zustande hat der Regen nur wenig Einfluss auf sie, weil sie meistens immer im nassen Zustande umherschwimmen. Wenn sie gekocht werden, kann ihnen der Regen erst recht nichts anhaben, weil sie dann auch nass sind. Sind sie aber gegessen, dann sind sie ebenso vor Regen sicher, denn in den Magen regnet es ja nicht hinein.

Napoleon Bonaparte in Lille

Zweimal hat der Korse der Stadt Lille Staatsbesuche gemacht; jedesmal kam er von der Nordkueste Frankreichs, wohin ihn der ehrgeizige Plan gefuehrt hatte, eine Landung in England zu unternehmen, um den verhassten, auf dem Festlande so schwer zu fassenden und immer wieder kriegschuerenden Gegner im eigenen Lande vernichtend zu schlagen.

Das erste Mal besuchte er im Jahre 1802 die Stadt als erster Konsul der Republik. Trotz der damaligen unguenstigen Verhaeltnisse und der Ebbe im Stadtsaeckel bewilligte die Stadtverwaltung zum Empfange Napoleon Bonapartes die fuer die damalige Zeit unerhoert grosse Summe von 60 000 Francs. Der Besuch verlief denn auch sehr schoen.

Am 6. Juli 1802 hielt der erste Konsul mit seiner Gattin Josephine seinen Einzug in Lille durch die Porte de la Bassée. Er kam von Duenkirchen, wo er soeben die Kueste besichtigt, eine Flottenschau abgehalten und sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten einer Landung in England gemacht hatte. Unter dem Donner der Kanonen, Glockengelaeute und dem begeisterten Jubel der Einwohnerschaft, inmitten einer von der Stadt Lille gestellten Ehrenwache, zog er durch die Strassen der Stadt, deren Haeuser mit frischem Gruen und Gewinden von Rosen und Lorbeeren geschmueckt waren. Der Boden war unter der Fuelle der gestreuten Blumen verschwunden. Schmeichelhafte Inschriften erinnerten an die Stufenleiter des Ruhmes, welche Bonaparte erklommen hatte und deren mit der Kaiserkrone geschmueckter Gipfel noch vor ihm lag.

Am Eingang der Rue Royale war ein Triumphbogen nach dem Vorbilde der Porte St. Denis errichtet. Er war mit allegorischen Darstellungen geschmueckt, welche die Bedeutung Lilles auf dem Gebiete von Handel und Kunst versinnbildeten. Die Bemerkung des Geschichtsschreibers Regnault-Warin, dass dieser Triumphbogen den Abschluss einer der schoensten Strassen der Welt — eben der Rue Royale — bildete, mag fuer die damalige Zeit berechtigt gewesen sein; heute duerfte die Strasse diesen Ruhm nicht mehr fuer sich beanspruchen, so rein sie ihren zopfig-buergerlichen Stil auch bewahrt haben mag.

Am Stadttor ueberreichte der Maire, Gentil-Muiron, die Schluessel der Zitadelle und der Stadt mit einer kurzen Ansprache. Viel Artiges sagte das Stadtoberhaupt der M^me^ Josephine, welche er als die „charme de la vie du héros" pries. Die Herrschaften wurden in der bisherigen sogen. Intendance, einem militaerischen Verwaltungsgebaeude, untergebracht, welches nunmehr zum Palais du Gouvernement erhoben wurde. Abends erstrahlte die Stadt in festlicher Beleuchtung; ein auf der Grande Place errichteter griechischer Tempel nahm sich im Scheine tausender bunter Laempchen besonders gut aus.

Am folgenden Tage fand grosser Empfang der Geistlichkeit, der Vertreter der Verwaltungs- und Militaerbehoerden sowie des Handelsstandes statt, bei welchem der Bischof von Cambrai eine Ansprache hielt. Es wurde angenehm bemerkt, dass der erste Konsul zu jedem der Erschienenen ueber seine persoenlichen Ver-

Englands boeses Gewissen

haeltnisse sprach. An diesem Tage hielt Bonaparte in der Uniform eines Generals auf der Esplanade auch eine Truppenschau ab, bei welcher er die gute Haltung der Truppen bewunderte, ihr Exerzieren lobte und schliesslich selbst ein Exerzieren im Feuer leitete. Tausende von Zuschauern betrachteten dabei „den Retter Frankreichs". Abends gab die Stadt ihren erhabenen Gaesten einen Ball im Lustspielhause.

Der naechste Tag war militaerischen Besichtigungen gewidmet. Bonaparte ehrte das Andenken an Vauban durch einen Besuch der Zitadelle. Er besichtigte eingehend ihre Werke und liess den 1792 von den Oesterreichern auf die Porte de Fives unternommenen Angriff erlaeutern

Als Beweis seiner Huld schenkte er der Stadt sein von David gemaltes Bildnis, welches 1815 der Volkswut zum Opfer fiel und oeffentlich verbrannt wurde. Auch befahl er die Neuerrichtung des Korps der Cannoniers Sédantaires.

Dem General Vandamme, der in der Intendance seine Dienstwohnung hatte, erwies der erste Konsul dadurch seine Aufmerksamkeit, dass er eine waehrend der Festtage geborene Tochter des Generals Josephine benannte.

Bedeutungsvoll fuer Lille war die Zusicherung Bonapartes, dass der Sitz der Praefektur von Douai hierher verlegt werden sollte, was 1804 geschah, und das Versprechen der Freiheit des Tabakbaues, ein Versprechen, das er aber nicht gehalten hat.

Unter dem Eindruck dieser Zusicherungen von hoechster politischer Bedeutung fuer Lille schied man am 8. Juli mit beiderseitiger guter Laune, und die Stadt liess zum Andenken an den Besuch eine goldene Denkmuenze mit dem Bilde des ersten Konsuls und der Umschrift: „Amour, fidélité, reconnaissance" schlagen.

Noch nicht ganz zwei Jahre spaeter, am 18. Mai 1804, wurde Bonaparte durch Senatsbeschluss zum Kaiser mit erblicher Wuerde erklaert. Diesem Beschluss lag eine Volksabstimmung zu Grunde; in Lille wurden 3114 Stimmen fuer und nur 2 gegen die Rangerhoehung abgegeben.

Sechs Jahre gingen ins Land. Da hielt Bonaparte als Kaiser Napoleon wiederum seinen Einzug in Lille. Die Stadt hatte eine Summe von 160 000 Francs fuer seinen Empfang bewilligt. Zehn Jahre brauchte sie, um die hierdurch in Unordnung geratenen staedtischen Finanzen wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Napoleon zog am 23. Mai 1810 mit seiner zweiten Gemahlin, Marie Louise von Oesterreich, in Lille ein. In seinem Gefolge befanden sich der Koenig und die Koenigin von Westfalen, der Graf Beauharnais, der Fuerst Aldobrandini und der Graf Lauriston. Das zurueckhaltende Wesen der Kaiserin stach unvorteilhaft gegen das leutselige und doch wuerdevolle Wesen der ersten Gattin Bonapartes ab. Auch der Kaiser schien im Gegensatz zu seiner frueheren Anwesenheit in Lille etwas von der so gewaltigen Anziehungskraft seiner Persoenlichkeit eingebuesst zu haben.

Die Stadt tat ihr Moeglichstes in festlicher Bewirtung. Feierlicher Empfang, Kunstfeuerwerk und Theatervorstellungen wur-

den dem Kaiserpaare geboten. Die beruehmten Schauspieler Ellevion und Gavaudan traten in „Adolf und Clara" sowie in „Richard Loewenherz", zwei Lieblingsstuecken Napoleons, auf. Doch in den Freudenbecher der Liller fielen zwei Wermutstropfen: Waehrend Bonaparte als erster Konsul der Stadt das Eigentum an der sogen. Intendance zugesprochen hatte, befahl er jetzt deren Rueckgabe an den Militaerfiskus, und statt sein frueher abgegebenes Versprechen der Freiheit des Tabakbaues einzuloesen, fuehrte er ein staatliches Tabaksmonopol ein. Doch erhielt Lille auf seine Bitte eine kaiserliche Tabaksmanufaktur. Nach eintaegigem Aufenthalt in Lille reiste Napoleon nach Antwerpen weiter. Er beabsichtigte, diesen Hafen als Kriegshafen gegen England und Stuetzpunkt seiner Flotte auszubauen. Doch musste die Ausfuehrung dieses Planes zurueckgestellt werden, da die Vorbereitungen zu dringlichen militaerischen Aufgaben den Kaiser in Anspruch nahmen. Dresen.

Die Flieger

Wir rasen durch die Unendlichkeit.
Hinter uns heulen Raum und Zeit.
Wir haben die Erde verlacht, verloren
Und sind mit Fluegeln wiedergeboren.
Das Hoehensteuer ist unser Glaube.
Gurre, du Taube!

Windstaerke acht. Der Odem stockt.
Links kommt die Boe, die pfeift und bockt.
Wir haben nicht Zeit, uns umzublicken,
Es schwillt da vorn ein gelber Ruecken,
Ein hagelgemaesteter Wolkenlurch.
Durch!

Unten dehnt sich, die wir vergessen,
Die Scholle, von schwarzen Furchen zerfressen.
Brandopfer steigen, es bersten Schrapnells.
Runter! Dem Feinde auf den Pelz!
Stopp in Fuenfhundertmeterschicht —
Und nun, Hand, tu deine Pflicht,
Fehle nicht!

Singend sausen die Bomben hinab,
Jede ein Grab, jede ein Grab.
Fuehlst du's Erde? Wir leben noch!
Willst du uns haben? Hole uns doch!
Und holst du uns morgen, Erde du,
So decken uns doch noch Fluegel zu.
Heut aber wurden wir nicht zu Staube.
Steige, du Taube!

Landsturmmann Edmund Kuntze.

Der liebe gute Sandsack

Wer kennt ihn nicht, den guten Kameraden unserer Soldaten! Wenn es galt, gegen feindliche Kriegerscharen ins Feld zu ziehen, so war Freund Sandsack stets ihr unzertrennlicher Begleiter. Ob's Infanterie ist, die wir sehen, oder Artillerie, Pionier- oder Maschinengewehrabteilungen, stets sah und sieht man in ihrer Gesellschaft: Freund Sandsack.

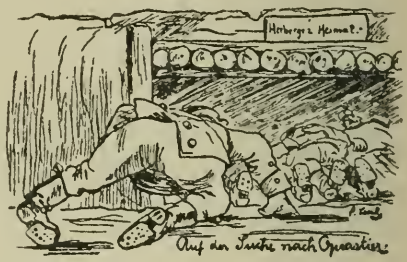
Aber wie hat er sich veraendert, der alte Geselle! Frueher ging er so einfach einher, das schlichteste Gewand war ihm gerade recht; und jetzt — — —: Man kennt ihn fast nicht wieder. — Um es vorwegzusagen: Sandsack, der alte einfache Sandsack, legt in seinen alten Tagen einen so fabelhaften Wert auf sein Aeusseres wie weiland eine Pariserin, die auf Eroberungen ausging.

Einmal sieht man Sandsack im duftigen Weiss. Diese Farbe scheint bei ihm die bevorzugteste zu sein. Ein andermal in Blau, Gruen, Schwarz oder Grau, kurz, alle Farben sind vertreten. Ja, sogar im scharlachroten Gewande konnte ich ihn einigemale bewundern. Allerdings kam er mir in diesem Aufputz etwas grotesk vor.

Freund Sandsack legt aber nicht nur Wert auf reiches Farbenspiel, sondern bei seinen ein- und mehrfarbigen, gestreiften, karierten und punktierten Gewaendern muessen nach Moeglichkeit alle Stoffarten und Stoffsorten wie Baumwolle, Leinen (fein- und grobkoernig), Halbleinen, Buxkin, Cheviot, Battist, Damast, Seide vertreten sein. Unzweifelhaft, Sandsack ist ein ganz sonderbarer Kauz. Es ist fast nicht zu sagen, wie „ausgesucht" er sich kleidet, und das auch noch in der teuren Kriegszeit. Die Damen, die zu jedem Promenadenkonzert und Kaffeeklatsch etwas Neues anziehen muessen, sind ihm gegenueber noch Aschenputtel. Und was das Sonderbarste bei der Geschichte ist: Form und Schnitt spielen wiederum gar keine Rolle bei ihm. Der Schuster wuerde sagen: „Alles ueber einen Leisten geschlagen." Und in der Tat, Sandsacks Kleider stellen den unverfaelschten Massenartikel dar; sie tragen durchweg einen sackaehnlichen Charakter. Sandsacks Kleider erinnern jeden, der sie sieht, zugleich an seinen Namen. Vielleicht treibt Sandsack auch seinem Namen zuliebe diese Liebhaberei!

Doch lassen wir unserem Freunde Sandsack diese eigenartige Freude. Ein Steckenpferd reitet schliesslich jeder. Die Hauptsache ist und bleibt, dass diese Eigenarten nur Aeusserlichkeiten sind, und dass Sandsack durch und durch ein braver, treuer Kamerad ist, der alles, aber auch alles fuer seine Kameraden opfert. So weiss jeder, dass er sich, sobald seine Kameraden in Gefahr sind, ohne langes Besinnen den Feinden entgegenwirft und hinter seinem Ruecken den Freunden einen sicheren Schutz bietet. Und wenn man alle Kugeln, Schrapnells und Granatsplitter zaehlen wollte, die Sandsack im Schuetzengraben und in den Unterstaenden von seinen Kameraden ferngehalten hat, so wuerden ganz unheimlich hohe Zahlen herauskommen. Sandsack zu Ehren muesste das Lied vom „braven Manne" gesungen werden, und damit waere noch nicht zu viel geschehen. Die

Eigenarten aber, die Freund Sandsack sonst anhaften, soll er ruhig behalten, denn er hat bewiesen, dass gerade seine Eigenart, seine Vorliebe fuer mehrfarbige und vielartige Kleider den Ursprung bilden von hunderterlei Wohltaten und Bequemlichkeiten fuer die Soldaten. Sandsack hat wohl Freude an seiner reichen Kleiderpracht, aber sein Herz haengt nicht daran. Sie ist fuer ihn sozusagen Mittel zum Zweck. Denn von seinem Ueberfluss gibt er reichlich ab. Kaum sind seine neuen Gewaender fertig gestellt und damit seine Liebhaberei befriedigt, schenkt er sie auch schon wieder seinen Kameraden, die natuerlich fuer die Stoffe, je nach ihrer Art, reichlich Verwendung finden. So wurden ganz besonders im Winter Sandsacks ,,Liebesgaben" im nassen, schlammigen Schuetzengraben freudig willkommen geheissen. Hier hatten sie als Gamaschen Verwendung gefunden, bei einem anderen als Knieschuetzer, beim dritten als Fusslappen, beim vierten als vollstaendiges Beinkleid ueber und unter der Kommisshose. Doch nicht genug damit. Fuer Sandsacks abgelegte Sachen haben sich unbegrenzte Verwendungsmoeglichkeiten gefunden. Sie lieferten die schoensten Halsbinden (manche sehen den Selbstbindern friedlicher Zeiten verflixt aehnlich). Taschentuecher mit und ohne bunte Kante; Handtuecher von den feinsten bis zu den groebsten. Sogar feine Frottiertuecher habe ich hier und da entdeckt. Zu Drillichjacken und modernen Sommerjoppen liefert Freund Sandsack ebenfalls bereitwilligst den Stoff. Neue Verwendungsarten traten in die Erscheinung, als man sich entschloss, sich ,,im" welschen Boden ,,haeuslich" einzurichten. Was waeren die unzaehligen unterirdischen Wohnungen und Ruheraeume an der Front ohne Sandsacks vornehme Gepflogenheiten. Er schenkte den Stoff zur Deckenbekleidung; die Wandbekleidung von der einfachsten bis zu der mit Borte, Fries und Sockel ist ihm natuerlich ebenfalls zu verdanken. Ein Blick in die in eigener Moebelfabrik gebauten Schraenke zeigt uns Spitzchen und Zaeckchen an den Querbrettern so schoen und sauber wie in Mutters Schrank. Sandsack hat auch hier seine Hand im Spiel. Vorhaenge vor den Fenstern und Regalen, spanische Waende zum Verdecken der ,,Betten", Strohsaecke, Kissenbezuege sind alles Beweise von Sandsacks Uneigennuetzigkeit. Und sehen wir im Ruhequartier die Flaggen wehen, wenn im Osten oder Westen Deutschlands Feinde geschlagen sind, so wissen wir, dass Sandsack diesen Ausdruck patriotischen Empfindens durch ein ,,Schwarzweissrot" ebenfalls ermoeglicht hat.



Quartiersuche

So koennte die Liste der Dinge, Wohltaten und Bequemlichkeiten, die bei Freund Sandsack ihren Ursprung haben und unseren Soldaten zum Nutzen dienen, noch um Dutzende von Beispielen erweitert werden. Aber die angefuehrten Beispiele

duerften zur Genuege beweisen, dass nicht zuviel gesagt ist, wenn man Sandsack einen treuen, unersetzlichen Freund und Kameraden unserer Feldgrauen nennt. Er hat es darum auch wohl verdient, wenn ihm Lob und Anerkennung zuteil wird. Es war wirklich ein guten Gedanke, ihn mit ins Feld ziehen zu lassen. Freund Sandsack wird von seinen Kameraden nie vergessen werden. Sie verdanken ihm viel. Und wenn sie spaeter in der Heimat ihre Kriegserlebnisse erzaehlen, werden sie sie nicht beschliessen, ohne Sandsacks zu gedenken. Wissen sie doch alle ganz genau, dass in vielen Faellen nur ihm es zu danken ist, dass noch so mancher brave Soldat am heimatlichen Herd von dem grossen Kriege plaudern kann. Ja, Sandsack, der liebe alte Sandsack, er wird in ihren Gedanken fortleben: bald rot und blau, bald schwarz, weiss, rot und gruen, bald gelb wie die flandrische Erde, in allen Formen und Arten, immer aber als Freund.

Ers.-Res. Steinhage.

Wat walsch is — valsch is

F l a n d e r n u n d T i r o l

Vor einigen Wochen schrieb mir ein Freund aus Tirol, wo man den suedlichen Nachbarn seit Beginn dieses Weltkrieges nicht getraut hat: „Wir haben hier ein altes Wort: ‚Walsch ist falsch' — ich fuerchte, es wird sich bald genug von neuem bewaehren."

Ich war ueberrascht, das freilich naheliegende Reimspiel aus diesem Winkel des deutschen Sprachgebietes zu vernehmen, denn bekannt war es mir laengst aus der Gegend, in der wir jetzt hausen. So viel ich weiss, taucht das Schlagwort

W a t w a l s c h i s — v a l s c h i s

in dieser Form zum ersten Male auf in den schweren Kaempfen des flandrischen Deutschtums gegen die Waelschen, welche am 18. Maerz 1302 zur Niedermetzelung der franzoesischen Besatzung von Bruegge und am 11. Juli des gleichen Jahres zur Vernichtung des franzoesischen Ritterheeres bei Courtrai (Kortrijk) fuehrten. Den Zunftmeister Jan Breidel und Pieter de Coninc, die bei der „Bruegger Fruehmesse" (wie in der furchtbaren „Sporenschlacht") die Anfuehrer der vlamischen Handwerker, insbesondere der Weber, waren, hat man in Bruegge ein Denkmal errichtet; ein noch ganz neues Denkmal in Courtrai gilt der „Sporenschlacht", in der die Weber unter dem Oberbefehl des Grafen Johann von Namur und des Wilhelm von Juelich mitkaempften. Damals also soll der Schlachtruf: „Wat walsch is — valsch is" zuerst erklungen sein.

Und heute wird der gleiche Reimklang die Truppen Oesterreichs und die alten Tiroler Landesschuetzen, die danach duersten, mobil gemacht zu werden, hinausbegleiten auf die heimischen Berge und an die Landesgrenze, in den Krieg, den hier die Zaehigkeit der englischen Diplomatie im Bunde mit den eidbruechigen Elementen der italienischen Regierung entzuendet hat, in den Krieg des Herrn Sidney Sonnino, der selbst der Sohn eines waelschen Vaters und einer englischen Mutter ist. E. S.

Die Apachen in der franzoesischen Armee

Mehr und mehr haeufen sich die Nachrichten, die von den grausamen Vergehen in der franzoesischen Armee selbst oder von der Vergewaltigung franzoesischer Landbewohner durch Soldaten erzaehlen. Wer die Zusammensetzung der franzoesischen Armee kennt, wird wissen, dass diese Nachrichten wahr sein muessen. Denn schon jahrelang war die franzoesische Armeeverwaltung gezwungen, alle Militaerpflichtigen einzustellen, sowohl die koerperlich Schwachen, wie auch die bestraften Verbrecher. Offiziere haben mir oft erzaehlt, dass sie, wenn sie derartige Verbrecher in ihrer Kompagnie hatten, im Manoever nicht anders als mit dem entsicherten Revolver geschlafen haben. Morde und Ueberfaelle von Wehrlosen, Einbrueche, ausgefuehrt von franzoesischen Soldaten, kamen haeufig genug vor. Und ebenso gross war die Klage in der franzoesischen Presse ueber diese „Apachen in der Armee". Aber um die Armee auf der vorschriftsmaessigen oder der Volksvertretung gegenueber behaupteten Hoehe zu erhalten, sind diese Massnahmen notwendig. In der Regel wird dem jungen Burschen, der sich genuegend herumgetrieben hat in den Pariser Vororten, in den einigermassen beruechtigten Hafenvierteln von Marseille, Toulon, wird dem Bengel, der in dem von dem Dichter jener Kreise, Aristide Briand, vielbesungenen Stadtviertel La Vilette aufgewachsen ist, wenn er zum Militaer kommt, die grosse Strafenliste erlassen unter der Bedingung, dass er sich gut haelt. Mit dem Revolver weiss er laengst umzugehen. Er ist verschlagen, tollkuehn, an alle Entbehrungen gewoehnt; so ist es immerhin moeglich, dass er einmal ein guter Soldat wird. Vorausgesetzt, dass er nicht in schlechte Gesellschaft geraet und sein lockeres Leben von neuem beginnt. Meist aber ist das letztere der Fall, und aus dem Soldaten, der zwei Jahre dienen soll, wird ein Mitglied der Strafkolonien, d. h. der Kompagnien in den Kolonien, bei denen jede Bestrafung in erneuten Dienstjahren besteht, sodass er mindestens sechs bis zehn Jahre Kolonialsoldat bleibt und auf diese Weise mehr oder weniger unschaedlich gemacht ist.

Die grosse Anzahl dieser jungen Stromer verseucht die Armee, d. h. bildet eine Gefahr fuer die Kameraden und natuerlich im Kriege eine Gefahr fuer das eigene Land. Man mag sie im Frieden auch moeglichst streng ueberwachen, und mit allen Mitteln dagegen arbeiten, dass sie dem Geist der Armee schaden, so werden sie doch schon nach kurzer Zeit im Felde zu einer wirklichen Gefahr. In dem Augenblick natuerlich, wo sie durch den Krieg aus den Kolonien heruebergeworfen werden, waechst diese Gefahr fuer das eigene Land ins ungeheure. Aber auch aus den Strafkolonien verstehen sie in Friedenszeiten zu entfliehen. Es besteht ein Bund mit Geheimabzeichen und geheimer Sprache zwischen diesen Apachen. Belgier und Englaender gehoeren dazu ebensogut wie die Franzosen.

In den Strafkolonien zu Wegebau und Aufklaerungsdienst in den Suempfen verwendet, wissen sie sich auf tausend geheimen Wegen wieder zurueckzuschleichen, bis sie ihre kleine Freundin in dem Pariser Stadtviertel wiedergefunden haben, die es fuer ihre

heilige Pflicht haelt, sie zu ernaehren und sich von ihnen verpruegeln zu lassen. Sie sind eine gefaehrliche, mit allen Hunden gehetzte Bande, der jedes Mittel recht ist und die nationalen Besitz so wenig schaetzt wie internationalen. Es duerfte nun immerhin von Wichtigkeit sein, — fuer die deutschen Soldaten sowohl, wie besonders fuer die deutschen Aerzte, ebenso fuer die Leiter der Gefangenenlager — zu wissen, woran sie einen solchen Apachen sofort erkennen koennen. Seine Geheimzeichen sind drei taetowierte Punkte, die zwischen Zeigefinger und Daumen auf der Hand sitzen. Wer diese Zeichen hat, ist von vornherein einen guten Schuss Pulver wert und hat innerhalb und ausserhalb des Strafgesetzbuches schon Ansehnliches geliefert. Leute mit diesem Zeichen sind die eigentlichen Apachen in der franzoesischen Armee, ob sie nun als Soldaten oder als Franktireure oder Pluenderer ihr Wesen treiben. Als Soldat werden sie jedenfalls, seltene Ausnahmen beiseite gelassen, auf den verbindenden Arzt schiessen, als Gefangene werden sie ihre eigenen Mitgefangenen bedrohen. Das Vaterland ist ihnen gar nichts, sie haben es in Friedenszeiten so bekaempft wie irgendein geschworener Feind.

Auf alle Faelle soll man einem so Gekennzeichneten sofort die so taetowierte Hand mit einem bestimmten Griff festhalten, der alle Finger zusammendrueckt, und die Hand hinunterdruecken, indem man mit der anderen Hand auf diese Stellen zeigt. Aus diesem Zeichen sieht der so Behandelte sofort, dass man weiss, wer er ist.

Marie Luise Becker.

Die deutschen Barbaren

Im Westen

Ach, wir sind jung an Jahren!
Das Harren macht uns krank.
Wir harren in Gefahren
Schon viele Monde lang.
Der Sturmlauf unsrer Scharen,
Der alles niederzwang,
Verklang, ein Heldenlied,
Das still mit wunderbaren
Stahlvoegeln westwaerts zieht.

Und haben wir gestritten
Bei Tage und bei Nacht,
Und hat kein Feind durchschnitten
Den Wall, den wir bewacht;
Und haben die gelitten
In mancher heissen Schlacht
Und Blut und Tod gezahlt,
Die Welschen und die Briten,
Die wider uns geprahlt —

Doch brennt's wie eine Wunde,
Rauscht's wie ein Sehnsuchtsmeer,
Tanzt leuchtend neue Kunde
Von Sued und Osten her,
Dann aus gepresstem Munde
Am fiebernden Gewehr
Droht es vom Meer zum Tal:
W i r h a r r e n unsrer Stunde,
Die kommt, die kommt einmal. —

Feldunterarzt Helmuth Richter.

Sommermorgen in Flandern

Es wogt und wiegt der Morgenwind
Das Aehrenfeld, sein liebes Kind.
Im Sonnenscheine spielt's und blinkt
Und drueber eine Lerche singt.

Hochoben weisse Wolken wehn
Und wolkenueber Gedanken gehn.
So schreit ich das wogende Feld entlang,
Das Herz voll sehnender Lieder Klang.

Joseph Borst.

Die „Jungs"

Von M a x B e w e r

„Die Jungs" nennt man die Jungen von vierzehn bis achtzehn Jahr,
Von denen keiner gezwungen zum Dienst im Kriege war!
Sie hoerten stolz verwundert den Ruf: „Freiwill'ge vor!" . . .
Da traten von dreihundert genau dreihundert vor.
In ihren blauen Jacken wie blonde Maedchen fast,
Die Herzen und die Hacken schnell zum Entschluss gefasst!
Der Pfarrer sprach: „Nun hoeret, noch seid ihr alle frei,
Doch wer zur Flagge schwoeret, der schwoert auf Tod und Blei!" . . .
Die Kinderhaende flitzten zum Schwur im Sonnenstrahl,
Sechshundert Augen blitzten wie Feuer und wie Stahl!
Des Pfarrers Lippen flehten: „Der Herr mag mit euch sein!"
Da stieg wie Kinderbeten hell auf: „Die Wacht am Rhein!" . . .
Manch alter Seemann verstohlen sprach in den Seemannsbart:
„Mich kann der Deuwel holen, wenn Gott nur die Jungs bewahrt!" . . .

Deutsches U-Boot beim Angriff

Ich will --

Der Sturmwind tanzt mit den schaeumenden Fluten.
Dumpf warnende Nebelhoerner tuten.
Das Schiff erzittert in allen Fugen,
Matrosen im Mastkorb spaehen und lugen,
Die Notsignale ertoenen schrill.
Das rasende Meer bruellt wuetend:
Ich will —

Der Nebel steigt auf, der Sturm vergeht.
Die weissen Segel sind sanft geblaeht.
Auf dem Schiff jetzt tiefer Friede liegt.
Die Sonne, die Sonne hat gesiegt.
Und ueber das Meer entflieht ganz still
Das herbe, trotzige Wort:
Ich will —

Wilhelm Boese

Meine drei Jungen und die Kriegszeit

Von Friedel Merzenich

Wir gehen mit!

Die Kriegszeit hat in jedes Menschenleben einen ganz neuen unerwarteten Einschlag gebracht. Die Wirkung auf meine Jungen war verblueffend.

Von der allgemeinen Begeisterung der ersten Wochen will ich hier ganz absehen; nur kindliche Tatsachen, die ich erlebt und die wohl jede Mutter beobachten konnte, will ich erzaehlen. Das erste Zeichen persoenlicher Zugehoerigkeit zum Weltendrama war, dass sie wild durcheinander schrien: „Wir gehen mit in den Krieg!" Am liebsten waeren sie gleich losgerannt. Langsam kam die Ueberlegung nachgehinkt, ob man sie nehmen wuerde — ob sie alt genug seien.

Fuer Hans, den Aeltesten, bestand weiter kein Zweifel, dass er unbedingt militaertauglich sei. Er mit seinen sechzehn Jahren hatte jedes Recht, sich als Vaterlandsverteidiger zu fuehlen.

Mit den beiden anderen lag der Fall schon schwieriger. „Mit vierzehn Jahren ist man noch zu jung," meinte Hans ueberlegen, „aber wenn du das richtige Militaermass hast, nehmen sie dich vielleicht doch, Ernst."

„Und mich," schrie Joachim — auch die Lederhos genannt —, „ich soll wohl zu Hause sitzen? Nicht zu machen, ich gehe auch mit! Als ob man mit zehn Jahren noch ein Kind waer'! Ich kann Patronen herbeischleppen oder fuer Wasser sorgen, wenn ihr Durst habt!"

Unterdessen hatte Ernst sein Hemd ausgezogen und liess sich von Hans den Brustumfang messen. Er atmete tief, sehr tief, um durch diese Prozedur moeglichst an Brustweite zu gewinnen. Mit krebsrotem Kopf stand er da und wartete wie ein zum Tode Verurteilter auf den Ausspruch des Richters. „Viel fehlt nicht," stellte Hans fest, „aber in solchen Zeiten werden es die Vorgesetzten ueberhaupt nicht so genau nehmen. — Du bist ja sonst ein gesunder strammer Kerl," sagte er noch goennerhaft.

Ich wurde einfach uebersehen; dass ich doch schliesslich auch noch ein Woertchen mitzureden hatte, kam gar nicht in Betracht.

Ja und nun kam bald die erste bittere Enttaeuschung! Die Groesse haette bei den beiden Aeltesten genuegt. Aber das Alter. „Siebzehn Jahre muss man sein!" sagte Hans sehr niedergeschlagen.

Das Zimmer der Jungen trug den Winter ueber einen ganz veraenderten Charakter.

Auf dem Tisch ist eine Karte von Europa aufgespannt. Kleine Papierfaehnchen mit den deutschen, oesterreichischen, russischen, franzoesischen usw. Farben sind darauf festgesteckt und bezeichnen die Stellungen der verschiedenen Heere. Mit welchem Jubel die deutsche Fahne nach Luettich gesteckt wurde, ist unbeschreiblich.

Jeden Nachmittag werden grosse Versammlungen abgehalten und Schlachten geliefert. Neulich kam die Lederhos empoert

zu mir: er haette absolut keine Lust mehr, immer Russe oder Franzose zu spielen. Nur Dresche zu bekommen, mache auf die Dauer auch nicht gluecklich.

Eine grosse, ungeahnte Rolle spielen die Federbetten bei den Schlachten! Sie sind mit arger List oben an die Decke gebunden und schweben als Zeppeline sehr malerisch und wirkungsvoll ueber dem Schlachtengetuemmel! Hin und wieder saust ein Fussball, der eine Bombe markiert, mitten unter die Feinde. Hurras und Trompetensignale ertoenen unaufhoerlich. Manchmal will mir der Laerm zuviel werden, dann hab' ich aber doch nicht das Herz, diese Kriegsbegeisterung zu daemmen. Zumal wir immer siegen!

Gestern hoerte ich die helle Stimme des Vierzehnjaehrigen.

Ich war neugierig und oeffnete ein wenig die Tuer zum Kinderzimmer. Da bot sich mir ein lohnender Anblick. Ernst stand in der magischen Beleuchtung einer Kerze, die wahrscheinlich ein Wachtfeuer darstellen sollte. Ein Lodenumhang war aeusserst malerisch um seine Schultern geworfen, und die Kameraden sahen mit Begeisterung zu ihm auf. Er fuehlte sich als Freiheitsdichter, ein zweiter Koerner, und mit viel Ueberzeugung und Betonung deklamierte er:

Wir lassen uns nicht unterkriegen,
Wir s i e g e n !
Herbei ihr Feinde all, ihr frechen,
Wir d r e s c h e n !
Ihr Gegner all sollt unterliegen,
Wir f l i e g e n !
Wir kaempfen um gerechte Sachen,
Wir l a c h e n !
Englands Flotte wird verlieren,
Wir t o r p e d i e r e n !
In uns ist frohes, mut'ges Klingen,
Wir s i n g e n !
Russen, Franzosen, Englaender, Serben,
Wir e r b e n !
Mit Luettich haben wir begonnen,
G e w o n n e n !
Was kaempft ihr gegen uns?! Welch Spott!
Wir sind „M i t G o t t !"

Der Dichter wurde laut bejubelt, und nun musste jeder irgendetwas Selbst-Verfasstes vortragen. Das Zimmer war eingehuellt in Rauch, die Krieger qualmten ein Kraut, das auf viel Mut schliessen liess.

Und anstrengend ist so ein Krieg! Was hatten wir nicht alles zu feiern. Alles mit Vaterlandsliedern und als Hoehepunkt eine Rede auf den deutschen Sieger. Das ging immer ordnungsgemaess reihum. „Luettich, General von Emmich" — die Rede hielt Hans. Wuerdig, mit grosser Sachkenntnis und getragen von der Wucht des Ereignisses „Die Vogesenschlacht, der Sieger von Metz, Kronprinz Rupprecht von Bayern" fiel auf Ernst. Er sprach knapp, mit leuchtenden Augen, und wuenschte sich zum Schluss,

als bayrischer Koenigsulan dereinst Dienst tun zu koennen. Joachim machte uns mit dem Sieg des deutschen Kronprinzen ungefaehr folgendermassen vertraut: „Ich muss euch mitteilen, dass ich furchtbar Hunger habe, aber das macht nichts, es gibt noch wichtigere Dinge, und das ist der Sieg bei Longwy, den unser Kronprinz erfochten. Hurra, hurra, hurra! — So, nun koennen wir wohl zu Tisch gehen."

Seine letzte Rede war noch kuerzer: „Was brauche ich viel zu reden, m e i n Hindenburg hat die Sache mal wieder gemacht! Hurra! — M e i n Hindenburg!"

Bei Tisch hatte sich auch eine voellige Umwaelzung der Begriffe vollzogen. Frueher gab es oft einmal schnoede Bemerkungen ueber das Fuer und Wider der aufgetragenen Speisen. Jetzt heisst die Losung „Kriegszeit", und ohne Maekeln wird alles gegessen. Dass man so einfach leben kann, das haetten selbst wir Erwachsenen nicht fuer moeglich gehalten. Sogar Backobst mit Kloessen, die noch vor wenig Wochen auf allgemeine arge Verstaendnislosigkeiten stiessen, werden heute mit Behagen verzehrt. Kamen sonst Kloesse mit Backobst auf den Tisch, so gab es lange Gesichter, ein Volksgemurmel entstand, und vorwurfsvoll erklang es: „Schon wieder!" Nebenbei bemerkt hatten wir hoechstens alle vier Wochen diesen Goetterschmaus. Ich versuchte dann mit allen erlaubten Mitteln, den Jungen die Kloesse begehrenswert zu machen, ich sagte mit dem Brustton der tiefsten Ueberzeugung: „Kloesse mit Backobst geben Blut, wisst ihr das nicht?"

Philosophisch und herzlos bekam ich dann die Antwort. „Dann lieber ein bisschen weniger Blut!"

Die Jungen behaupten, dass sie in dieser Zeit einfach nichts Gutes essen koennten! Sie muessten dann an ganz arme Leute denken, die vielleicht nicht einmal das Notwendigste haetten, und dann muesse ihnen ja der Bissen im Munde bitter werden.

Dieser Krieg foerdert ueberhaupt charakteristische Anlagen zutage, die keiner ahnte. Die Lederhos hat den groessten Respekt vor der etwaigen Hungerszeit, die ja niemals kommen wird. Als letzte Rettung hat er mir grossmuetig seine weissen Maeuse in Aussicht gestellt, die sich trotz der ernsten Zeit munter vermehren. Wir nennen sie scherzhaft nur noch die „eiserne Ration"! Ich sehe mir die Dingerchen ruhig an, denn wir wissen alle, sie werden den Krieg ueberdauern — und wenn wir siegen — und wir werden ja siegen! — wird die Lederhos jeder Maus ein schwarzweiss-rotes Schleifchen anheften! —

Militaermass

Es war schlechtweg ein Ereignis. Und da es zufaellig durch keine Siegesnachricht uebertrumpft wurde, so kosteten wir es, jeder auf seine Art, gebuehrend aus.

Wir hatten uns immer noch ein bisschen gestraeubt, aber endlich war denn doch mit dem siebzehnten Geburtstag auch die erste lange Hose fuer meinen Aeltesten in Erscheinung getreten. Vorlaeufig hatten wir uns probeweise, gewissermassen zum Drangewoehnen, zu einer weissen Tennishose (Ballnetzspielhose klingt mir noch zu fremd) entschlossen.

Da lag sie nun unschuldig und verfuehrerisch, und die Augen des Geburtstagskindes umfassten sie voll heimlichen Stolzes. Gegen die Hose kamen die anderen Geschenke nicht auf. Selbst der so sehnlichst gewuenschte neue Violinbogen wurde nicht recht gewuerdigt.

Und waehrend er, aeusserlich gefasst, mit dem Zeichen beginnender Wuerde aus dem Zimmer ging, stiegen vor meinen Augen — Biergelage, Zigarettenrauch und braun- und blondgelockte Jungfraeulein beaengstigend auf. War es denn nun wirklich schon so weit? Lange Hosen legen gewisse ernste Verpflichtungen auf. Das Taschengeld musste etwas erhoeht werden, auch gesellschaftlich wuerden Wandlungen eintreten. Ein versoehnender Ausgleich war fuer mich der Gedanke an die Struempfe! Bei den kurzen Hosen wurden kleine Stopferchen arg misstrauisch gemustert, und es kostete Seelenkaempfe, solch einen Strumpf anzuziehen. Hinweise meinerseits, dass Aeusserlichkeit ein Zeichen von traurigster Charakterschwaeche sei, wurden geflissentlich ueberhoert. Wie gesagt, die lange Hose hatte also immerhin auch ihre wirtschaftlichen Vorzuege.

Und nun kam mein Sohn herein. Mir gefiel er ausnehmend, und er selbst war entschieden auch von einem Zufriedenheitsgefuehl durchdrungen. Seine Brueder aeusserten sich etwas zurueckhaltend, der eine sagte bloss: „Au — der Hans!" — und der andere :„Och, — ich bin doch fast genau so gross wie Hans!" Da wusste ich, dass der Ehrgeiz des Fuenfzehnjaehrigen mir eine zweite Tennishose „vom Herzen reissen" wuerde.

„Soll ich nun mal schnell zum Drogisten gehen, ich glaube, unser Haenschen hat kein Futter mehr?" ertoente da ploetzlich die Stimme des Geburtstagskindes. Sonst hatte er sich eigentlich nicht so sehr dazu gedraengt, Besorgungen zu machen, und der Drogist lag ihm schon gar nicht. Aber so ein neues Prunkstueck tut Wunder. Feinfuehlig, wie wir Muetter gemeinhin sind, kraenkte ich meinen Sproessling auch nicht mit schnoeden Bemerkungen wie: „Ach so, du willst die neue Hose . . ." oder: „Aha, heute hast du nicht so wahnsinnig viel Aufgaben!" . . . oder, was natuerlich der Gipfel der Verstaendnislosigkeit gewesen waere: „Nein, danke, Marie geht so wie so auf den Markt, sie kann das Vogelfutter gleich mitbringen!" Nein, meine Jungen waren vorsichtig bei der Wahl ihrer Mutter, und wir verstehen uns ausgezeichnet. Also sagte ich beherrscht: „Du koenntest denn auch gleich nach der Leipziger Strasse fahren und fuer unsern Joachim die Erneuerung der Schuelerkarte besorgen."

Wie mich da ein paar Jungenaugen anstrahlten.

Nach einer Stunde war Hans schon wieder von seinem Ausgang zurueck, und seine Augen blickten truebe. Ziemlich wortkarg lieferte er mir das Vogelfutter und die Schuelerkarte ab, dann verschwand er in seinem Schlafzimmer. Ich war natuerlich begierig zu erfahren, durch welchen Schichsalsschlag sich dieser jaehe Wechsel von hoechster irdischer Wonne zu augenscheinlicher Schwermut vollzogen habe. Aber ich wartete ab, bis das aufklaerende Gestaendnis von selbst zu mir den Weg finden wuerde.

Es dauerte auch nicht lange, da kam Hans ein bisschen verlegen zu mir und zwar — in kurzen Hosen. Er machte sich an seinem Geburtstagtisch zu schaffen, pruefte sorgfaeltig den Violinbogen, blaetterte in einem Buch und sagte dann zoegernd und unvermittelt: „Man schaemt sich ja!"

Ich bin zwar recht vertraut mit den Seelenregungen meiner Soehne, aber warum mein Aeltester sich schaemte, war mir nicht ganz klar. So fragte ich vorsichtig :„Aus welchem Grunde?"

Da sprudelte er ueber. „Alle Menschen haben mich angesehen, und weisst du, Mutter, was in ihren Augen zu lesen war?"

Ich gestand, dass ich es tatsaechlich nicht wisse.

„Nun, Verachtung! Warum ist dieser junge Mensch noch in Berlin, der gehoert doch zur Front! Und ich konnte doch nicht durch die Strassen laufen und schreien, ich habe mich schon gleich zu Anfang freiwillig gemeldet, aber sie nehmen mich nicht, wegen ein paar lumpiger Zentimeter Brustweite, die mir am Militaermass fehlen. Und diese Verachtung, diese beleidigende Kritik der Leute habe ich der langen Hose zu verdanken. Ich ziehe sie nicht eher wieder an,als bis ich das Militaermass habe."

Wie wir den eisernen Hindenburg in Berlin nagelten

Wir hatten Glueck, der eiserne Hindenburg war noch nicht ganz benagelt, als ich mit meinen drei Jungen die patriotische Wallfahrt zu dem hoelzernen Standbild antrat. Zwei Millionen Naegel sind ja auch eine ganz stattliche Zahl, aber immerhin, man musste damit rechnen, dass man vielleicht doch schon zu spaet kam.

Bis zum Brandenburger Tor fuhren wir mit der Elektrischen, deren wahnsinniges Tempo bei Menschen, die es eilig haben, zu Gedankensuenden und Verwuenschungen fuehrt. Schliesslich und endlich waren wir doch am Ziel, und der weibliche Schaffner legte in freundlicher Erinnerung an das fuerstliche Trinkgeld von einem Sechser die Hand gruessend an die Stelle, wo andere Menschen die Ohren haben. Bei dem weiblichen Schaffner wuchsen an der Stelle ein paar Schneckerln.

Wir stiegen aus, und nun ging es ganz kriegsgemaess — „Sprung auf, marsch marsch!" — durch die Siegesallee, wo uns schon von weitem das Hindenburgbild gruesste.

Einfach war es nicht, sich durch die Menschenmauer durchzuhauen, aber schliesslich, „vier Mann hoch", zwingt man das Schicksal. Und wenn die Sonne so vergnuegt lacht und die Berliner trotz Pueffen und auf die Fuesse getreten werden nur ein paar dankbare Segenswuensche auf das Haupt des edlen Spenders herabflehen, dann ist man eben guter Laune und lacht mit.

An der Kasse prangte ein Schild, und darauf stand zu lesen, dass ein goldener Nagel hundert Mark koste, ein silberner oder ein schwarzer fuenf und ein grauer Nagel eine Mark. Wir entschieden uns aus rein wirtschaftlichen Gruenden fuer Feldgrau. Und dann schoben wir uns durch das Sperrdrehrad in den abgezaeunten Platz. Es ueberkam uns fast eine andaechtige Stimmung, als ob wir ploetzlich auf geweihte Erde getreten waeren. Und diese Stimmung wuchs mit jedem Meter, der uns dem grossen Helden naeher brachte. Ruckweise kamen wir vorwaerts. Nach

einer Stunde waren wir schon so weit, dass wir uns ueberlegen und uebersehen konnten, an welche Stelle wir unsere Naegel einschlagen wollten. Einer war fuer die Sporen, der andere fuer den Mantel, der dritte fuer die Stiefelspitze, ich fuer die Beine, denn ohne Beine ist ein Heerfuehrer nicht denkbar. Mantel und Stiefel sind zweckentsprechend, aber nicht unbedingt notwendig. Meine Gruende waren ueberzeugend und stichhaltig, und somit waren die Plaetze fuer unsere vier feldgrauen Naegel bestimmt.

Bewundernswert, wie viele leichtfluessige Markstuecke in den Taschen der Berliner stecken und mit welch selbstverstaendlicher Opferfreudigkeit sie bei solch einer vaterlaendischen Gelegenheit hervorgeholt werden. Der eiserne Hindenburg sah zwar ernst, aber entschieden stolz auf seine unzaehligen Verehrer.

Ein asthmatischer, sehr dicker Berliner, der vor mir auf der Treppe stand, stoehnte ein bisschen. „Wenn ick nur den Nagel rin kriege, ick bin nich mehr schlank jenug fuer so 'ne turnerische Leistungen, ick kann mir nicht buecken, und hoch reichen, dat kann ich erst recht nich —" Aber es war fuer alles gesorgt, ein paar Feldgraue nagelten auf Wunsch des Spenders den Nagel ein.

Und nun war der denkwuerdige Augenblick gekommen: wir waren dran! Mir klopfte das Herz bis zum Halse hinauf, und dann klopfte ich den Takt mit dem Hammer dazu. Mein grauer Nagel sass, ordentlich vergnuegt guckte er mich an, und ich hatte ihn lieb wie ein lebendes Wesen. Mein Aeltester machte ein wichtiges Gesicht, nahm den Hammer, murmelte ein Stossgebet und schlug auf den kurzen Nagel, als ob er alle Feinde zu Mus hauen wollte. Der Fuenfzehnjaehrige machte ein pfiffiges Gesicht, sagte kurz und buendig: „Nur immer feste druff!" und schlug wie Jung-Siegfried den Nagel mit einem Schlag tief in den Grund. Mein Juengster zappelte schon vor Ungeduld. „Jetzt komm' ich!" Das ganze Kerlchen war zitternde Begierde. Weit holte er aus. Und mit einem kraeftigen Schlag traf er — seinen Daumen. „Es macht nix!", sagte er, seinen Schmerz verbeissend, und nagelte weiter. „Joachim hat immer so 'nen Dusel," meinte sein Bruder, „nun hat er sich wahrhaftig im Dienst des Vaterlandes eine Verwundung zugezogen!"

Wenn der Landsturm kommt . . .

Wenn der Landsturm kommt,
Wenn der Landsturm kommt,
Dann wird die Werkstatt leer.
Wir legen die Arbeit nieder,
Und Mann fuer Mann, ihr Brueder,
Fasst Saebel und Gewehr.

Wenn der Landsturm kommt,
Wenn der Landsturm kommt,
Dann rueckt er morgens aus.
Habt Acht auf Kind und Haus.
Ob wir uns wiederschauen?
Lebt wohl, ihr Muetter und Frauen!

Wenn der Landsturm kommt,
Wenn der Landsturm kommt,
Dann schlaegt die Trommel an.
Jetzt wird die Schlacht geschlagen,
Den Krieg, den muessen beklagen,
Die ihn gezuendet ha'n.

Wenn der Landsturm kommt,
Wenn der Landsturm kommt,
Steckt an dem Helm ein Reis.
Dann ist in deutschen Landen
Der Frieden auferstanden.
Dir, Gott, sei Lob und Preis.

Fritz Philippi.

Die Offiziersuniform und der Gleichschritt

Zwei Jubilare — freilich von der Art, wo sich Geburtstag und Geburtsjahr nicht feststellen lassen, weil sie zu den guten Dingen gehoeren, die Weile haben wollen und darum eine laengere Vorgeschichte haben; immerhin kann man sagen, dass sie beide um die Zeit des Weltkrieges 200 Jahre alt geworden sind.

Die Angleichung der Offizierskleidung an die „Montur" der Mannschaften ihres Truppenteils hat mit der Einfuehrung der feldgrauen Uniform einen letzten Schritt getan, und die Erfahrungen des Feldzuges haben die Notwendigkeit dieses Ausgleichs noch weiter erwiesen. Moegen immerhin, wie eine Wanderung durch die Rue Nationale taeglich zeigt, hinter der Front und (wenn wir gluecklich wieder zu Hause sind) im Frieden allerlei mehr oder weniger glueckliche Auswege gefunden werden, neben den Abzeichen auch der Uniform selbst ein auszeichnendes Gepraege zu geben: mit jenen Kaempfen, welche der Einfuehrung des gleichen Ehrenkleides fuer Offiziere und Mannschaften vorausgegangen sind, haben diese harmlosen Bemuehungen keine Aehnlichkeit.

Mirabeau erzaehlt irgendwo eine Geschichte von einem alten Marquis de Coëtquen, der sich lieber vor seinem Regiment vom Koenig kassieren liess, als dass er bei der Parade „in Uniform" erschienen waere. Dieser Koenig war Ludwig XIV., unter dem das Zeitalter der „grands capitaines" seinen Hoehepunkt und sein Ende erreichte. Man muss sich vor Augen halten, dass diese Obersten und Regimentsinhaber ihre Truppen urspruenglich mit dem eigenen Gelde geworben hatten und, nachdem sie die Uniform fuer das Regiment von sich aus bestimmt, das Recht in Anspruch nahmen, ihre Person durch eine auszeichnende Tracht davon abzuheben. Zugleich erblickten sie darin einen Erweis ihrer persoenlichen Tapferkeit, indem sie in moeglichst auffaelligen Farben (wobei ein grelles Rot bevorzugt wurde) und mit einer abweichenden Kopfbedeckung (von der der Federbusch unserer Generale der letzte Rest ist) sich dem Feinde zeigten, obendrein auf einem auffaellig gefaerbten oder gezeichneten Pferde: die Schimmel und besonders die heute aus unserer Armee so gut wie verschwundenen Schecken waren darum besonders beliebt. Indem Ludwig XIV. diese Eitelkeit und eifersuechtige Selbstaendigkeit, in erster Reihe der Obersten, bekaempfte, foerderte er die Einheitlichkeit der koeniglichen Armee von Frankreich. Anderseits aber hat er durch Einfuehrung neuer Truppengattungen, wie der Husaren (1692), bei denen die „Uniform" der Offiziere selbstverstaendlich war, zugleich dem Streben nach einem bunten Kleide Rechnung getragen und den Werdegang der Uniformierung innerhalb der Einzeltruppe beschleunigt.

Sehr viel einfacher spielte sich der Vorgang unter dem Soldatenkoenig Friedrich Wilhelm I. ab — und dennoch gab es auch in der preussischen Armee noch allerlei Zugestaendnisse, die sich zum Teil, wie die rote Gala-Uniform der Garde-du-Corps-Offiziere, bis heute gehalten haben.

Als eine unbedingt preussische Einrichtung pflegt man in der Regel den Gleichschritt anzusehen: kann man sich ueberhaupt preussische Truppen auf dem Exerzierplatz anders als „in gleichem Schritt und Tritt" vorstellen? Dass die Landsknechte und die Soldaten

Wallensteins und Max Emanuels, Turennes und des Prinzen Eugen diese Grundlage des Exerzier-Reglements nicht kannten, nimmt man wohl hin — aber die Brandenburger und gar die Preussen?! Nach einer Ueberlieferung, die wohl nicht bestritten ist, hat der Gleichschritt seinen Triumphzug durch die Armeen Europas von dem ungemein kriegstuechtigen und fuer die Verhaeltnisse eines Kleinstaates recht stattlichen Heere des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel aus angetreten. Als dem „alten Dessauer", der aber damals noch ein recht junger Dessauer war, zuerst von diesem neuen soldatischen Erziehungsmittel erzaehlt wurde, soll er geaeussert haben: das mache ihm keiner weiss, dass man „die Kerls" dahin bringen koenne, einer zugleich mit allen den Fuss aufzuheben und niederzusetzen. Aber im Belagerungsheer vor Belgrad hatte er Gelegenheit, sich davon zu ueberzeugen, dass die Hessen solche Kerls hatten, und nach der Heimkehr hielt alsbald unter seiner Foerderung der Gleichschritt seinen Einzug auch in die preussische Armee. E. S.

Unsere U-Boote

Von Hugo Kieser, Heidelberg

Vor mehr als dreimal tausend Jahren
Im Lager der Philister stand
Ein Schreckensmann mit seinen Scharen,
Als Riese Goliath bekannt.

Ob seiner Staerke, seiner Groesse
Erzitterte das Judenland
Und rief zu Gott: „Ach, Herr, erloese
Dein Volk von dieser Feindeshand."

Da trat zu Koenig Saul ein Hirte,
Der kleine David, jung und gut,
Den weder Schwert noch Panzer zierte,
Doch voller Tapferkeit und Mut. —

Er bat nur um des Priesters Segen,
Ergriff dann seinen Vanderstab
Und traf mit einem Stein verwegen
Die Stirn des Riesen Goliath.

Der Riese sank in Ohnmacht nieder;
D'rauf David zog dess' Schwert behend
Zerschlug des Streiters Haupt und Glieder,
Und — Goliaths Herrschaft war zu End'.

So wie in laengst vergangenen Zeiten
Ein Riese einst ein Volk bedrang,
So muessen jene Voelker leiden,
Die Englands Macht zur See bezwang.

Mit Riesenpanzern ausgeruestet
Beherrscht der Briten Macht die Welt,
Und weh' dem Volk, das es geluestet, —
Dass es sich ihr entgegenstellt.

Aus Herrschsucht auf des Weltalls Meere
Verhoehnt ward Deutschlands Flottenmacht,
Ein Faustschlag war's auf Seemanns Ehre,
Die deutschen Heldenmut entfacht! —

Der Kampf brach los! — Die Kreuzer starten
An Englands Kuesten stolz und schoen,
Und traeumend sah man voll Erwarten
Schon Deutschlands Flotte untergeh'n. —

Da ploetzlich aus des Meeres Tiefe
Erhebt sich kuehn ein Taucherboot,
Als ob geheime Macht es riefe,
Zu bringen Untergang und Tod. —

Ein Schuss nur, — und schon sah man sinken
Ein Panzerschiff, — der Briten Zier —
Vernichtet in die Tiefe sinken,
Verschlungen durch der Wellen Gier. —

Betaeubt und lahm vor Todesschrecken,
Rasch folgt ein zweiter, dritter Schlag,
Um drei Kolosse hinzustrecken;
Weddigens Geist England erlag! —

Und so wie durch des Hirten Kniffe
Der Riese Goliath erlag,
So unterliegen Englands Schiffe
Dem deutschen U-Boot, Tag fuer Tag.

Nun die Moral von der Geschichte
Just zu erklaeren, ist nicht schwer:
Zerstoert durch Deutschlands Weltgerichte
Kehrt Englands Herrschaft nimmermehr!

Der Badezug

„Jo, wos is denn does? Kann does aa sei? A Badezug!" So denkt Franzl, der biedere Landwehrmann, als der Feldwebel bekannt gibt, dass morgen frueh um 9 Uhr die Kompagnie antritt, um auf den Bahnhof zum Badezug zu marschieren. Seine Erwartungen sind nicht zu hoch gespannt, und fast aergert er sich, dass es im Ruhequartier wieder neuen Dienst gibt und man nicht einmal mehr das Recht hat, seinen wohlerworbenen Schmutz nach eigenem Gutduenken los zu werden. Schliesslich aber rechnet Franzl doch auf ein paar im Zug aufgestellte Wasserkuebel, in denen es zur Not nach langem Warten moeglich sein wird, den vom Schuetzengraben am meisten mitgenommenen Koerperteil, die Fuesse, zu reinigen.

Die Kompagnie kommt am Bahnhof an.

Da steht das Zuegle!

Herrgott, ein Hochgefuehl, einmal wieder einen Personenwagen besteigen zu duerfen. Ein Unteroffizier teilt die ersten 48 Mann in acht Gruppen zu sechs ein, und jede Gruppe besetzt alsbald ein Abteil.

Franzl steigt ein und denkt nur an die Parole „Heimat".

Doch, seltsam, das Zuegle faehrt nicht ab. Der gutgeheizte Wagen dritter Klasse ist recht bequem und geraeumig. Er ist belgisch; ueberall steht: „niet rooken" und „niet spuwen", was Franzl sofort in klassisches Deutsch uebersetzt. Man beginnt sich zu entkleiden. Aber nirgends im Wagen Brausen und Wannen; das einzige, was mehr als sonst darin ist, sind Kleiderhaken an jedem der 48 Sitze. Wo bleibt das Bad? denkt Franzl, der sich ungern frozzeln laesst. Da entdeckt er in einer Ecke ein grosses Plakat mit der Aufschrift: „Nur Seife ins Bad, kein Handtuch". Mit gelaendegeuebtem Blick schliesst er daraus, dass es dort in der Naehe doch zum Bad gehen muss. Die Auskleiderei ist beendet, und unser Franzl schliesst sich im Adamskostuem, nur mit der unzertrennlichen Erkennungsmarke — und aus Versehen mit dem leeren Brustbeutel — bekleidet, in der Hand die verlangte Seife, dem Gaensemarsch der Kameraden an, welche durch den schmalen Wagengang auf einem Holzrost, ganz wie im Schuetzengraben, in den naechsten Wagen sich begeben. „Ja, was is denn does?" so ertoent nochmals der Ruf, diesmal nicht des Zweifels, sondern des hoechsten Erstaunens. Und es reisst ihn mit, als die ganze Gesellschaft im Sturm die drei aneinander stossenden Gueterwagen besetzt, welche nach D-Zugart an drei — bei belgischen Gueterwagen beliebten — Oeffnungen der Stirnseiten miteinander verbunden sind. Von selbst, ohne Kommando stellt sich jeder unter eine der an der Decke angebrachten Brausen und moechte am liebsten gleich oeffnen und loslassen. Auch Franzl schaut an die Decke und sucht nach einem Hahn, bis die Brause ploetzlich zu fliessen beginnt und er gleich eine Ladung Wasser in Nase und Mund bekommt. Ein Freudengebruell der gesundesten und verwegensten Naturlaute geht durch die Reihen. Und immer waermer und staerker stroemt das Wasser von oben. Der Schmutz des Koerpers beginnt in diesem Hagel von Strahlen langsam sich umzuordnen, bis sein vollstaendiger Rueckzug nach unten entschieden ist. Ploetzlich hoert das Wasser auf zu fliessen. Es ertoent ein Kommando: „Einseifen!" Und alles reibt und putzt; kameradschaftlich steigt man sich scheuernder Weise auf den Buckel gegenseitig hinauf, bis die Brause aufs neue einsetzt und gruendliche Arbeit macht. „Does ist schoener als der ganze Krieg!" aeussert sich Franzl vergnuegt; ein anderer meint: „So darf's den ganzen Tag regnen", und wieder einer wuenscht sich, dass jetzt eine englische Suffragettenkompagnie aufmarschieren taet. Doch es ist keine Zeit zu philosophieren. Draussen warten schon neue Badelustige. Es geht zurueck in den Ankleidewagen. Nach wenigen

Minuten huepft einer nach dem andern verjuengt und begeistert die Trittbretter hinab, um einer neuen Gruppe von 48 Mann Platz zu machen. In 20 Minuten hat sich die ganze Baderei vollzogen.

Dieser Badezug ist in Wirklichkeit eine ausserordentlich hygienische Tat. In den ersten vier Wochen, da er in dem Korps umlief, von dem und fuer das er gemacht worden ist, hat er nicht weniger als 12 559 Soldaten die Wohltat dieser gruendlichen Koerperreinigung verschafft. Er faehrt — mit gelegentlichen Pausen zur Generalreinigung — im Bereiche des Korps ununterbrochen hin und her und nimmt Aufstellung auf den Bahnhoefen, wohin die Truppen aus den Ruhequartieren einmarschieren. Ohne dass mit dem Wasser gespart werden muss, koennen gut 800 Mann an einem Tag gebadet werden, d. h. mit einer Fuellung des Kesselwagens, in dem das Wasser mitgefuehrt wird. Dazu kommt noch als Tagesleistung die durchschnittlich zehnmalige Fuellung der Offizierswanne, die der Zug noch mit sich fuehrt. Der Kesselwagen, der an die Lokomotive und den Tender sich anschliesst, ist ein franzoesischer Spritwagen. Die uebrigen Wagen, drei Gueter- und zwei Personenwagen, sind belgisch wie die Lokomotive, die jetzt den poetischen Namen „Nixe" fuehrt. Der Wasserwagen mit 17,3 Kubikmeter Inhalt wird jeden Abend an einer ausgiebigen Wasserstelle, wohin ihn die Lokomotive fuehrt, gefuellt. Das Wasser wird durch Frischdampf der Lokomotive leicht vorgewaermt, in der Hauptsache aber erst im Augenblick des Verbrauchs durch Zuleitung von Dampf auf die gewuenschte, an einem Thermometer von aussen ablesbare Temperatur gebracht. Das in der Regel auf 36 Grad Celsius erwaermte Wasser wird durch Luft- und Dampfdruck in die Brausen gebracht, und zwar vermittelst Roehren, welche unter den drei Gueterwagen durchlaufen und fuer jeden senkrechte Abzweigungen haben. Die Brausen haengen in regelmaessigen Abstaenden an der Decke, es sind im ganzen 38, die jedoch so stark streuen, dass auch zwei Mann unter eine sich stellen koennen. Die Gueterwagen selber sind im Innern mit durchgehender Dampfheizung versehen und haben Baenke zum Aufstellen der Fuesse und Wandbretter zum Auflegen der Seife. Im vordersten Gueterwagen ist ein kleiner abgetrennter Raum als Offizierbad eingerichtet. Eine grosse Emaillewanne, Brause und sonstige Badebequemlichkeiten fuellen den Raum praktisch und behaglich aus; den Schluss des Zuges bildet ein an den Aus- und Ankleidewagen sich anschliessender Personenwagen zweiter Klasse, der sogenannte Dienstwagen, in dem das Personal des Badezuges wohnt und schlaeft, naemlich ein Fuehrer, ein Unteroffizier, zwei Mann, ein Lokomotivfuehrer und ein Heizer.

Der Badezug ist von Mannschaften der Fernsprechabteilung des Korps in einer im Bereich desselben gelegenen Fabrik in wenigen Wochen eingerichtet worden. Professor Goessler.

Von hier und daheim

„Was ist denn der Unterschied zwischen dir und dem Mond?" — „Du kannst mir den Buckel hinaufsteigen, der Mond nicht."

„Mir ist so komisch im Magen. Ich habe da heute morgen eine franzoesische Oelsardine gegessen, und ich mein' halt beinah, das unverschaemte Tier wedelt jetzt aus Rachsucht mit dem Schwanz."

„Du, ich hab' in Lille in der Katharinenkirche ein Gemaelde von Rubens gesehen." — Rubens? Rubens? Wart' mal, ist das nicht der Kerl, der so viel falsche Bilder gemalt hat?"

„Du, was wird kuerzer, wenn man etwas hinzutut?" — „Das weess ich nich." — „Nanu: kurz!" — „Ach so! Was wird denn kleener, wenn man etwas dazutut?" — „Selbstverstaendlich: klein!" — „Nee, mein Lieber, e Loch." — „So, dann tu mal in e Granatloch 'ne Handgranate, ob's kleener wird."

„Sepp, warum bischt denn so still?" — „Ha no, i hab halt noch net genug gesse." — „No weischt, was i so g'sehn hab, da hast doch mehr gesse wie wir vier zusamme." — „Ha no, ich hab aber noch kei Bauchweh."

„Nun glaub' ich auch, dass der Aushungerungsplan unserer Feinde gelungen ist, hoer' nur, was Frau Schulze schreibt: „Um 11 Uhr wurde unser Kriegsjunge getauft und dann kalt gespeist."

„Der Herr Leutnant laesst fragen, was des heut eigentlich gewesen waer, was er zum Schluss gegessen haett'." — „No, sag, mir nenne es halt Kompott."

Unmoeglich

ist es, einen Oberstabsveterinaer einsilbig zu finden.

Die Amazone

An meiner westlichen Gartengrenze steht Lieschen, siebenjaehrig, deren Lehrer morgen eingezogen werden soll. Ich frage teilnehmend: „Lieschen, was macht ihr nun, wenn Herr M. in den Krieg geht?" Darauf Lieschen, ob meiner Unwissenheit sehr von oben herab: „Och, de merschten von uns jehn met!"

Le mouchoir

Das Volk in einem Ort bei Lille teilt nicht des Kommandaten Wille. Es hat fuer dieses Besserwissen 'ne ganze Weile buessen muessen. Als Strafe war ihm auferlegt: Wer noch nach sechse sich bewegt ausser dem Haus im Erdenrund, wird unbarmherzig eingespunnt.

Eine junge Dame dachte sich: O weh, das ist ja fuerchterlich. Doch bei uns, das ist allbekannt, da wohnt der Herr Ortskommandant. Da wird es mir wohl nicht passieren, dass sie mich abends arretieren, wenn ich nach sechse auf 'ne Weile zur Freundin noch zum Schwatzen eile. Sie rechnet nicht mit dem Soldat, der seine strenge Vorschrift hat.

Denn als sie abends fortgeschlichen und uebern Zapfen hat gestrichen, da wurde sie stracks festgenommen. Doch fuehlte sie sich kaum beklommen. Ja, als sie zum Arrest gebracht, hat sie ganz frech dazu gelacht, denn alles nahm sie noch fuer Spass. Sie wurde aber schon ganz blass, als sich die feste Tuer auftat. Und als sie gar den Raum betrat, den dunkeln, fing sie an zu flennen, dass sie auf Stroh da sollte pennen. Man ueberliess sie ihrem Kummer. Sie fiel auch bald in tiefen Schlummer, der immer kommt als bester Freund, wenn man sich tuechtig ausgeweint. Am neuen Morgen schon ganz frueh, erschien der Posten, fragte sie, ob sie an dieser holden Staette noch irgendwelche Wuensche haette. Sie fluestert leis: „un mouchoir". Der Posten denkt sich: Das ist wahr und auch bekannt in Land und Stadt: Frueh jeder ein Beduerfnis hat. Und gleich sich auf die Suche macht im Haus nach dem Geschirr der Nacht, das er trotz Fleiss nicht finden kann, von Blech nicht noch von Porzellan. Doch Not, die macht erfinderisch. 'ne Buechse, schoen zylinderisch, aus der man einst den Hunger stillte und die kein Daseinsrecht mehr fuehlte: fuer diesen Zweck wird sie wohl passen! Um sie bequem auch anzufassen, er einen Stock noch einsteckt hier, und fertig ist das Nachtgeschirr. Voll Seelenruhe traegt er dann den Blechtopf zu der Zelle 'ran, macht auf die Tuer und bietet dar: „Hier Fraeulein, ist der mouchoir."

Mbg., Oberleutn.

Der franzoesische Storch in Noeten
Jahrgang 1915

Das Grab am Isonzo

Naechtlich am Isonzo lispeln bei Sagrado dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln hallt es wider!
Und den Fluss hinauf, hinunter ziehn Cadornas muede „Helden",
Deren Stuerme an dem Walle ihrer Gegner jaeh zerschellten.
Ihre Zuversicht des Sieges mussten bald sie hier begraben,
Waehrend noch die Verschusslorbeern ihre Stirne stolz umgaben.
Und am Ufer des Isonzo reihen sie sich um die Wette,
Um den Gegner zu bezwingen und den Fluss in seinem Bette.
Horch! schon dauert lange Wochen dort ein grosses, wildes Ringen,
Waehrend nicht der kleinste Vorteil will Cadornas „Kunst" gelingen.
Grosse Mengen seiner Streiter sind den Fluss hinabgezogen,
Die ihr Grab gefunden haben ruhmlos in Isonzos Wogen.
Weiter sorgt ein Heer von Mannen, die uns bruederlich verwandt,
Dass nie eines Roemers Fusstritt je beschmutzt ihr teures Land.
Schmutzig sind die Kreaturen suedlich an des Tibers Strand,
Die so lang gestanden haben mit dem Bruder Hand in Hand.
Die ihm dann die Treue brachen, grundlos, weil sie Schurken sind,
Und bei seinen Gegnern wehen glaubten einen bessern Wind.
Doch schon heute zeigt ein Umschlag, dass der Wind nicht guenstig steht,
Dass auch er in bravem Stolze nicht mit den Verraetern geht.
Kommen wird schon bald die Stunde, wo wir Rom vereinsamt seh'n,
Wo auch seine „guten" Freunde abgekehrt zur Seite steh'n.
Siegeshymnen aber schallen jetzt schon froh im Bruderheere;
Waelze sie, Isonzowelle, waelze sie von Meer zu Meere!

Kriegsfr. Uoffz. Ernst Heiter.

Die Feldpost im Westen

Hurra! Die Feldpost! Voran vier Feldpostsekretaere mit dem Vorsteher an der Spitze, hoch zu Ross, dahinter der Tross, bestehend aus einem Personenwagen und zwei Wagen fuer Ausruestungs- und Gepaeckstuecke. Dazu die Feldpostschaffner, Feldpostillone und einige Ulanen als Pferdepfleger. An der Kirche im Dorfe liegt eine verlassene Kneipe. Hier wird Halt gemacht. Drinnen sieht's greulich aus; ein Wust von Unrat und Schmutz starrt den Eintretenden entgegen. Tueren und Fenster sind zerschlagen und werden notduerftig erneuert. Oefen gibt es nicht, die muessen erst aus anderen leeren Haeusern herbeigeschafft werden. Nachdem einigermassen Sauberkeit geschaffen, geht's ans Einrichten. Die noch vorhandenen Tische werden nutzbar gemacht und zerlegbare Briefsortierschraenke aufgestellt; das ist der Platz fuer die Bearbeitung der Sendungen nach der Heimat. An einer anderen Stelle in besonderem Raume richtet sich der Beamte ein, der Postanweisungen und sonstige Wertsendungen entgegennimmt. Den groessten Raum beansprucht die Stelle, wo die ankommende Heimatpost bearbeitet werden soll. Hier wird in der Mitte des Zimmers ein grosser Tisch aufgestellt. Ringsherum finden die zerlegbaren Sackgestelle Platz. Diese

dienen zur Aufnahme der Beutel, in welche die Postsendungen fuer die einzelnen der Division zugeteilten Regimenter und sonstigen Formationen einsortiert werden sollen.

Nach knapp einstuendiger Taetigkeit zeigt das Aushaengeschild mit dem deutschen Reichsadler den neugierig sich ansammelnden Ortseinwohnern, dass hier eine Kaiserlich Deutsche Feldpost in Taetigkeit treten soll.

Es dauert nicht lange, da rollen schwere Lastautos heran, bis zum letzten Rest mit Briefsaecken gefuellt. Sie kommen von der naechsten Etappenstation, wo sich die Armeepostdirektion befindet, der die Feldpostexpedition von der Aufnahme ihrer Taetigkeit sogleich telegraphisch Nachricht gegeben hat. Fuenf, sechs oder noch mehr solcher Autos werden in kurzer Zeit ihres Inhalts entleert, und Sack auf Sack verschwindet im Innern. Dort werden die Saecke entweder auf dem grossen Tische ausgeschuettet, oder, wenn bereits von der heimatlichen Sammelstelle besondere Saecke fuer einzelne Regimenter gefertigt wurden, diese an die dazu bestimmte Lagerstelle gebracht, die fuer jedes Regiment durch Schilder gekennzeichnet ist. Der auf dem Tische angehaeufte Inhalt der Postsaecke — Briefpostbunde, Paeckchen und Zeitungen — wird durch viele flinke Haende in die ringsum aufgehaengten Saecke verteilt. Traurige Reste aus zerdrueckten Paeckchen, Schokolade, Bonbons, Zigarren, Suppenwuerfel usw. bilden jedesmal den Schluss, ein Beweis, dass viele Leute immer noch nicht genuegend Wert auf zweckmaessige Verpackung legen. Wieviel geht auf diese Weise den Empfaengern verloren!

Ist ein Sack gefuellt, wird er abgenommen, mit einer sogenannten Fahne mit der Aufschrift des betreffenden Regiments versehen und zur Lagerstelle geschleppt. An seine Stelle tritt sogleich ein neuer. Sind saemtliche angekommenen Postsaecke entleert und verteilt, so bleibt noch die Verteilung der sogenannten Sammelbunde uebrig; das sind die Briefpostbunde, in denen Sendungen fuer saemtliche Formationen der Division enthalten sind. Diese werden noch an einer besonderen Stelle sortiert.

Auf diese Weise werden bei einer Feldpostanstalt tagtaeglich 200 bis 300 Postsaecke bearbeitet.

Inzwischen ruecken die Postabholer an. Wie in einem Bienenstocke geht's aus und ein. Fuhrwerke sonderbarster Art kommen angefahren: eroberte belgische, franzoesische oder englische Militaerfahrzeuge, Droschken, Giggs, Kruemperwagen in bunter Reihenfolge. Hier naht sich ein bejahrter, abgetriebener Klepper, mit haengendem Kopfe einen requirierten Landauer muehsam hinter sich herziehend, dort ein Leiterwagen aus irgend einem verlassenen Gehoeft in Belgien; die davor gespannten wohlgenaehrten schweren Belgier betrachten ihren franzoesischen Kollegen mit unverhohlenem Mitleid. Dort kommt, hoch zu Ross, ein stolzer Musketier an, als sei er ein geborener Kavallerist. Dazwischen faucht ein Motorradfahrer herbei, der den Musketier mit seinem Gaul in arge Verlegenheit bringt.

So geht es fort. —

Im Innern verteilt sich der Strom. Bei der Postanweisungsstelle haeufen sich die Banknoten und Postanweisungen, und in Reihen stehen hier die Leute, um die ihnen uebergebenen Postanweisungen

mit den Geldbetraegen einzuzahlen. Zu Beginn des Feldzuges waren die Leute sehr misstrauisch, der Feldpost das Geld anzuvertrauen; das Misstrauen hat sich bald ins Gegenteil verwandelt. Besonders nach den Loehnungstagen ist die Zahl der eingezahlten Postanweisungen sehr gross: monatlich werden hier durchschnittlich 500 000 Mark nach der Heimat gesandt. Hierbei ist von den Feldpostanstalten auch viel Gold, heimisches sowohl wie fremdes, gesammelt und der Reichsbank ueberwiesen worden.

Bei der Abfertigungsstelle fuer die Heimatpost herrscht ebenfalls Grossbetrieb: Stoesse von Briefen und Postkarten sind reihenweise aufgeschichtet, Stueck auf Stueck laeuft den flinken Stemplern unter den Fingern durch und wandert dann zum „Grobsortierspinde". Hier werden die Sendungen fuer die „Feinsortierspinde" vorsortiert und einzelne groessere Orte, fuer die besonders viel Sendungen anzukommen pflegen, von vornherein ausgeschieden. An den Feinsortierspinden werden die Sendungen zu direkten Briefpostbunden und zu Provinzbunden verarbeitet. Unter direkten Briefpostbunden versteht man solche, bei denen mehrere Sendungen nach dem gleichen Orte zu einem Bunde vereinigt werden, das dann, mit entsprechender Aufschrift bezeichnet, direkt zum Bestimmungsort laeuft. Die uebrigen Sendungen, deren Verarbeitung zu direkten Bunden sich nicht lohnt, werden zu Provinzbunden vereinigt, welche in der Heimat an bestimmten Verteilungsstellen nochmals sortiert werden muessen. Ueber 200 direkte Briefpostbunde werden bei unserer Feldpostanstalt taeglich nach der Heimat abgesandt, die taegliche Gesamtmenge der von den Truppen aufgelieferten Sendungen schwankt zwischen 30 000 und 40 000.

An dieser Stelle laedt der Postabholer die Briefsendungen nach der Heimat ab, die ihm vom Regiment uebergeben wurden. Diese Sendungen sind von den Kompagnien gesammelt worden. Viele Kompagnien liefern die Heimatpost auch selber bei der Feldpost auf, wie sich eben die Gelegenheit bietet. Hat der Postabholer sich saemtlicher Auftraege entledigt, dann nimmt er die Briefsaecke aus der Heimat in Empfang, und nun geht's in Eile dem Unterkunftsorte der Truppe zu, der meist noch einige Kilometer entfernt ist. Hier werden die Briefsaecke geoeffnet und die einzelnen Sendungen nach Bataillonen geschieden, von diesen wieder nach Kompagnien. Die Kompagnien befoerdern die Postsachen in die Schuetzengraeben gelegentlich der Zufuehrung der Feldkuechen oder bei sonstiger Gelegenheit.

Befindet sich die Kompagnie in Ruhe, so werden die Postsachen bei der Parole ausgegeben. Die Ausgabe geschieht moeglichst noch am selben Tage. So ist fuer die schleunige Uebermittelung der ankommenden Post bestens gesorgt; es koennen aber immer Faelle eintreten, wo dies nicht so glatt von statten geht, z. B. bei Truppenverschiebungen, Gefechten, Angriffen usw. Dann sind Verzoegerungen unvermeidlich. Das weiss auch jeder Soldat und findet sich damit ab, nur in der Heimat wird das nicht immer in Betracht gezogen, da rechnet man gar zu gerne mit Friedensverhaeltnissen.

F. Mudrow, Feld-Postsekretaer.

Bauernlied

Ich sae und ernte,
Wie's Gott gefaellt.
Mein Tempel der Himmel,
Mein Altar das Feld.

Drauf leg' ich mein Opfer
In Erde und Staub,
In Schweiss und Muehe
Und bet' und glaub'.

Ich kenn' keinen Meister
Der hinter mir steht
Als den, der in Wolken
Ueber mir geht.

Ich frage nach keines
Maechtigen Gunst,
Nach Gott alleine,
Ohn' den alles umsunst.

Armierungssoldat Erwin Roeslin.

Soldatengesang

Die Kompagnie ist auf dem Marsch. Hoch zu Ross der Herr Hauptmann, dahinter in sauberen Gruppen seine grauen Kinder. Die wuerzige Morgenluft schmeckt ihnen und macht die Affenlast leichter. Marschkolonne — Marschordnung! Rasch verkuerzen sich die Glieder zu gleichmaessigen Abstaenden; Gruppenfuehrer spritzen nach vorn und hinten. Munteres Geplauder laeuft durch die Reihen. Die Raucher langen ihre Koksgrube aus dem Stiefelschaft und blasen Heimatgedanken, Nichtraucher tun's ohne Pfeife. Ein paar Landsleute sind in ihrer Vaterstadt. Es geht

durch ein Dorf. Die Worte werden zu Liedern. Da schallen den neugierigen Franzosen die alte Wacht am Rhein, das preussische Trutzlied und der Deutschensang entgegen. Was ihnen die fremden Worte nicht sagen koennen, das haemmert der stramme Schritt in ihre weichen Nerven, das strahlen die frischen Gesichter und toenen die frohen Siegerkehlen:

Und wenn die Welt voll Feinde waer'
Und keinem waer' zu trauen,
So fuerchten wir uns dennoch nicht,
Wir halten's, wie der Kaiser spricht:
Wir werden sie verhauen.

Die Alten von 1870/71 wissen's schon. So hat's damals auch geklungen, nur nicht so machtvoll.

Seitdem haben uns die Franzosen den Zaubergesang nachzumachen versucht; doch werden sie es nie erreichen, ihre Truppen — wie wir unsere — vorwaertszusingen.

Die deutschen Lieder sind aus der Volksseele geboren, den franzoesischen wird der Militaergeist eingehaucht. In diesem Wesensunterschiede liegt auch die verschiedenartige Wirkung begruendet. Die deutschen Lieder erzeugen beim Saenger eine Gemuetsstaerkung. Moegen sie selbst, z. B. manche Heimatlieder, gefuehlsselig werden, so entbehren sie doch noch des schwaechlichen im franzoesischen Heimatliede. Mag frohe Laune auch manchmal die Grenze des Sittlichen streifen, so verhindert der derbe Ton, dass sie seicht und sinnenreizend werden. Einer Reinigung des franzoesischen Liedes muesste eine Laeuterung des Volkscharakters vorangehen. Wir Deutschen koennen stolz sein auf die gewaltige Macht unserer Soldatenlieder.

Soweit mir die Sammlungen, die unsere Soldaten in Haenden haben — oder haben sollten —, bekannt sind, haben sie bis auf wenige den Fehler, nicht sorgfaeltig genug zusammengestellt zu sein. Bei der Ausarbeitung solcher Liederhefte darf nur der Soldat, nicht der wohlmeinende Erzieher oder Kuenstler massgebend sein. Die Sammlungen weisen eine Unzahl Lieder auf, die der Soldat nicht gerne singt, weil sie textlich seinen Empfindungen nicht entsprechen, ueber seine musikalische Faehigkeit hinausgehen, oder rythmisch derartig schwierig sind, dass sie den Marsch nicht erleichtern, sondern wegen der Anforderungen, die sie an die Atemtaetigkeit stellen, nur erschweren. Mit anderen Worten: ein Marschliederbuch darf nur Lieder enthalten, die tatsaechlich fuer Maersche brauchbar sind. Sorgen wir auch dafuer, dass der Soldat neben Vaterlands- und Heimatliedern launenhafte, derb-humoristische Lieder in seinem Buche findet. Wenn bei diesen Liedern Melodie und Text dem Kunstempfinden nicht immer behagen, das mag uns nicht beirren. Soldatengesang kann kein Kunstgesang sein. Diesen Grundsatz wollen wir auch aufrecht halten bei der zweiten Frage: Wie sollen wir singen? Soldatengesang — kein Kunstgesang. Bei diesem entscheidet die Kehle, bei jenem das Bein. Diejenige Truppe singt am besten, die am besten marschiert. Um das Wort gegen falsche Deutung zu schuetzen, sei es kurz erlaeutert. Zur Erzielung guten und — was fuer den Gesang ausschlaggebend ist — gleich-

·maessigen Marschierens bedarf eine Truppe langer Uebung. Der „Goliath" in der Kompagnie hat lange Beine, der „Muendungsschoner" kurze, und doch sollen beide bei gleicher Schrittzahl dieselben Entfernungen durchlaufen. Den richtigen Ausgleich koennen nur Zeit und Uebung schaffen.

Oft hoert man Rufe: „Nach vorn hoeren!" — Sehr richtig! Das bekannte Gesetz vom Schall schafft viel Plage. Reicht unser Ohr nicht aus, nehmen wir das Auge zu hilfe. Ein Blick nach vorne genuegt, um nach dem Auf- und Niedertauchen der Gewehre, der Helmspitzen usw. den Schritt der Spitze festzustellen.

„Durchsingen!" Das heisst: Vorn muss das Lied von einem Sangeskundigen angestimmt werden und zwar in mittlerer Tonlage. Was folgt, muss zum Gleichschritt uebergehen und dann lueckenlos und kraeftig einhauen. Es ist das beste Mittel, gleichmaessiges Singen zu erreichen. Vorschlaege fuer die zu singenden Lieder kommen aus den Reihen der Kameraden; doch muss ueberall darauf geachtet werden, dass stets vorn angestimmt wird. Daraus geht schon hervor, dass es ratsam ist, einen musikalischen Kameraden an der Spitze marschieren zu lassen und ihm die Leitung zu uebertragen. Dadurch werden musikalische Ungezogenheiten vermieden. Gar zu oft habe ich beobachtet, dass ein gewaltiger Bass, der an der Spitze marschierte, in seiner Tonlage anstimmte und Tenoere dadurch zwang, die Oktave mitzuquieken. Das bedeutet fuer musikalische Ohren dasselbe, als wenn Bass und Fiedel einstimmig konzertieren wollten. Oft genug gesellt sich aber zu diesen beiden Stimmen noch die nach oben geschlagene Sexte als zweite Stimme. Derartig suesslicher Ohrenschmaus nimmt den wahrhaft musikalisch Gebildeten die Lust zum Singen und entzieht der Kompagnie damit die besten Saenger. Ich stehe ueberhaupt allem zweistimmigen Soldatenmarschgesang ablehnend gegenueber, sofern nicht eine zweite Stimme eingeuebt worden ist. Die meisten singen die untere Terz als Begleitung und verlassen sie selbst an den modulierenden Stellen nicht; gut Begabte begluecken mit kontrapunktischen Brocken, und die wenigen, die eine brauchbare Begleitstimme singen, sind aus dem Tohuwabohu nicht herauszuhoeren. Der Gesang erklingt nur mit halber Staerke. Ein gutes Lied wirkt am wuchtigsten, wenn es einstimmig gesungen wird; ich erinnere zum Vergleich an unsere Choraele. Ebenso verwerflich sind die vielen Veraenderungen, die sich Melodie und Text gefallen lassen muessen. Das Lied „O Deutschland hoch in Ehren" ist Schulbeispiel dafuer. Einen musikalisch ertraeglichen Schluss hat das Lied nur, wenn wir das letzte „haltet aus im Sturmgebraus!" nach dem Dreiklang stufenweise wieder zum Grundton zurueckfuehren und nicht etwa mit der Terz oder gar Quinte abschliessen.

Recht stiefmuetterliche Behandlung erfaehrt der Text. Und gerade ohne ihn gibt's kein ausdrucksvolles Singen, sondern nur Murmeln. Es ist unerlaessliches Erfordernis, dass jedermann die besten Lieder auswendig weiss. Erst mit Kenntnis der Gedanken geht die Schoenheit des Liedes auf. Wer den Text kennt, singt auch ausdrucksvoll. Ich denke dabei an das neckische „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren". Versucht nur einmal,

die Frage „ei warum?" leise, die Antwort freudig laut zu geben und wie ein Paukenschlag das „Hei!" dazwischenfahren zu lassen. Und dann nutzt die scharfen Laute des „Tschingderassa" aus. Schneidig wie Militaermusik wird das Liedchen klingen, und ihr werdet mit Freude singen. Nicht so sehr die Regeln des Schulgesanges als die Klaenge der Militaermusik muessen das Vorbild fuer den Soldatengesang sein.

Eine Eigentuemlichkeit vieler Soldatenlieder sind die Zeilenpausen. Man glaubt, sie zum Atemschoepfen noetig zu haben. Gewiss, es ist nicht ganz leicht, bei feldmarschmaessiger Belastung „durchzusingen". Aber es laesst sich durch langsam gesteigerte Uebung erzielen, dieser grausamen Verstuemmelung der schwunghaften Melodie zu entgehen. Dagegen darf nie versaeumt werden, zwischen den einzelnen Strophen einen vollen, wenn nicht gar zwei Takte Pause zur Erholung zu machen.

Diesen Ausfuehrungen seien einige zweckmaessige Grundsaetze fuer die Einuebung neuer Lieder angefuegt. Jeder Mann muss ein Liederbuch besitzen. Taktrichtiges Singen kann nur erzielt werden, wenn mit dem Ueben auf der Stelle — moeglichst zunaechst in der Gruppe, dann im Zuge — angefangen wird. Der Zug umsteht dabei halbkreisfoermig den Sangesleiter und richtet sich streng nach seinen Anordnungen. Nicht auf der Stelle treten, da hierbei das Tempo beschleunigt wird! Alle muessen mitsingen; niemand darf des Nachbars Stimme durch uebermaessig lautes Singen toeten. Waehrend des Marsches sind Dazwischenrufe und Sprechen zu meiden. Allen schluepfrigen und zotenhaften Gesaengen aus dem Wege gehen! Niemals den Gesang bei einer marschierenden Truppe erzwingen. Soldaten, die ihre Lieder beherrschen, singen von selbst. Guter Gesang erfordert ebensoviel Zucht wie Exerzieren.

Sturmlied

Nun steht die ganze Welt in Brand.
Die Trommeln sie gehen.
Doch sei getrost, mein Vaterland,
Dir soll nichts geschehen.

Der Himmel flammt in Glut und Glanz.
Wir schreiten, wir schreiten,
Bis wo die Feinde uns den Tanz,
Den bittern, bereiten.

Die Trommeln wirbeln wild und weit,
Kein Zoegern! Kein Zagen!
Der Tod will halten Erntezeit.
Wir werden es tragen.

Hei, wie der Sturm die Fahnen fand!
Lasst fliegen! Lasst fliegen!
Dich gruess' ich noch, mein Vaterland!
„Sterben oder Siegen!"

Ernst Zahn.

Von hier und daheim

Kriegerische Maedchennamen

Bekanntlich gibt man in Frankreich seinem Patriotismus dadurch vielfach Ausdruck, dass man die jetzt geborenen Maedchen „Victorie" oder „France" tauft. Auch der Name „Joffrette" ist jetzt vielfach vertreten; die am Tage des „grossen Siegs(!)" an der Marne geborenen Jungfrauen nannte man „Marne" oder „Marnette", auch „Marnon". — Wir koennten den Franzosen ihr Namenregister gern vervollstaendigen: Wie waer's mit Frenchiska, Greychen, Nikolausine, Poincarline, Nowo-Georgette, Brest-Litowska, Armentière, Perenchisse oder gar Dardanelly?

Regimentstagesbefehl vom 25. VI. 15

„Am Mittwoch werden dem Regiment 150 Rekruten zugefuehrt. Das erste Bataillon stellt einen Offizier-Stellvertreter, der die Leute vor dem Bahnhof von ... in Empfang nimmt und sie geschlossen zur Viehweide gegenueber dem Stabsquartier fuehrt; dort finden sich auch die Kompagnie-Feldwebel und von jedem Bataillon ein Offizier ein."

Im Schuetzengraben

„Du, Karle, was hat der Ap'theker gesagt? Is et denn ooch wirksam, det Rattengift? Ob se iberhaupt 'rangehn, die Ludersch?" — „In Scharen, aus allen Nachbargraeben kommen sie anjeloofen!"

Die Festrede

„Peter, also auf dem Kompagniefest heut' abend da muss ich das Hoch ausbringen." — „Zu Befehl." — „Und wenn du merkst, dass ich stecken bleib', dann laesst ein Bierglas fallen, verstehst, damit ich mich inzwischen wieder ein bissel sammeln kann."

Der Kibitz im Schuetzengraben

Bei einem naechtlichen Patrouillengange ist ein braver Grenadier von den Kameraden abgekommen und hat sich in der Dunkelheit verirrt. Er rafft sich auf, weil er in eine Bodensenkung gefallen war, und stellt schliesslich fest, dass er sich in einem Schuetzengraben befindet. Er entschliesst sich, diesen entlang zu gehen. Ploetzlich sieht er sich an einem hoehlenartig erweiterten Unterstand, in dem einige Franzosen beim Kartenspiel sitzen, waehrend andere zuguckend herumstehen. Eine ungemuetliche Lage. Jede Bewegung kann die erbitterten Feinde aufmerksam machen. Wie angewurzelt verharrt er in seiner Stellung. Sein Auge blickt starr. Kein Glied ruehrt sich.

Was fuer Gedanken moegen sein Hirn durchzucken? ... Minute um Minute vergeht ...

Eben zieht einer der Spielenden zoegernd eine Karte aus seinem Blatt — da trifft den Franzmann ploetzlich eine entsetzliche Ohrfeige von preussischer Grenadiertatze, und eine rauhe Stimme schreit ihn an:

„Pik-Ass, du dummes Luder, und denn den Jungen hinterher!"

Alwin.

Faust und der Weltkrieg

Zeitgemaesse Goethe-Worte, zusammengestellt
von Dr. Georg Kaiser

Hindenburg.

Gesundheit dem bewaehrten Mann,
Dass er noch lange helfen kann!

(Tanz unter der Linde.)

Joffre.

Und kurz und gut, ich goenn' ihm das Vergnuegen,
Gelegentlich sich etwas vorzuluegen;
Doch lange haelt er das nicht aus.

(Wald und Hoehle.)

Grey.

Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Dass er nicht mag eine Seele lieben.

(Marthens Garten.)

England an Wilson:

Lass nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Luegengeist bestaerken,
So hab ich dich schon unbedingt —

(Schuelerszene.)

Koenig Albert an Koenig Georg:

Ich habe schon so viel fuer dich getan,
Dass mir zu tun fast nichts mehr uebrig bleibt.

(Marthens Garten.)

Nikolajewitsch.

Auch muss ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich aengstlich auf das Lager strecken,
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Traeume schrecken.

(Studierzimmer.)

Roosevelt.

In jeden Quark begraebt er seine Nase.

(Prolog im Himmel.)

Serbien an England:

Die Botschaft hoer' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

(Studierzimmer.)

Londoner Kriegsrat.

Sie stellen, wie vom Himmel sich gesandt,
Und lispeln englisch, wenn sie luegen.

(Osterspaziergang.)

Deutsches U-Boot.

Ich fuehle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glueck zu tragen,
Mit Stuermen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

(Studierzimmer.)

Tirpitz.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

(Studierzimmer.)

Russische Erfahrungen in Masuren.

Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

(Osterspaziergang.)

London ohne Licht.

Am Abend schaetzt man erst das Haus.

(Osterspaziergang.)

Zeppelin-Nachtflug.

Du wirst die Waechter aus dem Schlafe schreien!

(Kerker.)

Die von Ruhleben.

In diesen Mauern, diesen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschraenkter Raum.

(Schuelerszene.)

England ueber unsere Ersatztruppen.

Und immer zirkuliert ein neues frisches Blut.
So geht es fort, man moechte rasend werden.

(Studierzimmer.)

London: Die letzten Ursachen des Weltkriegs.

Nach Golde draengt, am Golde haengt doch alles!

(In Gretchens Zimmer.)

Frankreich und die Slawen

Von Hauptmann Schroeder

I.

In den Zeiten, die dem Kriege vorausgingen, und noch in den ersten Wochen oder Monaten des Krieges konnte man es oft genug hoeren und lesen, dass der Bund zwischen Franzosen und Russen doch ein im Grunde unnatuerlicher, ja widernatuerlicher sei, lediglich geboren aus dem Revanchegedanken der Franzosen und von den Russen geschickt ausgenutzt zu ihrer finanziellen Staerkung. Es gab allen Ernstes Leute, welche noch im August glaubten, die Franzosen

kennten die Russen viel zu wenig, sie brauchten sie nur gruendlich kennen zu lernes, um einen Ekel vor dem „sodomitischen Verhaeltnis" zu empfinden, in das die Nation durch gewissenlose Politiker hineingetrieben worden sei — und dann sei die Zeit da, den alten Hass zwischen Deutschen und Franzosen zu begraben und auf dem friedlichen Verhaeltnis der beiden nachbarlichen Zentralvoelker, die so sehr aufeinander angewiesen seien, die Kultur der Zukunft weiterzubauen.

Jene Erwartung hat sich nicht erfuellt, und diese Hoffnung haben wir begraben, fuer Geschlechter begraben. Gewiss, w i r sind allezeit eifrig, fast allzu eifrig bemueht gewesen, uns nicht nur von den Kulturgaben der westlichen Nachbarn — auch von bedenklichen — recht viel zu eigen zu machen, wir haben auch ihrem Volkscharakter bis in seine Verirrungen hinein gerecht zu werden gesucht. Aber was ist der Lohn dafuer gewesen? Ein voelliges Nichtverstehen und Nichtverstehenwollen! Eine voellige Verkennung unseres Wesens, die stets bereit ist, sofort zur niedertraechtigsten Verleumdung zu schreiten. Und demgegenueber erblicken wir da drueben, trotz allen Enttaeuschungen, die liebevollste Verhaetschelung des Slawentums. Ist das wirklich erst ein Ergebnis der neuesten Zeit, lediglich geboren aus dem Revanchegedanken, aus dem Buhlen um die Liebe der oestlichen Nachbarn Deutschlands, damit sie uns in den Ruecken fallen moechten?

Ein so tiefgruendiger Kenner der Menschen und Voelker wie Bismarck hat die innere Verwandtschaft des romanischen und slawischen Volkscharakters frueh entdeckt und dieser Ueberzeugung wiederholt kraeftigen Ausdruck geliehen, indem er gegenueber dem maennlichen Grundzug germanischen Wesens das Weibliche in der Volksnatur der Romanen wie der Slawen hervorhob. Und wenn Patrioten wie Turgenjeff und Dostojewsky den russischen Nationalcharakter schildern, so erkennen wir bei aller Verschiedenheit gewisse Grundzuege wieder, wie sie etwa Henry Beyle (Stendhal), einer der geistreichsten franzoesischen Schriftsteller (der aber zugleich auch ein wirklicher Kenner deutscher Art war), bei seinen Landsleuten festgestellt hat. Um nur einiges aus dem oeffentlichen und politischen Leben der Neuzeit herauszugreifen: die russische Geschichte seit den Tagen der Kaiserinnen Anna, Elisabeth und Katharina II, ueber die Freundinnen Alexanders I., die Gemahlin Alexanders III. bis herab zu den Maitressen Fuerst Gortschakoffs und zu den Toechtern Nikitas, die am gegenwaertigen Zarenhofe den Brand des Weltkrieges geschuert haben, ist durchtraenkt von dem Einfluss der Frauen, ganz wie die franzoesische von der Montespan, Maintenon, Pompadour bis zu Mme. Adam und den vielen namenlosen Weibern, die hinter franzoesischen Politikern und Militaers stehen. Ja auch, um weiter zurueckzugreifen: fuer ein so eigenartiges Paar wie Jeanne d'Arc und Agnes Sorel liesse sich auf dem Schauplatz deutscher Geschichte schlechthin kein Platz finden. Wohl aber bei den Slawen. Prophetin und Maitresse, getrennt oder in einer Gestalt — die Russen kennen es. Wenn wir uns beim Ausbruch des Krieges auf die faulen Verhaeltnisse in der russischen Militaerverwaltung verliessen, so haben wir zwar da eine Enttaeuschung erlebt (bisher hat es bei den Russen noch immer leidlich geklappt), aber aus der franzoesischen

Russischer Rueckzug

Feldintendantur sind allerlei ueble Geschichten bekannt geworden — und auch da hiess es alsbald: „cherchez la femme!"

Franzosen und Slawen sind durch das breite deutsche Volks- und Sprachgebiet voneinander getrennt; das hat aber nicht gehindert, dass sich schon frueh dynastische Verbindungen und Kulturbeziehungen geknuepft haben, die freilich erst seit dem Beginn der Neuzeit erhoehte Bedeutung gewannen; denn die russische Prinzessin Anna als Gemahlin des franzoesischen Koenigs Heinrich I. im 11 Jahrh. ist nur eine geschichtliche Merkwuerdigkeit, an der sich die naerrischen Fanatiker der Alliance franco-russe heute erbauen moegen. Sehr innig sind seit den Tagen der Renaissance bis in unsere Zeit hinein die Beziehungen zwischen Frankreich und P o l e n gewesen — die Polen sind in der Liebe der Franzosen den Russen geopfert worden. Zweimal haben Franzoesinnen auf dem polnischen Throne gesessen. Eine Polin, Maria Leszczinska, war auch die Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich, dem Peter der Grosse seine Tochter Elisabeth zugedacht hatte. Ihr Vater, der entthronte Koenig Stanislaus I. Leszczynski, hat als Herzog von Lothringen noch 28 Jahre in Nancy residiert (1738 bis 1766) und dieser Stadt einen Glanz verliehen, von dem sie noch heute zehrt. Das Malerische, das Halbasiatische in der Aufmachung der aeusseren Repraesentation hat den Franzosen allezeit imponiert: ihre Dichter und Maler haben es an den Slawen und besonders an den Polen gern verherrlicht.

Dies Verhaeltnis Frankreichs und der Franzosen zu den Polen erfuhr noch eine Steigerung seiner Innigkeit in den Tagen Napoleons I. Polnische Legionen und polnische Truppenfuehrer haben auf fast allen Kriegsschauplaetzen des ersten Kaiserreichs bis nach Spanien hinunter gekaempft; die Erinnerung an ihre Taten und der Ruhm des grossen Franzosenkaisers, der zugleich als ein besonderer Polenfreund galt, wird bis in unsere Zeit auf zahlreichen polnischen Schloessern und Gutshoefen gepflegt: in Bildern und Buesten, in Denksaeulen und Inschriften, wie sie mancher von uns kennen gelernt hat, die wir im Gebiete des 5. Armeekorps manoevriert haben. Und in der Familie des Gutsherrn traf man stets mit Sicherheit eine franzoesische Freundin oder aber eine franzoesische Gesellschaftsdame. Auch in der Literatur, bildenden Kunst und Musik (ich erinnere nur an Chopin) tritt die Liebe der Polen fuer Frankreich und deren bald zaertliche, bald goennerhafte Erwiderung vielfach zutage.

Diese franzoesische „Polonaise" hatte nach der Auffassung und Absicht gerade der geistig und gesellschaftlich hoechststehenden Polen einen politischen Wert: sie galt ihnen lange Jahre als der Auftakt und die Sicherung ihrer nationalen Zukunft, und bei der unentwirrbaren Mischung von Naivitaet, Verschlagenheit und Phantastik, wie sie das slawische und besonders das polnische Wesen nun einmal auszeichnet, scheint es noch heute Polen und Polinnen zu geben, die an einen Zukunftswert der franzoesischen Freundschaft glauben, weil sie begluecket davon sind, die Liebe unerloschen zu finden, sobald sich eine Gelegenheit findet, sie zu offenbaren. Und das kommt noch immer vor. Um nur ein Beispiel zu geben: waere Madame Curie, deren Verdienst als Mitarbeiterin und Nachfolgerin ihres Gatten, des chemischen Entdeckers, wir nicht schmaelern wollen, nur halb so laut gepriesen worden, wenn sie nicht eine Polin und als solche doppelt

interessant gewesen waere? Ich stelle gleich die Gegenfrage: was wuesste man von Mme. Curie viel, wenn sie etwa statt einer polnischen eine deutsche Erzieherin gewesen waere? Die galanten Franzosen haetten das arme pedantische, langweilige Geschoepf ganz gewiss totgeschwiegen — aber Maria Sklodowiska, die war als Polin ohne weiteres anziehend, obwohl man ihr keine koerperlichen Reize nachruehmen konnte.

Alle klarsehenden Polen haben natuerlich erkannt, dass das Wohlgefallen, das Frankreich ihnen bewahrt, ein rein aesthetisches ist und fuer ihre Zukunftsplaene laengst nicht mehr ins Gewicht faellt, seit die Franzosen entdeckt haben, dass die russische Gesellschaft und Kultur reichlich so interessant und noch viel pikanter ist als die polnische und dass der russische Staat und das russische Heer greifbare Dinge sind, mit denen man auch fuer hochgespannte politische Plaene rechnen duerfe. Seit fast einem halben Jahrhundert ist Frankreichs Liebe in eine neue Phase uebergetreten. Die schoene Polin ist „versetzt" worden!

II.

Ich habe nicht die Absicht, hier die Entstehungsgeschichte des franzoesisch-russischen Buendnisses zu geben, denn es liegt mir viel mehr daran, zu zeigen, dass die Allianz doch einen aelteren und tieferen Ursprung hat, als in den Koepfen einiger ehrgeiziger franzoesischer Revanchepolitiker der Neuzeit. Wir wissen, dass dieses Buendnis als gegen uns gerichtet fest besteht seit dem Jahre 1897. Aber schon im Jahre 1894 konnte Ernest Daudet, der kleinere Bruder des grossen Alphonse, eine „Histoire diplomatique de l'alliance franco-russe" schreiben, die allerdings alles andere ist als eine auf die Urkunden begruendete „historia diplomatica", wie sie unsere Geschichtswissenschaft fordert, dafuer aber, auch zwischen den Zeilen, allerlei menschlich und kulturgeschichtlich interessante Einzelheiten zu lesen gibt.

Seit den Tagen Peters des Grossen ist dies Buendnis den Franzosen mehr als einmal von den Russen nahe gelegt worden, — als ein militaerisches hat es ja auch waehrend des Siebenjaehrigen Krieges zeitweise bestanden, jedoch die Politik Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. verstand diese Anerbietungen nicht auszunuetzen, der Ausbruch der Revolution und spaeter Napoleons russischer Feldzug draengten den Gedanken voellig zurueck. Erst Ludwig XVIII., der jahrelang als Verbannter in Mitau die russische Gastfreundschaft genossen hatte und in erster Linie dem Zaren Alexander I. die Rueckfuehrung auf den Thron seiner Vaeter verdankte, und sein Nachfolger Karl X. ergriffen freudig die dargereichte Hand: die ganze auswaertige Politik der Restauration ist auf den russischen Freund gestuetzt. Die Moeglichkeit der Erwerbung des nordafrikanischen Kolonialreiches verdankt Frankreich der festen Stuetze, die es an Russland gegenueber England und Oesterreich besass, und auch die weitergehenden Plaene Karls X., die Erwerbung Belgiens (mit Antwerpen) und der Rheingrenze erschienen nicht ausserhalb der Moeglichkeit, als der Ausbruch der Julirevolution 1830 dem allen ein Ende bereitete. Frankreich besass auch weiterhin in Russland eifrige und nicht einflusslose

Freunde, aber dem Zaren Nikolaus I. waren sowohl die Julimonarchie wie der Emporkoemmling Napoleon III. unsympathisch und buendnisunfaehig. Napoleon seinerseits erwiderte diese Abneigung, und unter den vielen Anklagen, welche das heutige Frankreich gegen seine „ungluckselige" aeussere Politik erhebt, ist die schwerste die, dass er die Moeglichkeiten einer Wiederannaeherung an Russland grundsaetzlich verschmaeht habe, nicht nur durch seine Teilnahme am Krimkrieg, sondern auch dadurch, dass er die Polen in ihren Hoffnungen ermutigte und es hartnaeckig darauf anlegte, Russland aus der westeuropaeischen Politik auszuschalten. In den Augen der Franzosen sind die Kurzsichtigkeit Napoleons und die „raffinierten Machenschaften" Bismarcks gleichmaessig daran schuld, dass der Ausbruch des Krieges im Juli 1870 Frankreich ohne zuverlaessige Freunde fand, wie nie zuvor in seiner Geschichte, und dass diese Vereinsamung auch noch andauerte bis zu der neuen Kriegsgefahr im Jahre 1875. Es hat einer mehr als zwanzigjaehrigen Arbeit der Diplomatie und der Finanzwelt bedurft, um alle Widerstaende in Petersburg und alle Hemmnisse, die in den inneren Verhaeltnissen Frankreichs lagen, zu beseitigen und ueber die „entente cordiale" von Kronstadt 1891 die „alliance" von 1897 zu erreichen.

Hemmnisse, wie man sie sich vielleicht bei uns vorstellte: der Abstand der Kultur und die Verschiedenheit des Volkscharakters, haben dabei kaum eine Rolle gespielt — am ehesten noch in der Person des Kaisers Alexander III., aber gerade hier wurden sie durch die staerksten persoenlichen Einfluesse und Abneigungen anderer Art ueberwunden.

M. de Campredon, der als erster franzoesischer Gesandter in St. Petersburg gewirkt hat, schildert den Zarenhof Peters des Grossen als in einem Zustand der Barbarei verharrend, mit dem ein Verkehr auf gleicher Stufe ausgeschlossen erscheine. Aber das hat sich rasch geaendert: als kaum zwanzig Jahre spaeter jene russische Elisabeth, der die polnische Maria den Platz an der Seite Ludwigs XV. weggeschnappt hatte, selbst zum Kaisertron gelangte, geschah es mit Unterstuetzung des franzoesischen Koenigs und seines Gesandten, und die Umwandlung der russischen Hofgesellschaft nach franzoesischem Muster war mit ihrer Tronbesteigung entschieden. Sie machte weitere Fortschritte unter Katharina II. und erschien den Emigranten, welche seit 1790 am Hofe der Zarin Eingang fanden, als so vollkommen, dass sie aus dem Staunen nicht herauskamen. Alles fanden sie wieder, was sie in Paris hatten verlassen muessen: Reichtum und Wohlleben, Verfeinerung und Geschmack; schoene, geistreiche und gefaellige Frauen; franzoesische Kunst und Literatur, franzoesische Komoedie und Oper; franzoesische Gerichte, Weine, Tafelfreuden, schliesslich die freien und zuegellosen Sitten des franzoesischen Koenigshofes.

In dieser Umgebung war Alexander I. aufgewachsen. Er liebte Frankreich, das Land, die Menschen, die Kultur, und selbst bei seinem Buendnis mit Napoleon zu Tilsit 1807 spielte diese Vorliebe eine Rolle. Die franzoesischen Schulkinder, welche heute diese „première alliance franco-russe" sich einpraegen muessen, lernen im Grunde nichts Verkehrtes. Auch als sich der Zar von dem Korsen Napoleon verraten sah und ein Gegner des politischen und militaerischen Frankreichs wurde, blieb seine Liebe die alte. Er meinte es ehrlich, wenn er

Frankreich gross und stark sehen wollte und erklaerte, nach der Niederwerfung Napoleons in der franzoesischen Nation keinen einzigen Feind mehr zu kennen.

Die Revolution und das Zeitalter Napoleons I. unterbrachen also nur zeitweilig ein Verhaeltnis, das etwa von 1740—1830 bestanden hat und sich ungefaehr dahin zusammenfassen laesst: Die Russen betrachteten Frankreich als das Mutterland ihrer und Paris als den Mittelpunkt aller Zivilisation; die Franzosen aber erblickten in Russland eine dankbare Kolonie franzoesischer Kultur und begannen aus den russischen Zuneigungen auch politisch Vorteile zu ziehen. Im Grunde kannten die Franzosen von Russland nur den Zarenhof, wie die Russen auch weiterhin ihre Kenntnis Frankreichs zumeist auf Paris beschraenkt haben.

Die Abkuehlung, welche diese Beziehungen durch den Zaren Nikolaus I. ernerseits und durch Napoleon III. anderseits erfuhren, haben einen neuen Abschnitt vorbereitet, welcher nach dem Krimkrieg deutlich in die Erscheinung tritt.

III.

Es ist augenscheinlich gerade der Krimkrieg gewesen, der in den Kreisen der franzoesischen Intelligenz ein lebhafteres Interesse fuer Russland geweckt hat. Franzoesische Gelehrte und Schriftsteller unternahmen Entdeckungsfahrten dorthin, sie knuepften in Paris Bekanntschaften, die zu einer Einladung fuehrten, und schilderten ihre Eindruecke von Land und Volk, Staat und Kultur, zunaechst noch voellig absichtslos, aber mit einem Eifer, auch das Fremdartige zu verstehen und zu wuerdigen, der den Russen schmeichelte. An der Spitze dieser Literatur steht Théophile Gautiers „Voyage en Russie" (1866), eines jener Reisewerke, um die wir die Franzosen beneiden duerfen. Und um es gleich hinzuzufuegen: ich kenne von unseren deutschen Werken ueber Russlands Natur und Geschichte wenig und glaube gern, dass viele wissenschaftlich wertvolle darunter sind — aber Buecher, die zugleich die Anforderungen eines feinen literarischen Geschmacks befriedigen, wie diese vielgedruckte Beschreibung zweier Reisen nach Russland, oder etwa des Marquis de Vogüé Buch ueber den russischen Roman, Alb. Vandals Werk ueber Ludwig XV. und Elisabeth, die gruendlichen Studien von Abel Mansuy ueber die slawische Welt und die franzoesischen Klassiker besitzen wir nicht. Wir haben es immer den Schriftstellern zweiten und dritten Ranges ueberlassen, uns mit Russlands Literatur bekannt zu machen, waehrend in Frankreich eine nicht geringe Anzahl der fuehrenden Geister und der feinsten Federn diese Beziehungen pflegt. So wenig verbreitet noch heute gerade in den geistig hoechststehenden Kreisen Frankreichs die Kenntnis der deutschen Literatur ist, mit der russischen Sprache und Dichtung sind die Herren von der Académie française, die Herren und Damen der franzoesischen Diplomatie und Journalistik gewiss besser vertraut als wir. Dazu haben sich die Gelehrten fruehzeitig gemeinsame Arbeitsgebiete erschlossen, wie die byzantinischen Altertuemer, denen lange ehe Karl Krumbacher in Muenchen den Deutschen ihren Anteil sicherte, die Franzosen ihre eifrigen und fruchtbaren Studien gewidmet hatten. Gewiss, wir hatten in dem

baltischen Adel und in deutschen Ingenieuren, in deutschen Kaufleuten und Bauern Kulturbringer, die fuer Russland seit langem einen hohen Wert besassen, doch sie alle waren wirtschaftlich stark beteiligt und wurden von den Russen mehr und mehr als Ausbeuter betrachtet — die Franzosen aber warben scheinbar absichtslos um die Neigung des grossen Slawenvolkes; es war ganz natuerlich, dass man sie drueben als „Freunde" hoeher einschaetzte als uns.

Es wird spaeter einmal festzustellen sein, seit wann diese Anteilnahme praktische Formen annahm und in welchen Koepfen zuerst der Plan auftauchte, die zahlreichen persoenlichen Beziehungen politisch auszuwerten. Zwei Zeitabschnitte sind dabei zu unterscheiden: ein frueherer, in welchem Russland lediglich als ein Hueter des Friedens galt — der es weiten franzoesischen Volkskreisen bis zuletzt geblieben ist; und ein spaeterer, in dem man es planmaessig darauf anlegte, Russlands militaerische Kraefte fuer die Zwecke eines gemeinsamen Krieges zur Durchfuehrung der Revanchepolitik zu staerken und die Abneigung der Russen gegen die Deutschen zu naehren.

Eine grosse Rolle haben die Finanzgeschaefte gespielt, durch die es gelang, Russland vom deutschen Geldmarkt loszuloesen und es mehr und mehr zum Schuldner Frankreichs zu machen. Das Geschick und die Tatkraft des russischen Finanzministers Wischnegradski in allen Ehren — aber die erste Anregung gegeben und die groesste Zaehigkeit entwickelt haben dabei die franzoesischen Bankherren. Und wenn die weitesten Kreise der franzoesischen Sparer zu Russlands Geldwirtschaft ein solches Vertrauen fassten, dass es schon in den Jahren 1888 bis 1894 gelang, nahezu 5 Milliarden Franken aus Frankreich herauszuholen — bis heute sollen es annaehernd 12 Milliarden geworden sein — so ist kein Zweifel, dass hier der Glaube an den Frieden den Ausschlag gab. Die Russen haben es seit Gortschakoff 1875 immer verstanden, die Angst der Franzosen vor Bismarck und der deutschen Militaerpartei zu naehren, und die franzoesische Presse im Dienste der Hochfinanz hat unablaessig den Dreibund als die Kriegsgefahr und Russland als den sicheren Schutz des Friedens hingestellt. Wie lange sie das mit Ueberzeugung und gutem Gewissen getan hat, wollen wir dahingestellt sein lassen: in den Jahren seit der Marokkokrise zum mindesten hat man bewusst auf den Krieg hingearbeitet, sei es, dass man ihn fuer unvermeidlich hielt oder gar um jeden Preis herbeifuehren wollte — durch Russland herbeifuehren wollte. Aus der freundlichen Teilnahme fuer Russland war ein Buhlen um seine Gunst geworden, und in dies Buhlen wurden die Serben und Czechen unbedenklich eingeschlossen. Alle Kreise der „Intelligenz" waren dabei beteiligt bis herab zum Quartier Latin und der Bohême, Maennlein und Weiblein; jene Brauereien und Cafés, in denen frueher die russischen Revolutionaere liebe Gaeste gewesen waren, fuellten sich mehr und mehr mit jungen Chauvinisten, denen Russland als Vorkaempfer der slawischen Welt und ihres Vernichtungskrieges gegen die Deutschen erschien und deren Geschwaetz franzoesische Juenglinge und „Damen" mit Entzuecken lauschten.

Das „Elend der russischen Massen", das einst einen so beweglichen Stoff fuer Reden und Leitartikel hergegeben hatte, schwand ebenso aus den Gespraechen wie das Schicksal Polens. Im Grunde hat es

der Franzose immer ganz natuerlich gefunden, dass zwischen der Kultur Petersburgs und der russischen „Provinz" ein Abgrund bestand, aehnlich wie zwischen Paris und dem franzoesischen Landvolk, wie es uns Zola in „La Terre" schildert. Ein Reiseschriftsteller wie Théophile Gautier, dem die Sauberkeit und der freundliche Blumenschmuck holsteinischer Doerfer massloses Staunen erregen, hat fuer den trostlosen Schmutz russischer Bauern kaum ein gleiches Gefuehl des Abstands. Glanz und Ueberkultur auf den Hoehen, Elend und Barbarei in den Tiefen, das wirkt auf uns Deutsche niederdrueckend und abstossend, nicht auf die Slawen und nicht auf die Romanen. Sie sehen auch nicht ein, dass in einem Lande, wo die Unkultur die breiten Massen beherrscht, sie jeden Augenblick auch durch den dicken Firniss der hoeheren Schichten durchzubrechen vermag. Wir haben das in diesem Kriege wieder reichlich erlebt, im Osten wie im Westen — und soeben im Sueden.

Den Zuendstoff zu schueren und weiterzuleiten, ist weiblicher Einfluss ueberall taetig gewesen. Die Franzosen sind das von sich aus gewoehnt und waren umso eher darauf eingerichtet, auch ihre neuen Freunde von dieser Seite zu fassen: sowohl den Zaren Alexander III. in seiner stillen Haeuslichkeit zu Peterhof und Fredensborg, wie gewisse Grossfuersten in ihrer oft recht geraeuschvollen Pariser Ausserhaeuslichkeit. Salon und Boudoir, Teetisch und Alkoven haben reichlich soviel Anteil an der Festigung der franzoesisch-russischen Herzlichkeit wie Sitzungen und Redaktionsstuben, Paraden und Festmaehler. Als der Graf von Chaudordy (1875) die sprichwoertliche Faulheit des Fuersten Gortschakoff zu Interlaken durchbrach, geschah dies mit Hilfe einer der schoenen Begleiterinnen, die der russische Kanzler noch in hohen Jahren auf Reisen mitzunehmen pflegte. Der General Appert, welcher 1882 als Gesandter an den Zarenhof geschickt wurde, brachte als wichtigsten Befaehigungsausweis eine daenische Frau mit, und auch der Bankier Hoskier, der (1888) den kuehnen Plan fasste, Russland in finanzielle Abhaengigkeit von Frankreich zu bringen, gruendete seine Petersburger Aussichten mit darauf, dass er ein Landsmann der Zarin Dagmar war. Der erste franzoesische Politiker, der die ganze Hochspannung politischer Buendnisse zum Ausdruck gebracht hat, indem er ein Buendnis mit Russland und darueber hinaus als Kroenung ein gutes Verhaeltnis zwischen Russland und England anstrebte, war Gambetta — aber nicht in seinem Hirne war dieser kuehne Plan erwachsen, sondern in dem seiner Freundin Juliette Lamber (Mme. Adam), die schon bald nach dem Berliner Kongress den Samen dieser Gedanken ausstreute.

Ein Tagebuchblatt Peter Roseggers

Wir haben uns die abgrundtiefe Falschheit unserer Feinde solange ruhig gefallen lassen, dass wir schon als Schwaechlinge verhoehnt wurden. Erst eine schaudervolle Bluttat musste uns aufwecken. Aber seitdem stehen wir.

In den ersten Tagen, als ein Nachbar um den anderen zu den Meuchelmoerdern ueberging, um gegen uns Krieg zu fuehren,

wurde mir bange. Doch weniger vor der Uebermacht feindlicher Heere, als vor der beispiellosen Gutheissung schaendlichster Verbrechen seitens europaeischer Regierungen.

Wir Oesterreicher, die wir bei dem Kampf im Rechte stehen, haben zwei maechtige Verbuendete: das treue Deutsche Reich und den Herrgott im Himmel. Und wir haben uns selbst. Wir alle — ob im Felde oder daheim am haeuslichen Herd — sind jetzt Soldaten.

Jeder hat in seinem Berufe und nach allen seinen Kraeften mitzukaempfen fuer das Heimatland, fuer das Recht, ja fuer unsere Existenz. Das, was jetzt vorgeht, genuegt, um uns aus aller Traegheit, aus allem Eigennutz emporzureissen zur Opfertat.

Von hier und daheim

„C'est Barbar!"

Ich nehme bei einer Franzoesin, die kein Wort Deutsch versteht, Unterricht in der franzoesischen Sprache. In der vergangenen Stunde erklaerte sie mir die deutsche Uebersetzung des Wortes canif dadurch, dass sie mir ihr niedliches Taschenmesserchen vorzeigte. Ein eben anwesender Freund von mir, der diese Erklaerung mitanhoerte, nahm nun ein zufaellig auf dem Tische liegendes Tischmesser und befragte die Franzoesin um die franzoesische Bezeichnung dieses Gegenstandes. „C'est un couteau", war die Antwort. Ich langte darauf nach meinem Griffesten, hielt es ihr vor das Gesicht und fragte: „Alors, qu'est — ce que cela?" Erschreckt sprang sie vom Stuhle auf und rief, mit den Haenden abweisend: „Oh! Oh! c'est Barbar!"

Hans Schuetzenberger, Bahnverwalter.

Afrikaner-Latein

„Nu brennt das daemliche Feuer wieder nich, moecht' wissen, wie ich da die Eier kochen soll. Gott, Kinder, was war das fuer'n Leben, als ich noch in Afrika war. Die Hitze! Ihr moegt es glauben oder nicht, aber wahr ist es, wenn wir da den Huehnern nicht Eisbeutel umbanden, dann haben sie nur hartgesottene Eier gelegt!"

Der Sachse

„Warum die eiserne Razion die eiserne Razion hesst? Nu, ganz eenfach, weil se nur im eisersten Notfall daerf angegriffen werden."

Trost

„Halsweh hab' ich zum Verruecktwerden." — „Na, da freu' dich, dass du kein Giraff' bist."

„Die Wurst ist klein und schlecht." — „Wenn sie schlecht ist, dann sei froh, dass sie nicht gross ist."

Ueber franzoesischen Feldern

Todschnitter reit't durchs Ernteland
Und ist von Ferne, fremd und unbekannt.

Goldreiche Frucht faellt seinem Schnitt,
Und fallen viel gruenende Halme mit.

Stahlrauschen durch die Felder gellt,
Und bleibt kein Halm. Was faellt, das faellt.

Mohnrosen tragen ihre Glut
Und klagen um viel vergossenes Blut.

Brachvogel ruft sein muedes tuet —
Ob es ihn auch so in die Heimat zieht? . .

Ein Weizenfeld . . . Ich weiss nicht, wo ich's fand —
Ich sah es nur so im Vorueberreiten
Wie einen Goldstrom in die Daemm'rung gleiten,
Die auf den tagemueden Aeckern stand.

Ein Silbernetz wob sich in blaue Fernen,
Und an den Wegen hockte stumm die Nacht,
Nur manchmal fiel es leuchtend aus den Sternen,
Und ich hab' dein, mein liebes Lieb, gedacht.

So bin ich einsam durch die Nacht geritten,
Krickenten fuhren schreiend aus dem Traum.
Der Kies klang knirschend unter Stolperschritten,
Und ich griff traeumend in den losen Zaum —
Und hinter mir war schon das Korn geschnitten . . .

Herr, falte meine Haende
Um meines Schwertes Knauf.
Herr, nimm mein erstes Beten
In Gnaden auf!

Lass wie die Pflugschar gruenden
Mein scharfes deutsches Schwert
Und lass mich Streiter finden
Des Stahles wert!

Lass freche Lust mich strafen.
Mein Schwert sei Frauen Schutz,
Ob Knechte oder Grafen —
Es biete Trutz!

Herr, lass es in der Scheide. —
Nur in der hoechsten Not
Werd' es zu bittrem Leide,
Bringe es Tod!

Soll meine Klinge splittern
In stahlklirrendem Streit,
Du, Herr, lass mich nicht zittern,
Mach' mich bereit!

Herr, falte meine Haende
Um meines Schwertes Knauf.
Senk' mich in deutsche Erde
Und nimm mich auf!

Fritz Heide-Dessau.

Willem an Justen

Am Kanal, 21. Oktober 1915.

Deires Justchen! — For Deine scheenen Ziehgarren meiner und meiner Kameraden herzlichsten Dank. Um 3 Uhr nachmitags qualmte und roochte die janze Famielje. Dein dreier Willem.

Englischer Bericht

London, 22. Oktober 1915.

Gestern nachmittag 3 Uhr loeste sich von den deutschen Graeben eine grosse Wolke erstickender Gase. Ein Angriff seitens der Deutschen erfolgte wider unser Erwarten auf die gruendliche Gasvorbereitung nicht.

Das deutsche „freulaïn“ in Lille

Aus dem Liller Buergerhause, in dem ich einquartiert bin, ist der Besitzer mit Weib und Kindern, Sack und Pack gefluechtet, als Anfang Oktober das Bombardement begann. Die Flucht geschah Hals ueber Kopf, immerhin ward sie mit leidlicher Ueberlegung durchgefuehrt. Als Hueterin des Hauses wurde die 45jaehrige Koechin zurueckgelassen, das Stubenmaedchen und die Aushilfe erhielten ihre Kuendigung und eine Abfindung. Ami, das Schosshuendchen von Madame, und der Kanarienvogel wurden auf die Flucht mitgenommen. Monsieur R., ein Fabrikbesitzer, war zum Glueck im Besitz eines Autos und hatte auch noch genuegend Benzin, um bei dem grossen Schlamassel, durch das der reichste Teil von Frankreich in deutsche Haende fiel, sich bis nach Bordeaux durchzuschlagen. In Bordeaux lebt er jetzt mit seiner Frau und seinen drei Kindern.

All' das hat mir die angejahrte, etwas schnurrbaertige Koechin erzaehlt. Und noch viel mehr natuerlich aus den Tagen und Naechten des Bombardements, als sie unten im Keller gesessen hatten, sie und das deutsche „freulaïn“.

„Das deutsche Fraeulein?“ fragte ich.

Und nun erfuhr ich auch einiges aus der Lebensgeschichte dieser jungen Landsmaennin, die Mitte Oktober nach Deutschland zurueckgekehrt ist, erfuhr obendrein, dass sehr viele franzoesische Familien hier in Lille sich eine deutsche Erzieherin fuer ihre Kinder gehalten hatten.

Ich quartierte mich in dem elterlichen Schlafzimmer des Hauses ein. Alles behaebig eingerichtet. Musterhaft ordentlich das Schlafzimmer der Kinder im Obergeschoss. Das Haus gefiel mir. Ich suchte dann auch nach einem Schlafraum fuer meinen Burschen. Im dritten Geschoss konnte ich ihn nicht unterbringen, obwohl ich weder fuer sein Seelenheil noch fuer das der schnurrbaertigen Koechin fuerchtete, aber die beiden Schlafraeume da oben waren nun einmal nur durch einen Schrank getrennt.

„Also im Zimmer von dem deutschen Fraeulein?“

Die Koechin machte ein bedenkliches Gesicht. Das war die Kammer ueber der Kueche, unter dem schraegen Dach, — und da regnete es hinein!

Als ich das Loch sah, in dem die arme Landsmaennin hatte hausen muessen, erfasste mich ein gelindes Entsetzen. Die Dienstbotenkammern des dritten Geschosses waren dagegen Prunkgemaecher. Einen Ausgleich fuer das schlecht schliessende schraege Dachfenster, durch dessen Fugen es hereinregnete und der kalte Wind hereinblies, bot der Umstand, dass mitten durch den Raum der Kamin fuehrte. Ich prallte aber zurueck, als ich jetzt, waehrend die Koechin unten ihre Mahlzeit auf dem Herd stehen hatte, in seine Naehe geriet.

Auch heute noch, trotz des inzwischen niedergefallenen Staubes, sah ich, wie peinlich das deutsche Fraeulein auf Ordnung und Sauberkeit gehalten hatte. Ich sah es hernach auch an den Spielschraenken der Kinder und noch an hundert verschiedenen anderen Kleinigkeiten.

Denn dieses deutsche Fraeulein war die arbeitende, denkende, lenkende Seele des franzoesischen Hauses gewesen.

„Oh, elles sont très habilles, ces allemandes freulaïns!" lobte auch die schnurrbaertige Koechin goennerhaft ueberlegen. Und sie musste mir den Wirkungsbereich von „freulaïn" schildern.

Also „freulaïn" hatte die drei Kinder, zwei Maedchen von 13 und 11 und einen Knaben von 8 Jahren, zu unterrichten, hatte ihre gesamte Waesche in Ordnung zu halten, hatte sie zu baden, ihnen die Locken zu wickeln, die Tennis-Schuhe zu kreiden, Flecke zu entfernen, hatte Monsieur auf der Schreibmaschine die im Geschaeft eingehenden deutschen Briefe abzuschreiben, deutsche Briefe des Korrespondenten zu verbessern, sie hatte fuer Madame Gaenge zur Schneiderin, zum Delikatesshaendler zu besorgen, hatte sie bei ihren Gesangsuebungen am Klavier zu begleiten, hatte den Zirkel fuer Deutsch in der Ecole R. zu leiten (Mlle. R. ist die Schwester von Monsieur R.) und hatte die Toechter beim Tennisspiel und bei Besuchen zu betreuen. Mit den Kindern sollte sie immer deutsch sprechen, damit diese sich uebten. Das sei „freulaïn" gar nicht angenehm gewesen, meinte die Schnurrbaertige, denn eigentlich war „freulaïn" nach Lille gekommen, um hier besser Franzoesisch zu lernen.

Dieses „freulaïn" beschaeftigte mich immer lebhafter. Ich sah ein Bild von ihr auf einer Gruppenaufnahme im Garten. Sie stand da im Hintergrunde mit dem Hausmaedchen beisammen — waehrend die Koechin die Ehre hatte, neben der Hausfrau zu sitzen. Ein feines, schmales, blasses Gesichtel. Etwas unterernaehrt. Und ich las das Bewerbungsschreiben, das die Koechin bei den Papieren aufbewahrt hatte. Der Vater von „freulaïn" war Seminardirektor in Sueddeutschland, ein Bruder von ihr deutscher Offizier, ein anderer Chemielehrer an einer Hochschule. Die Mutter tot. Sie hatte ihr Lehrerinnen-Examen gemacht, interessierte sich besonders fuer klassische franzoesische Literatur und suchte deshalb Anstellung in einem gebildeten Hause. Mit 40 Francs Monatsgehalt war sie einverstanden. (Die Koechinnen beziehen hier in Lille 60 bis 70 Francs, die Hausmaedchen 50.)

In einem gebildeten Hause! Nun, dass die Bildung von Madame R. an die des deutschen „freulaïn" heranreichte, glaube ich bezweifeln zu duerfen. Die Bibliothek von Madame R. weist nur franzoesische Durchschnittsware auf, Modeblaetter, Salonmusik boesester Sorte. Ihre Ueberlegenheit dem deutschen „freulaïn" gegenueber hat sie aber auf eine mich jetzt nachtraeglich recht ergrimmende Art zur Schau getragen.

Wo „freulaïn" schlafen hat muessen, das hab' ich gesehen. „Wo hat sie ihre Mahlzeiten eingenommen?" fragte ich. — Nun, das petit déjeuner mit den Kindern, das déjeuner mit Madame und den Kindern — d. h. sie hat dabei natuerlich servieren helfen muessen, hat Pierre das Fleisch geschnitten usw. — und abends, wenn Monsieur mitspeiste, hat sie in der Kueche mit der Koechin, dem Hausmaedchen und der Aushilfe gegessen.

Ich stelle mir die molièrekundige Landsmaennin vor, die fuer 40 Francs die Lehrerin, Erzieherin, Schneiderin, Ausbesserin, das Kindermaedchen, die Waescherin, Sekretaerin, Maschinenschreiberin, Zirkelleiterin und Auslaeuferin dieses gebildeten Liller Hauses gewesen ist, die dabei schlechter behandelt worden ist als ein Dienstbote und die ihren einzigen Zweck, naemlich sich im Franzoesischen zu

vervollkommnen, durch den Aufenthalt in diesem Hause ganz gewiss auch nicht im Entferntesten gefoerdert haben kann!

Wie leid mir das arme deutsche „freulaïn" tut!

Und ich habe nur den einen innigen Wunsch: dass unsere angehenden jungen Lehrerinnen nach dem Kriege darauf Verzicht leisten moechten, sich in solcher Weise fuer einen laecherlich niedrigen Lohn in einer Dienstmaedchenstellung ausnutzen zu lassen.

Vielleicht haben andere Kameraden jetzt auch in Staedten und Staedtchen des okkupierten Frankreichs Gelegenheit, auf den Spuren unserer guterzogenen, emporstrebenden deutschen Erzieherinnen wandelnd, festzustellen, wie jaemmerlich die Stellung des armen deutschen „freulaïns" hier vor dem Kriege war! M.

Von hier und daheim

Hoher Besuch in Sicht

Ansprache des Wachtmeisters Pullimett an seine „Horrde": „Alles herhoeren! Es is nich ausjeschlossen, dass seine Koenijliche Hoheit uns besichtigt. — Das kann ich euch ja anempfehlen, dass mir da jeder seine Vorderflossen orrnlich jewaschen hat, nich, dass Seine Koenijliche Hoheit, wenn er einem von euch Kerls die Hand drueckt, den janzen Instinkt von vier Wochen in die Hand kriegt." A. Mall.

Der dicke Kaludrigkeit

Der dicke Kaludrigkeit sieht gern zu, wenn gearbeitet wird. In seinem Quartier, einem fruehern Fleischerladen, ist der Tagesdienst damit beschaeftigt, den zum Anhaengen des Fleisches bestimmten Haken, der locker geworden ist, festzuklopfen. „Mannchen, man immer feste, kejne falsche Beschejdenhejt! Das muss halten, selbst wenn i c h mich mit mejne hundert Kilo dran anhaengen tu!" — „Haeng' dir man ruhig dran uff, Kaludrigkeit, es is so feste wie zuvor — und da haben schon viele Ochsen drangehangen!"

Din Liebesbrief

Unser praechtiger Hans Michel K., so schreibt uns der Trompeter L., hat neulich von der Zenzl einen Brief gekriegt. Wir haben alle Traenen darueber gelacht. „Alsdann," meint er, „kunnst 'n ja amol in d' Kriagszeitung einidrucken." Da ist er:

„Liper Hansmichtel.

Wir haben gersting eine Sau gestochen, wenn Du so inig lipst wie ich Dich, so schicke Dir eppas von da Sau. Lahs es schmeken denge dapei an mich. Das Fotogravi wo Du in der Ohneform drauf bist, iss recht schoe. Ich habe es eingerampelt und habe dich vor lauter Lippe in meinen Kasten aufgehaengd. Dort muhst Du haenken bleipen bis Du wieder frei wirhst. Auf heiling drei Kini nach der Veschper hat mir der Schollbauern Hannes a Bier und an Kas zahlt, aber ich hab ihn nicht gemoegt, weil ich Dir drei bleibe bis in den Tot, wennst mir glei jetzt koan Kas nicht zahln kanst, nachher denge ich imer dran ob Du auch genug zu

Essen kruegst, weilst moani gar so kasbloach ausschaust. Tu deshalb glei die Blutwurscht essen, ssi ist ein Zinnbild unserer Lippe. Ich hape deshalb eigens soviel Spekbroeckal und Weissbrod und Krumbaere hineingetan. Imer tenge ich an dich meine Zeitlang um Dir ist sehr gros aper ich hape nich imer derweil dazu. Es grisst und gist Dich teine dreie Zenzl."

Unterhaltung

Englaender (herueberrufend): „Do you understand?" Deutscher: „Wat ick im Unterstand tue? Ick lauere uff dir!"

In der Sappe

A.: „Is det hier nass! De Sohle is schon durch." — B.: „Mensch, nu haste noch jratis 'n Sohlbad!"

Am Stammtisch

Zivilstratege Krause (spricht allabendlich soviel vom Kriege, dass ihm immer die gewohnten Ortsnamen mit unterlaufen): „Wat, Meier, Se wollen behaupten, der Krieg haette bald 'n Ostende? Mensch, Se sin woll Luettitich! Man weiss jar nich, wat man dadruff antwerpen soll! Namuer koenne Se so wat nich weiss machen! — Nehmen Se's mir nicht ypern, aber Se sind zu longwylig. Reden Se keenen Calaiska, den Frieden diktiert de dicke Berta, unsere Friedensberta; doch muss sich der Feind erst in den Staub maubeugen. — Herr Ober, noch aisne Maass Loewen!"

Auf Brueckenposten

Von Ldst.-Gefr. H. H. Otte

Eins — zwei — eins — zwei —; mit langsamen, ganz, ganz langsamen Schritten gehe ich auf und ab. An der Strassenbiegung taucht die schlanke Helmspitze des Offiziers vom Dienst auf. „Auf Posten nichts Neues!" Er dankt und geht.

Nichts Neues? Wirklich nicht? Hier nicht, wo das ganze Treiben einer Hauptstrasse ueber die Bruecke wogt? Ich richte nun meine Aufmerksamkeit mit Absicht auf den lebendigen Strom des Strassenverkehrs.

Einige duerftig gekleidete Kinder treten mit zoegernden Schritten an mich heran. Sie schauen fragend auf mich: „Schokolat? Zigarettes? Mynheer?" und lueften das Tuch ihres Koerbchens.

Ihre Augen schauen so bittend, so flehend! Da greife ich in die Tasche und reiche ihnen einen Sou. Ich finde keine Zeit, ihren Dank zu beachten; ein Zug Ulanen schwenkt in schneidigem Trab in die Strasse ein. Der Offizier an der Spitze aeugt mich scharf an und fragt im Voruebergleiten :„Sie da, Posten! Sagen Sie 'mal: Wie kommt man am besten nach Hellemmes?"

„Erst links, dann rechts, wieder links und darauf geradeaus." Gruessend trabt er davon.

Von der Gegenseite schieben sich zwei Paysans heran, faul, faul; ihre Holzschuhe klappern misstoenig auf dem Steinpflaster; die Haende sind tief in den weiten Taschen der verschlissenen Manchesterhose vergraben. Hinterm Backenzahn ruht augenfaellig ein starker Prim; ausgerechnet vor meinem Stand spuckt der eine den braunen Saft in kunstgerechtem Bogen auf die Strasse.

Ich muss entschieden die Art und Weise ihres Gebahren missbilligen; mit hoerbarem Ruck richte ich mich auf und fasse fester das Gewehr. Sie schielen misstrauisch zu mir herueber, beschleunigen ihren Schritt um eines Gedankens Laenge und gehen schweigend fort.

Mit freudigem Gesang naht vom Bahnhof ein soeben ausgeladenes Bataillon.

„Haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus!" klingt's. Stramm, in Reih' und Glied, marschiert die junge Mannschaft kecken Mutes ueber die Bruecke. Die Menge an der Seite bleibt stehen und gafft ihnen nach; auf meine Aufforderung zum Weitergehen setzt sie sich willig wieder in Fluss.

Ein kleines Kind aber kann sich von dem Anblick nicht trennen; es zerrt an der Hand der Mutter und sieht sich immerfort nach den Soldaten um. Auf die dringliche Mahnung, ihr zu folgen, anwortet es mit Geheul.

Die Mutter ist ratlos; in ihrer Verlegenheit bemerkt sie die deutsche Schildwache. Ich hoere sie eifrig auf das Kind einreden von dem Allemand; dabei hebt sie drohend den Finger.

Es scheint, als ob in Frankreich die boesen allemands dazu gebraucht werden, kleinen Kindern bange zu machen. Ich fuehle mich veranlasst, die Mutter in ihren erziehenden Bestrebungen zu unterstuetzen, und erhebe ebenfalls drohend meine Rechte. Die Wirkung ist ueberraschend: das kleine Ding sieht mich mit suessem Laecheln an, macht „Winke-winke" und trippelt gehorsam mit

Ein Kamerad will wissen, wo die Kohlensaeurefabrik ist; ein anderer erkundigt sich gleichzeitig nach dem naechsten Briefkasten.

Ich gebe ihnen Auskunft und heisse sie eilen, denn es dunkelt bereits stark und wird bald Abend sein.

In dem Daemmerlicht erkenne ich die weissen Hemdaermel eines Mannes, der in der Schubkarre geht. Es ist der neue Kantinenwirt, dem der „Stoff" ausgegangen ist. „Not kennt kein Gebot", denkt er und spannt sich kurz entschlossen selbst in die Karre, um sich aufs neue mit Vorrat zu versehen.

Keuchend setzt er einen Augenblick bei mir ab.

„Was man im Kriege auch alles lernen muss!" sagt er und wischt den Schweiss von der Stirn.

„Ja, Mann, dazu ist der Krieg da, dass wir was lernen sollen!"

Es beginnt zu regnen.

Ich druecke mich, um ihn zu meiden, scharf gegen den Brueckenpfeiler und stehe unbeweglich dort wie ein Standbild.

Ein leichter Schritt auf Gummisohlen schwebt heran; zu jedem Schritt nickt die lange Feder neckisch auf dem Hute; ein enger

Rock strafft sich um die jungen Glieder. Wie das Daemchen neben mir ist, muss ich wie zufaellig eine Bewegung machen Sie faehrt mit einem jaehen Ausruf zusammen.

„O, que j'ai peur!"

„Sei'n Sie ohne Sorge, Mademoiselle!"

„Mais un homme si grand!"

Dabei bleibt sie auf zwei Schritte vor mir stehen und reckt die schlanke Gestalt in die Hoehe und schaut mit einem feurigen Blick aus dunklen Augen zu mir hinauf. Es glimmt in diesem Blick der Anfang zu einem Roman.

„Mademoiselle, es ist verboten — défendu, de s'arrêter ici même un moment!"

Sie kichert schelmisch und verschwindet mit eiligen Schritten jenseits in der Dunkelheit.

Auf der Faehrte der schoenen Mademoiselle folgt ein Husar; unheimlich flackert sein Auge; die Rechte hat er zur Faust geballt.

„Kamerad, hast du das Mistvieh gesehen?"

„Was sagst du?" frage ich und schweife mit einem abirrenden Gedanken noch jenseits in der Dunkelheit. Von wem spricht denn der Kamerad?

„Den Hund, den damigten."

„Ach so, den gelben Koeter mit der rauhen Schnauze?"

„Oui!" — Der Husar scheint nicht imstande zu sein, die ganze Fuelle seines Grimmes mit seinem deutschen Gemuet umfassen zu koennen.

„Il est parti; er ist vorhin mit den Ulanen nach Hellemmes gelaufen."

„O, so'n Verfluchtiges! Eine Kugel moecht' ich'm geben!" erwidert er zaehneknirschend und steckt die geballte Faust in die Tasche. Ich habe viel Verstaendnis fuer seinen Zorn, besitze ich doch selbst einen Hund, der auch immer davonlaeuft.

Es regnet noch immer. Ich suche Schutz hinter dem Brueckenpfeiler und lasse es regnen.

Wer kommt da heran? Ein altes, gebrechliches Muetterlein humpelt mit muehsamen Schritten ueber die Steine. Kaum, dass ich sie bemerke. Als sie aber bei mir ist, da schaut sie mich mit muetterlichem Blick bekuemmert an.

„Dat is niet goedt in den Oorlog", sagt sie auf vlamsch und hebt wie zum Schutze ueber mich ihre Haende, von denen einige Tropfen nass und kalt auf die Erde fallen.

„Dat ist doch god, Modder," erwidere ich und deute gen Suedwesten, wo der Donner siegreicher Geschuetze erdroehnt. Sie aber schuettelt den Kopf: „Neen, neen," und huestelt und humpelt ueber die Bruecke.

Es mag fuer so eine alte Frau wirklich nicht leicht sein, durch den Krieg zu gehen, der sie mit ihrem Volk so hart zwischen die Raeder genommen hat.

Die Abloesung kommt.

„Auf Posten nichts Neues", melde ich in gewohnter Weise und trete eilig ab. Daheim im Quartier haben gute Kameraden das Feuer im Ofen geschuert und einen waermenden Trank bereitet, waehrend ich auf der Bruecke als Posten stand.

Badische Heimatgruesse

Der Geburtstag des Grossherzogs wird in Baden als ein richtiges, trautes Familienfest gefeiert. Die aelteren Badener, die unter dem ehrwuerdigen Grossherzog Friedrich I., dem Vater des jetzt regierenden, heranwuchsen, feierten dieses Fest in den ersten schoenen Septembertagen, in denen aus dem Dunkelgruen der ernsten badischen Schwarzwaldtannen das lustige bunte Laub der Kastanien und Buchen hervorbrach. Der Geburtstag des Grossherzogs Friedrich II. faellt auf den 9. Juli. Da herrscht in anderen deutschen Staedten die Ferienstille, die allgemeine Sommerflucht hat begonnen. Fuer die badische Welt aber bedeutet erst dieser Tag einen Abschluss und zugleich einen festlichen Hoehepunkt. Wer es irgend ermoeglichen kann, begeht Grossherzogs Geburtstag noch in der eigenen Haeuslichkeit, nimmt teil an der herzlichen Huldigung, die dem geliebten und verehrten Landesfuersten von allen oeffentlichen und privaten Verbaenden und Vereinigungen am 9. Juli dargebracht zu werden pflegt.

Im vorigen Jahre lag dieser Tag noch mitten im sonnigen Frieden. Heuer begehen ihn viele, viele Tausende treuer badischer Soehne Schulter an Schulter mit den Bruedern der andern deutschen Staemme im Felde. Und es liegt ueber vielen badischen Haeusern, wie ueber unzaehligen im ganzen Reich, duesterer Trauerflor. Mit den Wunden, die die Schlachten geschlagen bluteten treue Herzen. Noch sind die Wunden nicht geschlossen, die Narben nicht verharscht. Voelkerrechtswidrige, feige Ueberfaelle der Feinde haben unbewehrte badische Staedte mit Fliegerbomben heimgesucht. Ja sogar das Karlsruher Schloss des badischen Grossherzogs ist juengst die Staette eines solchen ruchlosen Angriffs geworden. Ein Gotteswunder, dass die ehrwuerdige Mutter des Grossherzogs, die Schwester unseres ersten Kaisers, deren ganzes Leben ein Weg der barmherzigen Liebe gewesen, nicht dem schmaehlichen Angriff zum Opfer fiel, — dass ferner Gemahlin und Schwester des im Felde bei der Besichtigung der badischen Truppen weilenden Grossherzogs unversehrt blieben. Die Schweden, die in der badischen Prinzessin ihre Koenigin verehren, haben den Ueberfall auf die offene Residenz als besonders tueckisch, hinterhaeltig und feige empfunden. Herzliche Begruessungen von nah und fern liefen im Karlsruher Schlosse und beim Grossherzog im Felde ein. Die Grossherzogin Hilda, die eine Prinzessin von Nassau ist, begeht mit ihrem Gemahl in wenigen Wochen den Gedenktag einer zwanzigjaehrigen, in Erhebung und Treue und Glueck gleich reichen, wenn auch vom hoechsten Glueck, dem Elternglueck, nicht gesegneten, doch in jeder Tugend vorbildlichen Ehe.

Keiner der deutschen Bundesfuersten steht als Heerfuehrer im Felde. Die deutschen Koenigreiche, Grossherzogtuemer und andern

Grossherzog Friedrich von Baden

fuerstlichen Staaten bedurften gerade in diesem schwersten und groessten Jahre, das Deutschland je erlebt, ihrer Landesvaeter. Aber immer wieder zog es den Grossherzog von Baden zu seinen Landeskindern ins Feld. Ihn sowohl, als auch den badischen Thronfolger, den Prinzen Max von Baden, der den Truppen haeufig schon Liebesgaben ueberbracht hat.

Grossherzog Friedrich II. war von 1897 bis 1902 kommandierender General des 8. Armeekorps, im Jahre 1905 bekam er die Wuerde eines preussischen Generalobersten. Seit 1907 ist der Grossherzog Generalinspekteur der 5. Armeeinspektion.

Die weitreichenden militaerischen Beziehungen haben den badischen Grossherzog geradezu zu einer volkstuemlichen Gestalt innerhalb der deutschen Armee werden lassen. Es kommt hinzu, dass die Badener selbst nicht nur bei ihren naechsten Nachbarn, den Wuerttembergern, Hessen, Bayern, Elsaessern und Rheinlaendern volles Verstaendnis fuer ihre Eigenart und ihre Vorzuege finden, sondern dass auch die Norddeutschen gerade den Badenern schon fruehzeitig ihr Herz geoeffnet haben. So ist im Verlauf dieses Feldzuges der badische Soldat in allen Truppenverbaenden als einer der liebsten Kameraden geschaetzt worden. Sein mannhafter Mut, seine Todesverachtung, aber auch seine goldklare Treue und — nicht zuletzt — sein sonniger Humor sind ueberall bewundert und geliebt.

Und mit dem Gedanken an Baden verbindet sich mit Unzaehligen die Erinnerung an etwas besonders Festliches, Junges, Freudiges oder Erhebendes. Der Reichtum Badens an landschaftlichen Schoenheiten ist bekannt. Man hat das Grossherzogtum den „Garten Deutschlands" genannt. Wen je sein Weg in die Naehe von Badens Grenzen fuehrte, der nahm des Schicksals Gunst wahr und durchwanderte ein Strecklein des schoenen Landes. Heidelberg — das Neckartal — der Schwarzwald — Baden-Baden — Freiburg — die Mainau: jeder dieser Namen erschliesst einen Zaubergarten.

Nicht nur die Landschaften bieten reiche Erinnerungen. Auch die Steine reden in Baden. Alt-Heidelbergs Schloss ist eins der innigsten Stuecke deutscher Romantik. Welchen deutschen Studenten haette es nicht nach der Heidelberger Universitaet gezogen. Wer je am Neckar geweilt und in empfangsfreudiger Stimmung dort den Wissenschaften gehuldigt hat, fuer den hat bis ins hoechste Alter das eine Wort „Heidelberg" einen verjuengenden Zauberreiz. Man gedenkt einer mondbeglaenzten Sommernacht, da man im Kahn unter Studentengesang den Neckar zu Tal fuhr, unter den maechtigen Bruecken hindurch, waehrend die Schlossruine und die Uferboeschungen im friedlichfestlichen Feuerschein erstrahlten. Scheffelstimmungen erfuellen uns. Immer wieder schweift der Blick zum Koenigsstuhl empor und saugt sich fest an der grossartigen Ruine des Heidelberger

Schlosses. Wir gedenken des Jahres 1689, da die Franzosen unter dem grausamen Mélac den Wunderbau zu vernichten glaubten — um durch ihre Barbarei unbewusst dieses neue romantische Wunderwerk der Nachwelt zu ueberliefern, das eine unvergaengliche Anklage bildet in all seiner zerrissenen, zu Herzen sprechenden Poesie der Vergaenglichkeit des Schoenen.

Die Heidelberger, die in diesen Sommertagen, am Geburtstag ihres Landesherrn, zur Heidelberger Schlossruine aufblicken, sie wissen und fuehlen es alle: ein Sinnbild ist diese Ruine fuer die verruchte Gesinnung eines Nachbarn, der unser Erbfeind ist und bleiben muss! Wehe, wenn unser Volk in Waffen in den ersten Augusttagen des grossen Jahres 1914 nicht aufgestanden waere wie e i n Mann — Fuerst und Arbeiter, Gelehrter und Bauer, Kaufmann und Beamter —, um in West und Ost sich den alles zermalmenden Heereshaufen entgegenzuwerfen: das Schicksal unserer bluehendsten Staedte, unserer schoensten Landschaftsdenkmaeler und Kunstbauten waere das des Heidelberger Schlosses gewesen. Raub, Mord, Brandstiftung haetten Baden und die gesegneten Rheinlande zu allererst vernichtet. Und das von den vereinigten Heeren in Stuecke gerissene Deutschland haette auf Jahrhunderte hinaus nur den deutschen Traum im Herzen hegen koennen: dass „an seinem Wesen die Welt genesen" haette sollen!

Gott hat die deutschen Waffen gesegnet. Neben ihren deutschen Bruedern durften die Badener in den acht Monaten, die sie im Bereich unserer Armee kaempften, unzaehlige Namen in ihre Ehrentafel eintragen, mit Lorbeerreis und Eichenbruch die siegreichen Waffen schmuecken.

Am Geburtstag des Grossherzogs Friedrich von Baden soll daher mitten im blutigen Treiben der Kampfgefilde ein Dankgebet zum Herrn der Heerscharen aufsteigen. Und aus der Heimat, der badischen, von Heidelberg bis zum Bodensee, sollen Gruesse erklingen den braven Truppen, die das Volk der Badener ins Feld gestellt hat unter dem Oberbefehl des bayerischen Kronprinzen. Und mit den Gruessen aus der Heimat verbindet sich die Huldigung aller Deutschen am Throne eines Fuersten, der ein Vater seines Volkes ist, ein echter, rechter deutscher Hausvater, der mit den Seinen fuehlt, ihnen hilft, sie schuetzt. Und der darum in der Stunde der Not mit dem einen, einzigen Wort „Kommt!" sein ganzes wehrhaftes Volk unter Waffen sah, bereit, zu siegen oder zu sterben! H.

Badischer Landsturm im Schuetzengraben

Nach einem kleinen Feuerueberfall der Artillerie auf den Graben sieht der Unteroffizier vom Dienst einen Landsturmmann, der andauernd Schuss auf Schuss aus seinem Gewehr jagt. „Mann, was machen Sie denn da?" — „Herr Unteroffizier, ich bin so uffgeregt, des war meine erschte Feldschlacht."

Der Herr Major zum Posten: „Was machen Sie, da aussen kommt ein Franzose?" — Der Posten ruehrt sich nicht. Der Herr Major: „Warum schiessen Sie denn nicht? Der Franzose ist schon ganz nahe." — „Wege e i m Franzos, Herr Major, schiess ich noch lang net."

Nach erfolgter Genesung kam ein Verwundeter ins Lazarett zur militaerischen Meldung. Im Hofe ergingen sich gerade die verwundeten Franzosen, als der biedere Schwabe sofort auf einen der Gefangenen zusprang und ihm zurief: „So, so, do bisch herkomme, gell, i hob dir's schoe nabrocht!"

Er hatte in dem Verwundeten seinen Nahkampfgegner wiedererkannt. Als Schmerzensgeld kaufte er seinem Feind eine Flasche Bier und einige Zigarren, die der Franzmann hocherfreut annahm. Und anderen Tags bei Tagesgrauen musste der Franzose aus dem Bett raus, um sich mit seinem ehemaligen Feinde, der einen Photographen mitgebracht hatte, gemeinsam photographieren zu lassen. „Des will i dir aber sage," meinte beim Abschied der biedere Schwabe, „wenn i di jetzt nomal verwisch, no bisch hi!"

Joffres Offensive

„Du, Jakl, frag' doch amol da vorn bei der Fuenften an, ob noch immer nit g'schossen wird von drueben." — Der Jakl kurbelt an und spricht. — „No, was sagt er, der Telephonist?" — „Nix hat er g'sagt — gegaehnt hat er bloss."

Im Unterstand

„Also, Huberle, du bisch doch der Schullehrer aus Klein-Hoppelinge, net?" — „Was soll's?" — „Da schreibt mir mei Bas was aus Gross-Hoppelinge." — „Ha, geh' her, was denn?" — „Also ihr Bueble hat se im Herbscht emol gefragt: „Wen hasch lieber, die Deutsche oder die Franzose?" „Die Franzose!" hat er geantwort't. „Jetzt, wieso die Franzose?" hat sie g'fragt. „Weil die unsern Herr Laehrer mitg'nomme hawwe!" — „Ha, so e Krott!"

Der Herr Major fragt pruefend einen Posten stehenden Landsturmmann, wo der Unterstand des Kompagniefuehrers sei. Der Posten, nach einigem Besinnen: „Herr Major, des kann ich Ihne zu meinem greesten Bedauren selber net sage."

E' Raetsel

„Du, Schorschel, woisch, wie mer Gold gewinne kann?" — „Ha, schiess emol los." — „Also streichsch Goldlack uff den Fussbode. Nord verbind't sich der Lack mit den Ritze zu Lackritze — und 's Gold bleibt zurueck." — „Ob's d' glei' 'nausgehsch!"

„Und woisch, welcher Vogel am meischte friere tut?" — „No?" — „Der Zeisig, denn er isch hinte eisig." — „Wenn d' jetz net glei uffheersch, nord kannsch dich felddienschtunfaehig melde."

Mein erster Tag auf der Lorettohoehe

Wie ihr wohl zu Mute gewesen sein mag, der heiligen Frau von Loretto, ob dieser grausam moerderischen Stoerung. Am 3. Maerz in der Fruehe hatte sie begonnen durch eine gewaltige Sprengung unsererseits, die in unserer Stellung, welche wenige Kilometer entfernt lag, maechtig zu verspueren war.

Und nun konnte die sonst so friedlich im blauen Dunst dahinziehende Hoehe seit zwei Tagen nicht mehr zu Atem kommen. Gleich einer ungeheueren Riesentrommel droehnte es zu uns herueber, denn bald war die ganze Hoehe von undurchdringlichem schwarzem Rauch umhuellt, hinter dessen Schleier der Tod seine grausame Ernte hielt unbekuemmert und unbarmherzig.

Wir lagen marschbereit in den Quartieren, anfangs wortlos, jeder schien mit sich selbst beschaeftigt, ahnten wir doch, dass es nach jener besonders auch durch ihren Reichtum an Schlamm und Dreck so gefuerchteten Hoehe gehen sollte; da, ganz unbewusst, seinem inneren Empfinden folgend, beginnt ein Kamerad eine liebe vertraute Melodie zu summen, ohne es zu wissen, faellt einer nach dem andern ein, und eben in der schoensten Heimatstimmung ertoent das Kommando: Antreten! Und fort geht's, einer unbekannten Stellung und Zukunft entgegen.

Fast lautlos haten sich die Kompagnien unterwegs zum Bataillon vereinigt, und ebenso war der Marsch in der finsteren Nacht. Nach etwa 3½ Stunden in dem Dorf S. angelangt, werden die Kompagnien in Zuege und Halbzuege geteilt, und ab ging es nach der neuen Stellung auf der Hoehe der Kapelle von Loretto. Beim Ueberschreiten des Schlammtals erhielten wir die ersten Gruesse in Form von Granaten, die uns jedoch scheinbar lediglich andeuten wollten, dass der zaehe Schlamm, der teilweise Knietief die Beine umklammerte, auch am oberen Koerper, insbesondere im Gesicht, seine Lebensfaehigkeit zu bewahren weiss. Nicht ohne Muehe ging es mit Gepaeck und Gewehr durch die engen Lauf- und Schuetzengraeben. Still und ernst standen die Kameraden vom Regiment ..., die die Stellung vor drei Tagen erstuermt hatten, auf ihren Posten, weder Laut noch Klage war zu hoeren, und sie haetten wohl Grund dazu gehabt; dies bezeugte manch dunkle regungslose Gestalt, die in seitlich eingegraebenen Loechern zur ewigen Ruhe gebettet lag. Der Weg war an einer Stelle durch eine kauernde Gestalt versperrt. Auf Anruf antwortete ein Soldat: Seid vorsichtig, mein Kamerad ist tot! Es klang wie ein Gebet.

Die Stellung war bezogen, das Regiment abgeloest; ich war zur Gefechtsordonnanz ernannt worden, und hatte auf meinen Gaengen sogleich Gelegenheit, einen Einblick in unsere neue Stellung zu erhalten, der mir unvergesslich bleiben wird. Mit dem ersten fahlen Grauen des Morgens begann auch die Beschiessung unserer Stellung und dauerte den ganzen Tag. Bei den Ordonnanzgaengen bot sich mir ein Kriegsbild grausamster Art. Es hatte zu regnen begonnen; im Schlamm und Dreck oft bald bis an die Knie standen die Posten, die uebrigen hatten sich Loecher in die weiche schwere Erde gewuehlt, in denen sie lagen und schliefen, zusammengerollt, scheinbar stumpfsinnig und gleichgueltig vor

Ermuedung. Am Nachmittag waren unsere Graeben schon zum groessten Teil durch das Geschuetzfeuer allerschwersten Kalibers eingeschossen, so dass es nur unter Gefahr moeglich war, diese noch zu benutzen. Was aber die Stimmung besonders schwer gestaltete, war der Anblick manches lieben Toten oder schwer Verwundeten.

Aber wenn es auch bisher schon schwer schien, so sollten wir gegen Abend noch eines anderen belehrt werden. Die Hoelle schien ploetzlich geloest. Der Feind ueberschuettete uns mit einem furchtbaren Schnellfeuer seiner schweren Artillerie, das den ganzen Huegel ohne Unterbrechung erbeben liess. Schlag auf Schlag, gefolgt von heimtueckischen Explosionen, liess die ganze Erde erdroehnen und ruettelte uns foermlich in der Deckung des Kompagniefuehrers, die gegen derartige Geschosse ebensowenig Sicherheit bot wie die Loecher unserer Soldaten. Nach Verlauf einer Stunde erhielt ich den Auftrag, beim Zugfuehrer des ersten Zuges, der offenbar am schwersten zu leiden hatte, Meldung einzuholen.

Jedoch dieses war leichter gesagt als getan. Der etwa 80 Meter lange Laufgraben war nur noch eine Reihe von Loechern, die infolge des Regens mit Wasser und Schlamm gefuellt waren. Es galt nun ueber die eingeschossenen Stellen des Grabens von einem dieser Loecher in das andere zu fallen; aber ploetzlich, wo war der Graben? Ich lag im Schlamm bis an die Ellbogen und bemuehte mich, die Fortsetzung zu finden, da erdroehnte, wie ich glaubte, unter mir, ploetzlich ein furchtbarer Schlag und Krach. Ich wurde ein ganzes Stueck nach links geschoben, und mit einem Hagel von Erdschollen ueberschuettet. Gluecklicherweise war der Kopf freigeblieben, so dass es mir mit einiger Muehe gelang, mich freizubuddeln.

Aber die Lust, weitervorzudringen, war mir vergangen, und ich ging oder fiel meinen beschwerlichen Weg zurueck, mit der Meldung: Der Graben ist vollstaendig eingeschuettet, die Erledigung des Auftrags vorlaeufig nicht moeglich. Nach wenigen Minuten schickte sich der Hauptmann an, selbst vorzugehen. Ich meldete mich daher sofort, diesmal entschlossen, mit der entsprechenden Meldung oder ueberhaupt nicht mehr wiederzukehren.

Das feindliche Feuer war nach wie vor unvermindert. An der herigen Stelle angekommen, unterrichtete ich mich, auf dem Bauche liegend, wo der Graben etwa sein musste, und rannte schliesslich eine Strecke von ungefaehr 15 Metern vorwaerts frei ueber das Feld, um ploetzlich der ganzen Laenge nach in ein Loch zu kollern, das ein Unteroffizier mit vier Leuten noch besetzt hielt. Links und rechts war alles verschuettet, ein Graben war nicht mehr vorhanden. Die fuenf Leute hatten noch zwei Gewehre, die sie aus der Erde wieder herausgebuddelt hatten, alles andere war begraben. Wo der Zugfuehrer, wo die Kameraden waren, wussten sie nicht, wahrscheinlich tot; ein Schwerverwundeter lag dabei, er, fuer den die Verschuettung eine Erloesung gewesen waere, musste stundenlang liegen, bis er seinen Schmerzen erlag. Die Kameraden haben mir spaeter erzaehlt, dass ich

ihnen wie vom Himmel gefallen erschienen sei in ihrer Bedraengnis, mir selbst aber hatten sie den Mut neu gestaerkt durch ihr Verhalten. Fuenf Leute, umgeben von ihren lebendig begrabenen Kameraden, fast ohne Waffen, aber entschlossen, sich zu verteidigen bis zum aeussersten, unverzagt, trotz des gegnerischen Hoellen-Feuers. Mochten sie schiessen, die Franzmaenner und Englaender, so viel sie immer wollten, solche Leute lassen sich nicht ueberwinden.

Und so wie sie hier in ihrem Loch, stehen noch Hunderttausende dahinter, bereit, fuer ihre Heimat, fuer ihr Vaterland, fuer ihre Angehoerigen zu kaempfen, und wenn es sein muss, zu fallen, aber entschlossen auszuharren bis zuletzt, bis der endgueltige Sieg errungen ist. Und zwar so, dass es keinem jener Neider, Rachsuechtigen, Laendergierigen und Wortbruechigen je wieder einfaellt, mit uns anzubinden.

Der liebe Gott behuetete mich. Ich konnte trotz der verruecktesten Schiesserei der Franzosen meine Meldung unterbringen und meinen Gang sogar wiederholen. Ich habe auch spaeter noch manche heisse Stunde auf der Lorettohoehe erlebt, aber unvergesslich wird mir der 6. Maerz, mein erster Tag auf der Lorettohoehe, die auch in ihrer voelligen Zerstoerung ein Denkmal deutscher Beharrlichkeit darstellt, fuer immer bleiben.

Kriegsfreiw. Gefr. B.

Lieder im fremden Land

Aus Deutschland ist mit Fahnen und Trompeten und Trommeln ein Schlachtgesang nach Frankreich gezogen.

Und er schwebt durch Feuer und Blut. Bruellend begruessen ihn die Kanonen, und er flattert stolz beim blitzenden Willkommspruch der Schwerter.

Wenn die Soldaten ein paar Stunden Feierabend haben, dann krallt sich der Schlachtgesang wie ein schwarzer Adler an das bunte Fahnentuch.

Das Lagerfeuer knistert. Und der Nachtwind traegt, fern von der Heimat, in das Knistern des Lagerfeuers ein herzliches Lied. Das erzaehlt von Sommernachtkuessen, von Muttertraenen, von Spinnstubenlicht, von trauten Glockenklaengen und vom Vollmond ueber einer deutschen Stadt.

Und das Lied faltet rauhe Soldatenfaeuste und spinnt ueber blitzende, wilde Soldatenaugen einen traeumerischen Schleier. Wenn das Lagerfeuer ausgebrannt ist, dann schwebt das Lied wie ein frommer Engel, mit Blumen im Haar, in die Heimat zurueck. Und wenn der Morgenwind am Fahnentuch ruettelt, dann erwacht wie ein schwarzer Adler wieder der Schlachtgesang.

Musketier Max Jungnickel.

Maxens Plaene

Ei, wenn erst 'mal Frieden ist, — Sagte Max, der Reservist, — Und ich komme heil nach Haus, — Werf' ich gleich die Moebel 'raus. — Betten mal' ich an die Wand, — Oder bau' 'nen Unterstand. — Im Garten oder irgendwo — Schlafe ich auf Heu und Stroh, — Lebe so, wie jetzt im Feld. — Erstens spar' ich sehr viel Geld, — Zweitens findet meine Tuer — Niemals der Gerichtsvollzieh'r. — Und er faende auch nichts vor — Als ein altes Ofenrohr, — Einen Kochtopf und 'ne Pfann, — So man nicht entbehren kann. — Bin dann gottlob nicht mehr Mieter, — Ich bewohne eig'ne Gueter, — Brauch' mich nicht mit Nachbarn zanken, — All das ist dem Krieg zu danken. — Dieser hat es uns gelehrt, — Wie der Mensch auch unter Erd' — Bauen kann die schoensten Villen — Und idyllisch lebt im Stillen. — Auch Komfort die Wohnung hat: — Schlamm-, Kaltwasserbrausebad — Hat im eig'nen Heim nicht jeder, — Bombensicher, ohne Kummer, — Schlaf' ich dann den schoensten Schlummer. — Und von draussen — welch ein Duft! — 's ist nicht mehr die dicke Luft — Die Schrapnelle und Granaten. — Und im Gaertchen, wohlgeraten, — Kann ich Bohnen — keine blauen — Gaenzlich ungefaehrdet schauen. — Ist der Krieg erst aus, herrje, — Werd' ich Unterstands-Rentjeh!

Oberleutnant Sp.

Von hier und daheim

Was ist das? Das erste ist das zweite und das zweite ist das erste. — Antwort: Das Eiserne Kreuz.

Liebe „Liller"

Sitzen wir da neulich friedlich beisammen im Schuetzengraben und erzaehlen uns von „zuhause". Ploetzlich schicken uns unsere lieben Feinde von drueben einige Schrapnells in unsere Stellung, und in ehrlicher Entruestung ueber diesen „Friedensbruch" ertoent die Stimme eins Landwehrmanns: „Wat willt de? Wi hebbet doch goarnich e'schoten!"

Den Schippern ins Stammbuch

„Glaubt, graben ist ein adelig Geschaeft. Hier ist der Spaten, tragt ihn wie ein Schwert." — Grillparzer: „Weh dem, der luegt." (3. Akt.)

Der Kaiser im Schuetzengraben

Von Max Bewer

Telephon! . . . Generalkommando hier!
Wer dort? . . . ,,Hier Hauptquartier!
An Kommandeur die Meldung geben:
Majestaet kommt in die Schuetzengraeben!" . . .

Den naechsten Tag, es schlug kaum zehn,
Wir vor dem deutschen Kaiser stehn!

Und alles stand, genau wie es stand,
Nur unser Adjutant,
Zur Erde gebueckt,
Zum Gruss schnell ein paar Blumen pflueckt . . .

,,Morgen, Kameraden!" gruesst Majestaet,
Indes sein Blick scharf um sich spaeht;
Er sieht in den Schanzen der Schuetzengraeben
Noch englische Granaten kleben . . .
Sein Ernst verschwindet; er nickt und lacht:
,,Habt eure Sache gut gemacht!"
Springt selbst in einen Graben hinein
Und fuehrt ein Gewehr in die Scharte ein
Und zielt und zeigt den Feind mit der Hand:
,,Drauf, Kinder, wie Bluecher fuers Vaterland!"

Dann schreitet er weiter die Front herab
Und steht auf einmal vor einem Grab.

,,Wer liegt hier?!" . . . ,,Drei Mann der 8. Kompagnie
Und Leutnant Schulze. Der fuehrte sie."
Der Kaiser wie in der Kirche steht,
Es zuckt sein Mund wie im Gebet,
An die Muetze voll Ehrfurcht
Erhoben die Hand,
So schreitet er an des Grabes Rand.
Dann winkt er den Adjutanten zu sich:
,,Sind Ihre Blumen vielleicht fuer mich?"
Zwei Astern nur und ein Rosenzweig —
Und der maechtigste Mann im Kaiserreich
Beugt wie ein Kind sich fromm hinab
Und schmueckt das schlichte Soldatengrab! . . .

,,Herr Oberst!" . . . ,,Majestaet befehlen?" — — —
,,Die Eltern gruesst dieser Heldenseelen!" . . .

In des Kaisers Blick so frisch zuvor
Liegt nun ein ernster dunkler Flor . . .
Sechs Soehne hat er selbst im Feld,
Die er in den Willen des Himmels stellt. —

Sein Auto rattert und bremst heran
Und gruessend entschwindet der deutsche Mann;
Von allen Schanzen erbraust ein Hurra,
Ein helles Rufen: ,,Der Kaiser war da!"

Engschaeftig

Was heisst das? Engschaeftig ist jeder Einjaehrig-Frei willige, sei es nun als Musketier, als Gefreiter, Unteroffizier oder Vizefeldwebel. Das fuehrt uns auf den sprachlichen Ursprung des Wortes. Da die Einjaehrigen sich ihre Ausruestung in Friedenszeiten zumeist aus eigenen Mitteln zu besorgen haben, weichen ihre Bekleidungsstuecke zuweilen in Kleinigkeiten von den Kammerbestaenden ab. So pflegen beispielsweise die Stiefel ein wenig engere Schaefte zu haben wie die ihrer mehrere Jahre dienenden Kameraden. Und mit dieser an und fuer sich so harmlosen Abweichung ist allen Einjaehrig-Freiwilligen in weitesten Kreisen des deutschen Heeres der gutmuetig-spottsuechtige Sondername engschaeftig verblieben. Und weiter: ein Engschaeftiger scheut sich wohl dann und wann, mit blossen Haenden Stallgasse und Pferdestand zu reinigen. Ein Engschaeftiger vermag natuerlich niemals ein Zaumzeug derartig blitz-blank zu putzen wie seine Kameraden. Und so weiter bis ins Tausendste . .

Hat schon in Friedenszeiten dieser Bezeichnung kaum ein unwilliger, minderbewertender Sinn unterlegen, so ist's jetzt in Kriegszeiten noch weniger der Fall. Und doch hat sich die Art der Engschaeftigen auch die fuenf Vierteljahre, in denen wir nun mit der Welt in Fehde liegen, im Koerper unseres Heeres erhalten. Es ist ganz natuerlich, dass im Bewegungskrieg die aeusserlichen Merkmale der mit der Bezeichnung engschaeftig bedachten Krieger mehr und mehr verschwanden. Enge Stiefelchen, hohe Kragen und feine Waesche taugen nicht fuer den Bewegungskrieg, in dem sich nur, was fuersorglich und vorausschauend die deutsche Heeresverwaltung ihren Soldaten an Kleidungs- und Ausruestungsgegenstaenden mit auf den Weg gegeben hat, wirklich bewaehrte. Und in der voelligen Gleichfoermigkeit des Heereskoerpers, wie er sich in Frankreich und Belgien, Polen und Russland hineinschob, verschwanden all diese kleinen, rein aeusserlichen Sonderheiten, die in manchem noch so kriegerisch ausschauenden Soldaten doch dann und wann wieder den ehemaligen Korpsstudenten oder Referendar, Gutsbesitzer oder Ingenieur, Kaufmann oder Kuenstler erkennen liessen.

Diese harmlosen Unterschiedlichkeiten schliffen sich von selbst ab. Und selbst wenn es n i c h t so gewesen waere, haetten diese engschaeftigen Eigentuemlichkeiten so manchen jungen Kriegers ein reichliches Gegengewicht gefunden in ihrer oft zutage tretenden besonders vielseitigen Verwendung. Muss doch bedacht werden, dass das auf Schulen, Universitaeten und anderen Staetten des Lehrens und Lernens erworbene theoretische und praktische Wissen dieser Soldaten im Kriege mit seinen so mannigfachen Anforderungen kein totes Kapital war. Wo manch braver Soldat, der in Friedenszeiten mit der Kelle, am Amboss, mit Hammer und Axt, in Fabrik, in Werkstatt und Bergwerk ameisenfleissig an dem grossen Bau unseres deutschen Vaterlandes mitarbeitete, jetzt im Kriege notwendigerweise mangels der erforderlichen Bildung auf diesem oder jenem Gebiet keine Verwendung finden konnte, fanden diese engschaeftigen Brueder ein weites, fruchtbares Betaetigungsfeld. Sei es als Dolmetscher und

Quartiermacher, als Bedienungsleute der feineren optischen Instrumente unserer Truppen, sei es als Kartenzeichner, als kartenkundige Meldereiter bei Sonderauftraegen usw.

Dass wiederum auf anderen Taetigkeitsgebieten eines Feldsoldaten der Engschaeftige (lies: Einjaehrig-Freiwillige) schwer zu ringen und zu schaffen hatte, um nicht hinter anderen Kameraden zurueckzustehen, ist gleichfalls verstaendlich. Wenn auch jetzt nach Jahresfrist der geistig Schaffende im schlichten feldgrauen Rock Hacke und Spaten mit gleicher Meisterschaft zu handhaben vermag wie jedweder andere, so mussten ihm diese Arbeiten in den ersten Monaten des Krieges schwer fallen.

Mag mancher engschaeftig in den Weltkrieg eingetreten sein, das hinderte ihn fuerwahr nicht, seinen Mitsoldaten der beste und aufopferndste Kamerad zu sein. Davon weiss schon heute die Geschichte manches Truppenteils ruehmende und zugleich hehre Beispiele anzufuehren; das, endlich, weiss auch ein jeder Mann draussen an der Front.

Ein wenig muessen wir uns nun auch noch mit der feldgrauen Art der aus Friedenszeiten uebernommenen Engschaeftigen vertraut machen, wie sie sich im Stellungskrieg und vor allem auch hinter der Front uns darbieten. Rein aeusserlich aehneln sie hier wieder stark ihren Vorgaengern im bunten Tuch in Friedenszeiten. Denn das oft monatelange Verweilen an einer Stelle hat dem Hervortreten und der allmaehlichen Herausbildung eines ganz bescheidenen Hanges, das Leben wieder an manche heimische Gewohnheiten anklingen zu lassen, gefoerdert. Es ist ja auch so begreiflich, wenn sich dieser oder jener unserer engschaeftigen Kameraden nach langen Monaten unerhoerter Kaempfe und Strapazen, im steten Dreck und Speck der Landstrasse und zerschossener Doerfer wieder einmal nach einem sauberen, gut sitzenden Rock, nach ein paar festen, huebschen Stiefeln, nach ein paar blanken Sporen, einer guten Speise, einem Flaeschel Wein, oder auch nach der Wohltat eines dauernd gepflegten und sauberen Koerpers und Kopfes sehnt. Und diese „Gelueste" werden hier und da (aber in welch' durch die Verhaeltnisse gebotenem bescheidenem Masse) in dieser Art des Kriegerdaseins befriedigt. Das ist alles! Und doch macht dies Wenige all das aus, was der Soldat mit engschaeftig zu bezeichnen pflegt.

Hinter der Front im Stellungskriege haben diese engschaeftigen Kameraden anderseits manche Gelegenheit wahrgenommen, ausserhalb des Dienst- und Kriegsbetriebs sich ihren Kameraden und damit dem Vaterlande besonders nutzbar zu machen. Je nach Koennen und Wissen finden wir sie als Lehrende in Sprachkursen, landwirtschaftlichem Unterricht, als Vortragende ueber Geschick und Geschichte unseres Volkes, als Stifter, Mehrer und Verwalter von Kriegsbuechereien und in mannigfachen verwandten Taetigkeiten. Gerade dieser Sorte unserer Kameraden haben wir's in so manchem Falle zu verdanken, wenn die Verbindung mit dem Geistigen nicht verloren geht. Und dies muss man sich vorhalten, wenn man sich einmal aergern will ueber — die etwas zu engen Schaefte dieses oder jenes braven Kameraden.

Vizefeldw. Leo J. Lessmann.

Ehrentafel

Haeuserkampf

Beim Sturm auf Fumay am 26. 8. 14 hatte die 1. Komp. 181 den Auftrag, laengs der Strassen in den Ort einzudringen. Kaum aber brachen die ersten Gruppen um die Biegung der Chaussee herum, als sie vom Eingang des Staedtchens her lebhaftes Feuer erhielten. Besonders gut hatte sich der Feind in einem Hause links der Strasse verschanzt und drohte, von hier aus das Vordringen aufzuhalten. Da stuermten, mit Geistesgegenwart das Gefaehrliche der Lage erkennend, der Unteroffizier Albin Wenig aus Oelsnitz i. Erzgeb., Soldat Karl Boeger aus Geringswalde und Soldat Georg Rohr I. aus Leipzig von hinten in das Haus hinein und machten die vollstaendig ueberraschte Besatzung nieder. Durch diese heldenmuetige Tat war fuer die Kompagnie das Eindringen in den Ort bedeutend erleichtert. Trotzdem Unteroffizier Wenig und Soldat Boeger verwundet waren, beteiligten sie sich noch weiter am Haeuserkampf, bis ihre Verwundungen eine weitere Teilnahme unmoeglich machten. Die drei Tapferen erhielten das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Die Verwundeten sind am 7. 12. 14 gesund zur 1. 181 ins Feld zurueckgekehrt.

Waldgefecht

In dem Waldgefecht des Bataillons bei Z . . . . am Nachmittag des 31. 10 14 kam der 2. Zug der M.-G.-K. vor einem einzelnstehenden Bauerhof in Stellung. Mit Ruecksicht auf Schussfeld lagen die zwei Gewehre des Zuges getrennt von einander. Am rechten M.-G. war Jaeger Stiessberger als Richtschuetze taetig. Als Erster bemerkte er nun hier das Hervorbrechen der Englaender aus dem auf 50—60 m entfernt liegenden Walde und eroeffnete hier sofort mit groesster Kaltbluetigkeit und Entschlossenheit ein sehr wirksames Feuer, das den Angriff der Englaender zum Stehen brachte, anderseits aber auch ein sehr heftiges, wohlgezieltes Feuer des Gegners auf das feuernde M.-G. lenkte. Binnen kurzer Zeit erhielt Stiessberger mehrere Verletzungen an Schulter, Oberarm, Brust und Hand. Die linke Hand war durchschossen. Trotzdem bediente Stiessberger sein Gewehr weiter, da er sich sagte, eine wenn auch noch so kurze Feuerpause muesse bei der nahen Entfernung bis zum Gegner fuer das Bataillon verhaengnisvoll werden.

Erst nachdem noch drei andere M.-G. das Feuer auf das gleiche Ziel eroeffnet hatten, liess sich der inzwischen durch den starken Blutverlust vollstaendig geschwaechte Stiessberger abloesen. Er hatte beim ersten Verband fuenf Verletzungen durch Inf.-Geschosse am Oberkoerper, zwei weitere erhielt es spaeter, als er sich zurueckschleppte.

Die Bedeutung des Verhaltens Stiessbergers liegt vor allem darin, dass, solange Stiessberger das M.-G. bediente, der Gegner anfangs einzig und allein von diesem M.-G. unter Feuer genommen war, also tatsaechlich eine Feuerpause verhaengnisvoll haette werden muessen.

Ausserdem hat Stiessberger hierbei mit durchschossener linker Hand, die das Gewehr fuehren und abdruecken muss, weitergekaempft, bis das Feuer auch von den anderen M.-G. eroeffnet war. Stiessberger hatte sich am gleichen Tag, nachdem Ersatz von M.-G.-Schuetzen infolge grosser Verluste notwendig geworden war, freiwillig als Richtschuetze gemeldet.

Winkelried

Das 2. Jaeger-Bataillon Nr. 13 hatte auf einer in letzter Zeit heiss umstrittenen Hoehe in Nordfrankreich die Aufgabe, einen franzoesischen Schuetzengraben, der in Verlaengerung des eigenen Grabens lag und von diesem nur durch eine Barrikade getrennt war, vom Feinde zu saeubern. Mit Handgranaten und Gewehr gingen die Wackeren an die schwere Arbeit. Alles schien zu gluecken.

Auf einmal stuermten die Franzosen in einem Graben, der rechtwinklig in den deutschen Graben muendete, in einer sogenannten Sappe, gegen die Flanke der braven Jaeger vor. In wenigen Sekunden waeren die Jaeger in arge Not geraten.

Da warf sich, die schwierige Lage erkennend, der Gefreite Willy Kahnt der 2. Komp. der 13. Jaeger aus Thekla bei Leipzig schnell entschlossen mit noch zwei Freiwilligen den Franzosen entgegen und hielt mit diesen dem Ansturm der Franzosen solange stand, bis die Kompagnie benachrichtigt war und ein Handgranatentrupp dem stuermenden Feind Halt gebot.

Trotz des moerderischen Feuers hielt Kahnt aus, keiner wagte sich an ihn heran; seine sicher und ruhig abgegebenen Schuesse streckten jeden Franzosen, der sich naeherte, nieder.

Franzoesische Scharfschuetzen auf Baeumen bemerkten dies, und nun begannen sie, ihr Feuer gegen Kahnt zu richten. Ein Geschoss traf ihn gerade im Anschlag liegend mitten in die Stirn, allen Kameraden voran, am naechsten dem Feinde.

Treu bis zum letzten Atemzuge rettete so der Brave manchem Kameraden das Leben und starb einen herrlichen Heldentod!

Sieben tapfere Badener

Bei dem Kaempfe des badischen Bataillons, das Carmey vier Tage lang gegen eine erdrueckende Uebermacht verteidigte, zeichnete sich der Gefreite der Reserve Rastetter der 6. Kompagnie des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 109 durch ganz besondere Tapferkeit aus. Als am 10. Mai abends der Feind mit dichten Schuetzenlinien die ungedeckte linke Flanke des Bataillons bedrohte, warf sich Gefreiter Rastetter mit nur

sechs Mann den stuermenden Franzosen unter Hurrarufen mit gefaelltem Bajonett entgegen. Durch sein schneidiges Vorgehen gelang es ihm nicht nur, den Feind, der sich offenbar staerkeren Kraeften gegenueber glaubte, zurueckzuwerfen, sondern auch noch 40 Gefangene zu machen. Durch einen Streifschuss erhielt er eine Wunde am Kopf, die er nicht eher verbinden liess, als bis der Angriff der Franzosen auf der ganzen linken Flanke endgueltig abgeschlagen war.

Der Fahnenjunker

Der Fahnenjunker Unteroffizier Georg Schubotz von der 8. Kompagnie des 7. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 142. hat sich bei dem am 31. Mai und 1. Juni 1915 erfolgten Sturmangriff auf die Riegelstellung oestlich der Zuckerfabrik Ablain aeusserst heldenmuetig gezeigt. Er fuehrte seine Leute zum Handgranatenangriff, verband selbst Verwundete und war, wie ein rechter kuenftiger Offizier, immer da, wo der Fuehrer am noetigsten war. Seine herzhafte Froehlichkeit inmitten des Handgemenges war seinen Leuten ein Ansporn zu hartnaeckigem Widerstand.

Die Treue des Gruppenfuehrers

Der Gefreite der Reserve und Gruppenfuehrer Kist aus Neusatz, Amt Baden-Baden (8. Komp. 7. Bad. Inf.-Regt. Nr. 142.), der seit der Mobilmachung im Felde steht, hat sich am 31. Mai und 1. Juni 1915 bei Wiedernehmen und Halten der Riegelstellung rechts der Zuckerfabrik Ablain aufs tapferste verhalten und seinen Vorgesetzten Anerkennung und Bewunderung abgezwungen. Kist hat im staerksten Trommelfeuer unausgesetzt beobachtet. Zwischen der Stellung der Kompagnie und der Nachbarkompagnie waren 50 Meter voellig eingeebneten Grabens. Anschluss musste hergestellt werden. Kist meldete sich freiwillig, springt mit einer schriftlichen Meldung im Maschinengewehrfeuer ueber das freie Feld hinueber und bringt Meldung zurueck. Abends soll ein Schwerverwundeter zurueckgeschafft werden, die Strasse nach Ablain wird mit Granaten bestreut; schwierig das Wagnis zu uebernehmen. Kist sagt: „Der Mann ist von meiner Gruppe, ich kann doch meine Leute nicht im Stiche lassen," und traegt mit drei anderen dazu vom Zugfuehrer kommandierten den Mann gluecklich durchs Granatfeuer nach Souchez zurueck.

Unerschrockener Patrouillengang

Dicht liegen die Gegner im Westen einander gegenueber. Darum erfordert ein Patrouillengang hier besondere Kuehnheit und Geistesgegenwart; zumal wenn er bei Tage ausgefuehrt wird.

Der 3. Oktober 1915 war im allgemeinen bei uns ein ruhiger Tag. Doch scharf spaehen die Posten unserer vorgeschobenen Feldwache nach dem feindlichen Graben. Wie kommt es, dass sich das lange Gras dort bei der Windstille manchmal bewegt? Jetzt haben's die Posten entdeckt. Mehrere Gestalten, anscheinend drei, schleichen heran. Ab und zu verraet die Bewegung der Graeser ihr Kommen. Als aber einer, sicher geworden, spaehend sich erhebt, streckt ihn ein wohlgezielter Schuss eines unserer Posten nieder. Von den anderen sieht man nichts mehr. Doch die Waffen des Gefallenen sind wichtig,

und seine Papiere koennen vielleicht manches erzaehlen. Landsturmmann W e l l m a n n, einer der besten unserer 5. Kompagnie, und Wehrmann N a g e r l, unser Seppel, schleichen an den toten Feind heran. Gewehre sind beim Kriechen laestig; also bewaffnen sich die beiden mit Pistole und Handgranate. Ploetzlich springen vier Mann vor ihnen auf. Mit grossem Geschrei stuerzen sich die braunen Gesellen auf unsere Leute. Manchen Patrouillengang haben der Westfale und der Bayer miteinander getan. Sie kennen sich. Sausend fliegt Seppels Handgranate unter die Inder. Wellmann feuert mit der Pistole, darauf weichen die feigen Feinde.

Nun koennen auch die Posten wieder zum Schuss kommen. Einen der Feinde ereilt noch die toedliche Kugel. Fuer unsere brave Patrouille aber ist der Kampf noch nicht zu Ende. Aus einem nahen Graben wollen drei andere Hilfe bringen. Wellmann schiesst den ersten mit seiner letzten Patrone nieder. Seppel aber kommt, nun ohne Waffen, ins Handgemenge. Der geschmeidige Gegner entwindet sich den wuergenden Griffen, und nur der Turban bleibt als Beute in Seppels Haenden. Schnell sind die Gegner verschwunden. Als die beiden tapferen 55er durch unser Drahtverhau kriechen, wurde leider der brave W e l l m a n n noch durch eine Kugel toedlich verletzt. Des Bayern erste Worte aber waren: „Da habe ich wieder wirklich einmal raufen koennen"! Er wurde zum Gefreiten ernannt, nachdem er kurz vorher das Eiserne Kreuz erworben hatte Der kommandierende General ehrte den Tapferen durch eine oeffentliche Belobigung.

Bei der Maschinengewehrkompagnie

Der erste Angriff erfolgte am 8. Mai. Dabei wurden die beiden Maschinengewehre, welche an der Angriffsstelle eingebaut waren, durch feindliche Sprengungen vollstaendig unbrauchbar gemacht. Als einziger vom ganzen Zuge kehrte Unteroffizier Oberle zurueck.

Der zweite Angriff, von starkem Trommelfeuer eingeleitet, konnte unter Zugfuehrung des Vizefeldwebels Ertel glaenzend abgeschlagen werden. Leider traf auch dabei ein Granatvolltreffer das 5. Gewehr und vernichtete dessen ganze Mannschaft. Ertel selbst wurde leicht verwundet. Nachdem Vizefeldwebel der Reserve Vollrath achtzehn Tage lang den rechten Zug gefuehrt hatte, musste er nun den brenzlichen Zug Ertel uebernehmen. Taeglich furchtbares Trommelfeuer. Am 25. Mai frueh 7,45 setzte wuetendes flankierendes Artilleriefeuer ein, das ununtrebrochen bis mittags 12 Uhr andauerte. Die Unterstaende zertruemmert, der ganze Graben nahezu eingeebnet. Punkt 12 Uhr erfolgte in unserem Abschnitt eine grosse feindliche Sprengung, zugleich ein Angriff durch starke Kraefte. Das Maschinengewehr, bei welchem sich Vizefeldwebel Vollrath aufhielt, wurde verschuettet, ausserdem durch einen Granatsplitter schwer beschaedigt. Als die Besatzung den Schaden erkannte, zog sie sich samt der Infanterie zurueck. Vollrath blieb als letzter im Graben und versuchte zu seinem anderen Gewehr zu gelangen, als die Franzosen flutartig in den Graben eindrangen. Die wenigen Schuesse seiner Pistole, nach allen Seiten ausgeteilt, schafften ihm soviel Luft, dass er aus dem Graben springen und trotz schweren Granatfeuers die sich etwa 200 Meter hinter dem Graben sammelnde Infanterie erreichen konnte. Dort

ergriff er ein Gewehr und Patronen, ging allein zum Graben zurueck und konnte richtig noch ein Maschinengewehr in Sicherheit bringen. Bis 4 Uhr frueh gelang es ihm dann mit Hilfe wieder herbeigekommener, mit Handgranaten arbeitender Infanterie, einen Teil des Grabens von Franzosen zu saeubern. Am 26. Mai wurde das Regiment dann durch ein anderes abgeloest. Vom Zuge Vollrath konnten sich nur noch zwei Leute des Wechsels freuen.

Die Gefechtsberichte Ertels und Vollraths wurden der Regimentsgeschichte einverleibt.

Vollrath wurde jetzt fuer sein heldenhaftes Verhalten zur badischen Tapferkeitsmedaille vorgeschlagen, nachdem er fuer die Verleihung des Eisernen Kreuzes und derVerdienstmedaille bereits eingereicht war.

Sein Heldenmut ist um so hoeher anzuerkennen, als er verheiratet und Vater, ausserdem Besitzer eines bedeutenden, aber ganz auf seiner Kraft ruhenden Geschaeftes in Freiburg i. Br. ist.

Auf Englaender und Kanadier

Gefreiter d. R. Kurzendoerfer war in den Kaempfen vor G. als Gruppenfuehrer taetig und hat sich hierbei durch Unerschrockenheit und Tapferkeit heldenhaft ausgezeichnet. Er befand sich am 15. Juni 1915 bei einer Abteilung, die den Befehl hatte, den eingedrungenen Feind aus den vordersten Graeben herauszuwerfen. Zwischen zwei Sappen hatten sich Englaender und Kanadier bereits festgesetzt und waren schon dabei, ein Maschinengewehr einzubauen. Kurzendoerfer bewaffnete sich mit Handgranaten und warf sich mit dem Fuehrer der Abteilung an der Spitze mehrerer Leute mit lauten Hurrah-Rufen auf den Feind und brachte ihm erhebliche Verluste bei. Die Englaender gerieten dadurch in hoechste Verwirrung und ergriffen eiligst die Flucht. In der zurueckeroberten Stellung war auch er wieder an der Spitze mehrerer Leute eifrigst taetig, um den Ausbau des Grabens so schnell wie moeglich zu foerdern, und bereitete alles vor, um ein erneutes Eindringen des Feindes zu verhindern. Sein Heimatsort ist Markneukirchen, Amtsh. Plauen i. V. Gefreiter Kurzendoerfer hat die Silberne St. Heinrichs-Medaille fuer diese Tat erhalten.

Gefaehrliche Erkundung

Die 10. Kompagnie Inf.-Regt. 134 liegt bei N. in den Graeben. Da soll durch eine Patrouille festgestellt werden, welche franzoesischen Truppen der Kompagnie gegenueberliegen. Sofort melden sich Unteroffizier Otto Goetz aus Waltersdorf und Soldat Ers.-Res. Thiel aus Leipzig zur Ausfuehrung der Patrouille. 11 Uhr 15 nachts verlassen beide den Graben. Infolge ungeheurer Dunkelheit verfehlen sie bald die Richtung. Thiel in einem Granatloch zuruecklassend, arbeitet sich Goetz vorsichtig weiter vor und stellt bald fest, dass er sich am feindlichen Drahtverhau befindet. Leider ist ein Durchkommen unmoeglich. Er kriecht deshalb zurueck zu Thiel, und nun schlagen beide eine andere Richtung ein. Bald gelangen sie an eine feindliche Sappe. Hier wartet Thiel, mit allen Sinnen scharf beobachtend. Goetz aber kriecht weiter vor und hat bald den feindlichen Graben erreicht. Seine Absicht ist es nun, einem feindlichen Posten ein Uniformstueck als Erkennungszeichen abzunehmen. Bald hat er einen Posten

entdeckt. Unbemerkt kriecht er an diesen heran, versetzt ihm blitzschnell einen kraeftigen Schlag ins Gesicht und greift nach der Muetze des Postens. Dieser stuerzt ruecklings in den Graben hinein, zieht aber Goetz im Falle mit sich. Dabei geht das Gewehr des Postens los, auch schlaegt der vergewaltigte Posten Laerm. Feindliche Soldaten eilen herbei. Noch aber gelingt es Goetz, rechtzeitig aus dem Graben hinauszuspringen und zu enteilen. Das heftigste Feuer verfolgt ihn. Gluecklich aber erreicht er Thiel. Beide ziehen sich nun eiligst zurueck, muessen aber wegen des allzu heftigen Feurs in einem Granatloch Deckung suchen. Nach einer Stunde Harrens kriechen sie weiter. immer aber setzt hin und wieder heftiges Feuer ein. Da wird Goetz durch Hueftschuss bedenklich verwundet. Unter Thiels aufopfernder Unterstuetzung schleppt er sich eine Strecke weiter. Bald aber ueberkommt ihn Schwaeche, und er bleibt liegen. Thiel spricht auf ihn ein. Doch vergeblich. Da schleppt Thiel unter einzigartiger Selbstaufopferung seinen Unteroffizier im heftigsten Feuer in unsern Graben zurueck. 3 Uhr 25 vormittags kommen sie im Graben an. Thiel ist voellig erschoepft. Aber seinen Unteroffizier hat er gerettet, denn eben bricht der Tag an.

Wegen ihres heldenmuetigen Verhaltens wurden Unteroffizier Goetz und Soldat Ers.-Res. Thiel mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

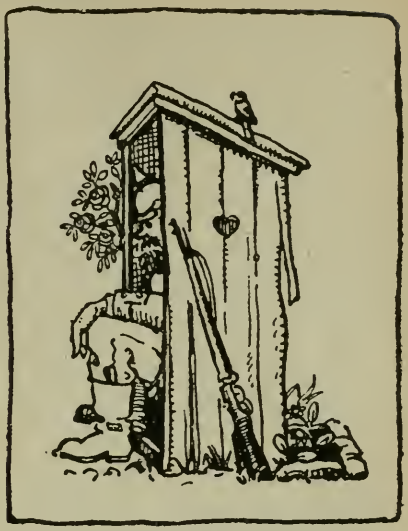
Die Gefechtsordonnanz

Als die 3. Kompagnie Inf.-Regts. 134 vom 7. bis 19. Juni 1915 im Gefecht lag, versah der Gefreite d. R. Eckstein aus Netzschkau im Vogtland den Dienst der Gefechtsordonnanz beim Kompagniefuehrer. Am 16. Juni setzte ein heftiges Artilleriefeuer auf unsere Stellung und die weiter rueckwaerts gelegenen Reservegraeben ein, wobei saemtliche Fernsprechleitungen zerstoert wurden. Zu gleicher Zeit konnte man erkennen, dass die Englaender die Seitengewehre aufgepflanzt und sich fertig zum Sturm gegen unsere Stellung gemacht hatten. Gefreiter Eckstein erhielt vom Kompagniefuehrer den Befehl, diese Beobachtung so schnell als moeglich dem Bataillon zu melden und gleichzeitig zu bitten, dass unsere Artillerie die feindlichen, mit Englaendern vollgestopften Graeben unter Feuer nehmen moege. Eckstein machte sich auf den Weg, wurde aber bereits im Augenblick des Weggehens durch einen Granatsplitter an der Hand verletzt. Trotzdem setzte er seinen Weg fort. Kaum hatte er weitere hundert Meter zurueckgelegt, als er zum zweiten Male durch eine Schrapnellkugel in die Brust verwundet wurde. Er raffte sich zusammen, und unter Aufbietung seiner ganzen Kraefte erreichte er auch noch den Bataillonsstab, dem er die wichtige Meldung ueberbrachte. Sofort nahm unsere Artillerie die feindlichen Graeben unter derart schweres Feuer, dass den Englaendern die Lust zu stuermen verging. Ecksteins Unerschrockenheit und pflichtbewusstem Verhalten ist es zu verdanken, dass unser Artilleriefeuer so schnell und so erfolgreich einsetzen konnte. Eckstein ist leider der Kompagnie auf laengere Zeit als Gefechtsordonnanz bis zu seiner Wiederherstellung verloren gegangen. Er hat am 21. Juli die Silberne St. Heinrichs-Medaille fuer seine Tat erhalten.

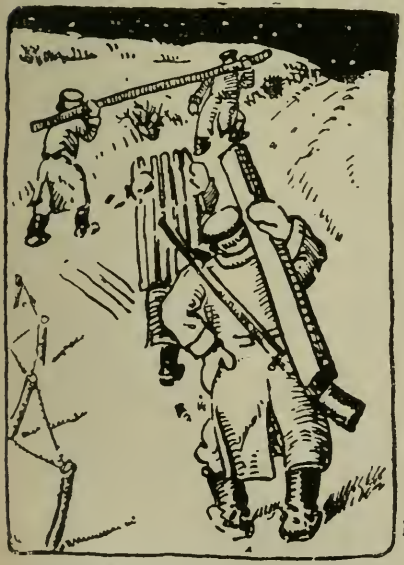
Bilder aus dem Schuetzengraben

Von H. Gieseking

Hoert man die Propeller surren,
Schleicht man still und ohne Murren
In gut verdeckte Unterstaende
Und erwartet still das Ende.



Muss man ein Geschaeft besorgen,
Das nicht warten laesst bis morgen,
Haelt bei Tag wie in der Nacht
Meine Buechse treulich Wacht.



Nachts, wenn andre Leute pennen,
Muessen schuften wir und rennen,
Fleissig bis zum Morgengrauen
Unterstand und Schanzen bauen.

Am meisten wird von dem gekohlt,
Der uns nachts den Kaffee holt,
Er saeuft ihn aus und sagt zu allen
Dass er gestolpert und gefallen.

Von hier und daheim

Beim Schippen

Professor: „Es ist etwas Koestliches um die koerperliche Arbeit, ich lebe ganz neu auf von meiner zwanzigjaehrigen Kopftaetigkeit! Sie nicht, Herr Kamerad?" — Der Kamerad: „Erscht noch. Ich bin zehn Jahr lang Schwertschlucker im Zirkus g'wese. Und du glaubsch net, wie ei'm des schliesslich zum Hals 'nauswachse tut."

Der Trost des Husaren

Gar mancher unserer Krieger wird in seinem Quartier weder Betten noch Daunendecken vorfinden, sondern auf harter Erde, ohne waermende Huelle den Schlaf suchen muessen. Da sei an das Trostwort eines alten preussischen Husaren erinnert, der auch in seinem Quartier weder Bett noch Decke zum Nachtlager fand. Er half sich, wie ein Geruecht erzaehlt, darueber mit folgendem klassischem Ausspruch fort: „Ick weess mir in solchem Falle janz jut zu helfen; ick lege mir auf den Ruecken und deck' mir mit den Bauch zu."

„Weide meine Laemmer!"

Der Einjaehrige Strobel, in seinem Zivilberuf Kandidat der Theologie, soll seine Gruppe vorexerzieren. Dieses gelingt ihm jedoch nicht, und nach kurzer Zeit laeuft, infolge der falsch gegebenen Kommandos, alles bunt durcheinander. Der aufsichtfuehrende Unteroffizier sieht sich die Sache ein Weilchen mit an und sagt dann: „Ja, mein Lieber, hier heisst es nicht ‚weide meine Laemmer', sondern ‚exerzieren Sie mal Ihre Gruppe vor'. Und das wird natuerlich ganz anders gemacht."

Was er macht

Ein Landser von der Schweren Bombe wird auf Heimatsurlaub von seinen Freunden gefragt: „Nu sage mal, was machst du denn den ganzen Tag im Felde?" — „Ich versende Stahlkoffer mit automatischer Auspackvorrichtung an die Englaender!"

Feldpostbrief

Liebster Fritze! Ich habe Dir heute nichts zu schreiben und verbleibe mit Gruss, Kuss und ein Dutzend Knackwuersten

Deine Karline.

Der Landwehrgefreite Kruse

Der Landwehrgefreite Kruse ist Seminarlehrer. Ein forscher Kerl. Auf einer Patrouille geraet er in eine Ferme, in der sich zwei farbige Franzosen versteckt haben. Sie strecken die Haende hoch und ergeben sich. Aber draussen treibt sich noch allerlei anderes Franzosenvolk herum, drum will er mit dem Abtransport warten, bis es dunkel wird. Und wie er die beiden Farbigen gezwungen hat, bei ihm auszuhalten? Rechenaufgaben haben sie loesen muessen, die Ludersch.

Schuetzengrabenkampfwerkzeuge

Schuetzengrabenkampfwerkzeuge muss es geben. Klar. Aber es muss auch Maschinen geben, die diese Werkzeuge herstellen. Das sind dann die Schuetzengrabenkampfwerkzeugmaschinen. Und dann muss es auch Fabriken geben, in denen diese Maschinen hergestellt werden. Das ist dann die Schuetzengrabenkampfwerkzeugmaschinenfabrik. Und die Fabrik muss einen Direktor haben, und der Direktor muss eine Wohnung haben, und die Wohnung muss eine Haustuer haben, und die Haustuer muss ein Schluesselloch haben. Und wenn das Schluesselloch dann nun durch einen Wattebausch verstopft ist, was dann? Dann muss man diesen Wattebausch entfernen. Und womit macht man das? Das macht man mit dem

Schuetzengrabenkampfwerkzeugmaschinenfabrikdirektors-wohnungshaustuerschluessellochverstopfungswattebauschentferner

Und das ist eine Stecknadel. Detter.

Zeitrechnung

„Wie alt ist denn eigentlich dein Junge?" — „Zwei Jahre, er stammt noch aus der vorfeldgrauen Zeit!"

International

Beim Sandsaeckefuellen in unserer Stellung kommt unvermittelt die Frage: „Was ist zurzeit die internationalste Beschaeftigung im Felde?" Hierauf die „poetische Loesung":

Es fuellen deutsche Soldaten
Mit englischen Spaten
In belgische Saeck'
Franzoesischen Dreck!

Armierungssoldaten

„Dass wir uns hier wiedertreffen! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin doch der kleine Mueller, der Ihnen immer die Murmeln abgenommen hat!" — „Ja, freilich, ich erinnere mich genau. Ich hab' mich einmal so mit Ihnen gepruegelt, dass wir beide ein paar Tage nicht zur Schule konnten." — „Ja, ich weiss, ach, das waren doch noch friedliche Zeiten!"

Aus dem Schuetzengraben

Mein Nebenmann hat als Liebesgabe ein Paar neue Stiefel erhalten. Er quaelte sich damit ab, sie anzuziehen. Endlich rief er, ganz kirschbraun vor Anstrengung: „Zum Teufel, ich glaub, ich komm' in die Dinger nicht eher hinein, als bis ich ein paar Kilometer d'rin gelaufen bin!"

Aus einem Feldpostbrief

„. . . Doch nun gute Nacht, liebes Lootteken, ick kann nich mehr schreiben. Die verfluchten Eskimos schnurren mir ejal um den Kopp 'rum. Kannst de mer vielleicht 'ne Fliegenklatsche vor die Saeugetiere schicken? Die Eskimomuetze hilft mir nicht. Es kuesst Dich Dein zerstochener Emil."

Kriegsonette

von Uoffz. d. R. C. Etienne

Krieg

Der Marsch geht durch ein Dorf. Im Mondenschein
Liegt's friedlich da, wie deutsche Doerfer liegen.
Von Silber alle Dinge: Giebel, Stiegen,
Der Kirchturm und der alte Brunnenstein.

Von reifen Aepfeln und von jungem Wein
Ein Duft umstreicht mit falterzartem Schmiegen
Die moosigen Daecher. — Erdwaerts biegen
Die Baeume sich in seligem Muedesein.

Ein Blitz. Ein Schrei. In wenigen Minuten
Ist Wahnsinn ueberall und Mord und Brand.
Die Schuesse knall'n wie Peitschen um die Wette.

Hindurch! — Der Himmel steht in hellen Gluten. —
Gerueste ragen schwarz aus roter Wand
Und drohn wie Galgen oder wie Skelette.

Die Granatenputzerinnen

Wildschopfiger Kiefernwipfel zackige Kette
Bekraenzt des Julihimmels heissen Rand.
Der Schuppenmauer gleissend weisses Band
Zeigt eine buntlebendige Silhouette.

Viel junge Weiber schaffen um die Wette.
Sie tragen, Waisen gleich, ein blau Gewand,
Den rauhen Eisentopf in brauner Hand
Geben sie emsig blanken Stahles Glaette.

Es ist, als ob sie meine Blicke baenden.
Wie das blau, blond und rosig flirrt und gleitet!
Als feierten ein laendlich Fest die Weiber.

Und haben doch in ihren weichen Haenden
Den grimmen Tod, gefertigt und bereitet
Fuer viele junge, heisse Maennerleiber.

Kriegsreitschule

Viele hat der Krieg in den Sattel gehoben, die von der Kunst zu reiten und von dem, was das Pferd braucht, um leistungsfaehig zu bleiben, nichts wissen. Vielleicht sind einige Winke, die natuerlich nichts Neues enthalten, willkommen.

I Stallpflege. Dem in den gut geluefteten Stall heimkehrenden Pferde lass den Ruecken mit einem Tuch trocken reiben. Zugluft darf dabei nicht sein. Lass es eindecken; gib ihm Heu und einen halben Eimer Wasser; junges Heu und Klee-Heu nur in geringen Mengen. Sobald das Pferd fertig besorgt ist, gib ihm einen Eimer Wasser,

dann Hafer mit Haecksel. Die Fesseln muessen gut ausgetrocknet sein, damit keine Mauke entsteht; die Hufe, auch die Hufsohle, muessen mit Vaselin gut eingefettet werden: besonders hier auf den harten Wegen bricht ein sproeder Huf leicht in grossen Stuecken ab. Lahmt das Pferd, ohne dass der Sitz der Lahmheit in Schulter, Sehne usw. festgestellt werden kann, so liegen oft „Steingallen" vor. Wende dich an einen guten Hufschmied; Ausschneiden, Aufweichen des Hufes in Lehm und Essig, beim frischen Beschlag Unterlage von Filz unter das Eisen, bringen oft ueberraschende Erfolge. Lass jeden Sonnabend die Eisen vom Beschlagschmied nachsehen, alle vier Wochen beschlagen. Wenn das Pferd hustet, bringe es sofort in den Stall; Husten und Nichtfressen sind ueble Sachen. Lass Maehne und Schweifwurzel mit Alkohol und Lappen ab und zu reinigen; das Pferd wird sich dabei nicht erkaelten und sich nicht die Haare im Stall abscheuern.

II. Sattelzeug. Lass den Sattel ab und zu in bezug auf Polsterung nachsehen; sieh nach, ob die Buegelriemen nach hinten herausrutschen koennen, meist ist das Scharnier eingerostet. Lass die Unterlege-Decke umgedreht in die Sonne zum Trocknen legen. Verpasse die Kandare richtig, Mundstueck einen Finger breit ueber Haken-Zahn, Kinnkette in die Grube. Eine durchfallende Kandare ist kein Fehler fuer den, der mit dem Wesen der Kandare nicht genau Bescheid weiss. Sieh taeglich persoenlich die Zaeumung nach; der Bursche irrt oft.

III. Aus dem Stall. Lass den Gaul nicht im Stall bis zum Platzen festgurten; n a c h dem Aufsitzen — am besten durch leichtes Raufheben — gurte nach und nochmals nach einer halben Stunde. A u s den Stall und i n den Stall Schritt und Frieden. Nimm beim Aufsitzen nicht die Kandaren-Zuegel in die Hand, sondern Trensen-Zuegel und Maehne. Reite nicht mit langen, sondern kurzen Buegeln. Beim Traben und auf glattem Pflaster reite „Fussauf-Buegel", beim Schritt, Galopp und wenn du festen Schluss brauchst, stecke die Fuesse durch die Buegel. Lass lieber die Kandaren-Zuegel lose herunterhaengen, als dass du sie zum Stuetzpunkt deines Koerpers machst. Nimmst du die Kandare an, so bedenke, dass du jeden zweiten Moment die Wirkung der Kandare durch Nachgeben aufheben musst, so dass der Gaul des unangenehmen Gefuehls der zusammenpressenden Kinnkette und Anzuege ledig wird. H o h e Fuehrung mit senkrechten Faeusten machen dich zum Herrn deines Pferdes; drueckst du runter, geht die Nase hoch.

Und nun merke ganz besonders auf: Reite niemals auf Pflaster Trab; suche immer auf Landstrassen die weichen Nebenwege. Wechsele die Fuesse, auf denen du trabst, durch Werfenlassen und sofortiges Wiederauffangen. Es gibt kilometerlange Vorstaedte, deren Strasse gepflastert ist, deren Buergersteig ungepflastert ist, aber alle zehn Schritte durch zwei Schritte Pflaster unterbrochen wird. Benutze diese Gelegenheit, deinem Pferde und dir alle zehn Schritte die Parade und das Wiederzureiten klarzumachen. Nach jeder Parade gib sofort Luft; je weicher deine Fuehrung, um so ruhiger wird das Pferd gehen. Die Verbindung zwischen Hand und Pferdemaul darf nie aufhoeren, aber sie kann leicht sein wie ein Hauch.

Wenn das Pferd aengstlich ist, bedenke, dass es seit Urvaetertagen die Hauptzeit seines Lebens im Stall steht und die Wand anstarrt.

Darum bleibe du ruhig. Du hoerst hinter dir ein Hupensignal, was tun? Es kommt alles auf deine Ruhe an: reite scharf rechts heran, vielleicht auf den Buergersteig, bleib halten, gib mit Kandare Luft, suche festen Schluss, klopfe dem Pferd auf den Hals und sprich mit ihm.

Willst du deinem Pferde Lektionen im Galopp erteilen, so bedenke, dass du mit den leise tippenden Unterschenkeln dich bemerkbar machen musst bzw. mit den Sporen. Mit Kraftdruck ist es nicht getan. Meist wird dein Pferd falsch angaloppieren, besonders wenn du Rechtsgalopp wuenschest, um einem Vorgesetzten zu melden, womoeglich mit gezogenem Saebel. Sei beruhigt: es ist eine sehr schwere Uebung. Mache es so: Du hast alle vier Zuegel in der linken Hand, lass den linken Kandaren-Zuegel lose, fass mit der Rechten in den rechten Kandaren-Zuegel; der zurueckgenommene tippende linke Schenkel. Auf diese Gegenwirkung hin, unterstuetzt durch linke Trense und rechte Kandare, wird der Gaul bald die Lektion begreifen. Hat er es recht gemacht, gib sofort Luft mit allen Zuegeln, damit du fuer die Parade ein weiches Maul vorfindest. Viele spueren Lust zum Springen. Ohne Schulung an der Hand wird nichts daraus. Hat aber der Reiter einen Soldatengaul unter sich, der das Handwerk kennt, wie man sie leicht in einem Pferde-Depot eintauschen kann, so wird es gehen, wenn folgendes beachtet wird: Fuesse durch die Buegel stecken, Kandare ganz lose, schnalze mit der Zunge und — wenn du deinem Sitze nicht traust, fasse in die Maehne mit der rechten Hand. Du findest so den richtigen Sitz, der das Pferd nicht stoert und deine Freude am Springen foerdert.

Rittmstr. K.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten

Nur gemach und jubelt nicht
Jetzt schon ihr Franzosen!
Er, der uns die Treue bricht,
Bringt euch keine Rosen.

Gratuliere, „Grand Nation",
Zu dem Italiener;
Schofel ist zwar Albion,
Schofler noch ist jener.

Dass es endlich nun gelingt,
Hoffnung macht euch lachen;
Was ihr selbst nicht fertig bringt,
Sollen andre machen.

Doch seit Anfang, wie auch jetzt,
Stehn wir fest im Westen.
Merkt euch endlich: Wer zuletzt
Lacht, der lacht am besten!

Gefr. Ott, Masch.-Setzer bei der „Liller Kriegsztg."

Tagebuch eines Armierungssoldaten

Die Uhr von Becelaere

Der Kirchturm von Becelaere ist ein malerisches Fragment.
Eine Granate hat das Zifferblatt hoch von dem Uhrwerk getrennt.
Jetzt liegt es weit links verbogen im blumigen Wiesengrund
Und tut keinem fragenden Auge die Zeit mehr kund.
In Becelaere gibt es ueberhaupt keine Stunde mehr.
Vor Ypern donnern die deutschen Geschuetze schwer.
Vor Ypern gleicht jede Nacht jedem Tag, jeder Tag jeder Nacht.
Vor Ypern geht keine Uhr. Vor Ypern geht nur die Schlacht.

Die Linie

Man geht und geht unschuldig wie ein Kind
Und merkt so gar nicht, wo die Feuerzone beginnt.
Die deutsche Artillerie ist wundervoll im Busch versteckt,
Sodass dein Laienauge alles andre, nur nicht sie entdeckt.
Zerschossenes Haus, ein Mauerrest am Strassenrande steht.
Was ist das fuer Geruch, der jetzt nicht mehr aus deiner Nase geht?
Tote Pferde, die noch nicht begraben sind.
Da spellt die Luft ein Stoss. Riesengross.
Du moechtest fallen, deine Lippen lallen.
Hinter dir ging die Salve deutscher 15 cm-Geschuetze los.
Eine halbe Minute spaeter irgendwo um Ypern dumpf ein Schlag.
Zittert der Tag? Zittert die Welt?
Wo ist das weite Feld bluehender Kamillen,
Gesprengelt mit Kornblumen und dunkle Blutstropfen verblaetterndem Mohn?
Giebt es noch Stillen?
Lehmige Soldaten kommen aus den nahen Schuetzengraeben schon.
Abloesung. Erloesung.
Gross steigt in dir auf der Sinn des Wortes: Schlacht.
Du bist erwacht. Dein Herz bebt ungeheuer.
Du stehst im Feuer.

Der Rasen von Schloss Herenthage

„O, ich quetschte mich nicht immer in Schuetzengraben um Schiesscharten,
Gelbe Schwester Lehm, gruener Bruder Ton.
Ich war ein Garten!
Ich sah auf mir Gloire de Dijon-Rosen lohn.
Einmal wird um mich englisch, franzoesisch, dann wieder deutsch gesprochen.
Wie frueher! Doch jetzt geht man nicht mehr so zart mit mir um.
In mich sind Menschen hineingekrochen
Vor seltsamer Gewitter Gesumm und Gebrumm.
Ob es so bleiben wird? Nein. Die Menschen hier alle um mich sagen: sie hoffen.
Sie sprechen von Heimat und Kindern und Wiedersehn.
Auf mir werden wieder Dijon-Rosen stehn.
Und alle Wunden werden sich schliessen, die jetzt noch offen."

Landsturmmann Alfred Richard Meyer.

Leuchtkugeln

Die Nacht liegt schwer und schwuel auf Frankreichs Erde.
Eim lastend Schweigen drueckt wie eine Faust
Des Riesen aufs schwarze Feld, und nicht ein Stern
Durchbricht der bleiernen Erwartung Qual.

Am Horizonte, fern im Westen, brennt
Das Dorf in ruhig rotem Schein, und brandig
Glostet der tiefe Purpursaum der Wolken
In eisenroter Glut. —

Da ploetzlich strahlt ein helles Leuchten nieder
Von einer Kugel, deren grelles Weiss
Das Auge schmerzt. Und rechts und links
Und rot und gruen in wundersamen Farben
Steigt's glaenzend hoch, wie wenn ein Maerchenbrunnen
Aus tausend engen Roehren Strahlenkugeln
Mit neck'schem Spiel hoch in die Wolken schleudert. —

Ein heller Blitz zuckt durch die Maerchenpracht,
Ein scharfer Knall — versunken ist der Zauber,
Und ehern bruellt's aus hundert Feuerschluenden. —

Am Horizonte, fern im Westen, schwelt
Das Dorf. Sein roter Schein glueht tiefer, dunkler,
Wie rotes Herzblut. —

Frankreich, dein Los hat sich erfuellt,
In dieser Nacht schaut' ich dein Schicksalsbild.

Kanonier Grote.

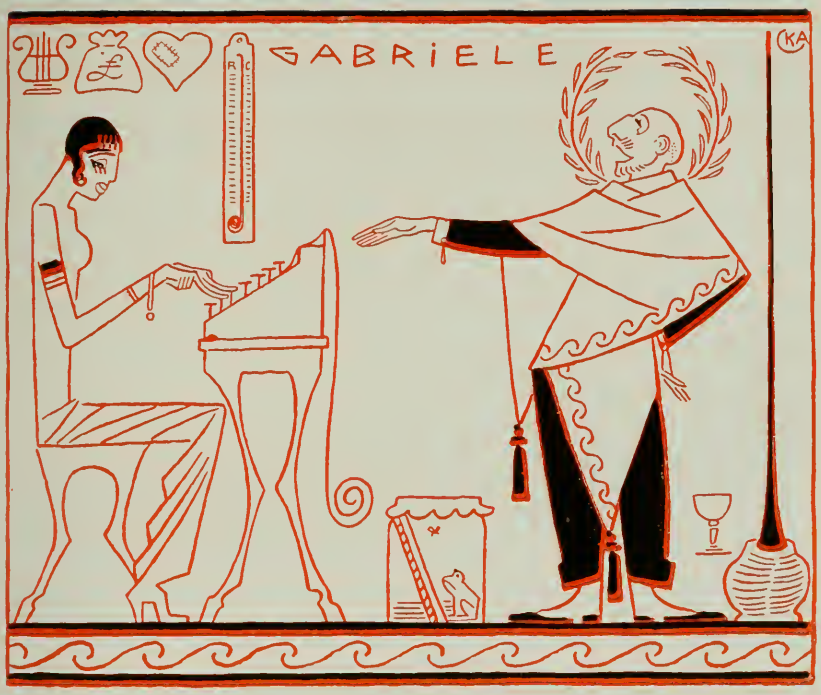
Ich hatt' einen Kameraden . . .

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen schlechtern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er schlich von meiner Seite
Und sprach: Ich tu nicht mit.

Eine Kugel kommt geflogen,
Aha, die ist von dir!
Erhabener Gedanke:
Du faellst mir in die Flanke
Und willst ein Stueck von mir!

Kann dir das Stueck nicht geben,
Es ist fuer dich zu schad',
Und kommst du es zu holen:
Ich will dich gut versohlen,
Du „guter Kamerad!"

M. St.



Gabriele d'Annuncio dichtet italienische Generalstabsberichte

Die deutsche Fahne am Hause der „L. K."

Zum Beginn des zweiten Kriegsjahres hat die „Liller Kriegszeitung" das Haus, in dem sie seit Anfang Dezember 1914 wirkt, mit einer grossen deutschen Fahne geschmueckt.

Ein Ehrentag ist der 2. August fuer das deutsche Volk geworden: der Tag, an dem des deutschen Kaisers Ruf ein einiges, grosses, opferbereites Deutschland zu den Fahnen stroemen liess.

Die „Liller Kriegszeitung" begeht diesen grossen Deutschentag mit einer festlich gestimmten Nummer — Nummer 1 des zweiten Kriegsjahrs — und entbietet allen Kameraden im Schuetzengraben und Unterstand, im Marschquartier und in der Wachtgarnison ihren deutschen Gruss.

Kameraden, auch die Arbeit, die in dem mit der schwarzweiss-roten Fahne geschmueckten Haus am Stadtplatz von Lille geleistet worden ist, darf sich stolzbewust eine deutsche, nur von Deutschen zu leistende Arbeit nennen. Ein deutscher Heerfuehrer rief diese Kriegszeitung ins Leben, deutsche Soldaten leiten und schreiben und schmuecken sie, setzen und drucken, verpacken und versenden sie. Kein Heer dieses Feldkrieges hat eine Feldzeitung dieses Umfanges aufzuweisen: wandert die „Liller Kriegszeitung" jetzt doch in ueber 80 000 Stueck zur Front unserer Armee.

Doch was mehr noch als die geschaeftige Zeitungsarbeit selbst im Druckereigebaeude des ehemaligen „Echo du Nord", des deutschfresserischen, gerade das deutsche Wesen im Innersten bezeichnet, das ist die der Leitung immer wieder zum Ausdruck gebrachte Zusicherung: dass die „Liller Kriegszeitung" hier oben in Flandern einem wirklich tief empfundenen Beduerfnis entspricht, dass sie in den 75 Nummern ihres ersten Kriegsjahrs mit ihrem Scherz und ihrem Ernst immer wieder, vielfach auch in schweren Stunden, zur Erfrischung und zur Erhebung ungezaehlter Soldaten und Fuehrer beigetragen hat.

Und so mag denn am heutigen Deutschentag die schwarzweiss-rote Fahne am Haus der „Liller Kriegszeitung" stolz und festlich im Sommerwind flattern: deutsche Arbeit und deutscher Soldatengeist haben hier zusammengewirkt, um ein Unternehmen zu schaffen und zu erhalten, das nur in einem siegreichen Heere denkbar ist. H

Geburtstagsbrief an die „L. K."

Meine liebe „Liller"!

Du lebensstarkes, bluehendes Geburtstagskind, lass dir zum heutigen Tage einen echten, rechten Geburtstagsschmatz geben! — Als dich deine Paten, der Kronprinz von Bayern und die Schriftsteller Hoecker und Ompteda voriges Jahr aus der Taufe hoben, als ich dein erstes, schwarzscheckiges Hemdchen sah, da ahnte ich, als einer „vom Bau", dass dir ein bluehendes, innerlich reiches Leben beschieden sein wuerde, dein Kern war gesund, du m u s s t e s t dich bei so praechtigen Erziehern glaenzend entwickeln!

Und wirklich, du hast uns alle nicht enttaeuscht, taeglich bekommst du bessere Nahrung, mit jeder Woche bist du gewachsen, mit jedem Monat vergroesserte sich deine Beliebtheit! Dein Aussehen wurde immer appetitlicher, und im Laufe eines Jahrganges bist du das verhaetschelte Kind einer ganzen Armee geworden, die mit Ungeduld zweimal woechentlich darauf wartet, dass du ihr „Guten Tag" sagst! Du kannst stolz sein auf deinen bisherigen Entwicklungsgang, ma petite belle Lilloise, deine Basen bei den anderen Armeen koennen sich mit deiner Beliebtheit nicht messen, dein Ruf ist schon weit hinein nach Deutschland gedrungen, und auch dort hast du schon viele Herzen erfreut, vielen Unterhaltung gebracht, indem du das ausplauderst, was alle deine vielen Onkels dir vertraut hatten.

Sonderbar und hoechst drollig ist es diesmal mit meinem Geburtstagswunsch an dich! Sonst wuenscht man einem Geburtstagskind vor allem, neben weiterem Gedeihen, Glueck und Gesundheit, ein langes Leben! Das kann ich nicht! Dein Leben ist so eigenartig, du liebes Kriegskind, da es an gewisse Bedingungen gebunden ist! So lange du lebst, muessen viele, viele Leute sterben, erst wenn du geendet hast, wird das grausame Maennermorden des Weltkrieges aufhoeren, oder richtiger gesagt: erst wenn das Maennermorden aufgehoert hat, wirst auch du enden. Denn du bist eben ein Kriegskind, das nur so lange leben darf, wie der Krieg dauert.

So wuensche ich dir denn, dass du in gleicher Pflichttreue wie bisher, mit jedem Male schoener herausgeputzt, deinen Weg zu uns nimmst, um uns zu erfreuen und aufzuheitern; stirbst du aber einmal, so wirst du in unser aller Erinnerung zeitlebens fortleben; was du gewesen, werden spaetere Geschlechter in Archiven und Bibliotheken noch bewundern als Zeichen einer grossen Zeit; d a s wird dein Lohn fuer dein Erdenwallen sein!

Wie eine Braut sich ruestet zum Altargang,
Beginne d u jetzt deinen zweiten Jahrgang!

Mit allen besten Wuenschen fuer dein weiteres gutes Gedeihen

dein alter „Onkel" Deli.

Der Kaiser

Noch grollen und rollen die Donner der Schlachten,
Noch roetet und toetet die Voelker das Schwert,
Noch tobt auf dem Meer, das die Kiele zerkrachten,
Gewaltig der Kampf fuer die Heimat, den Herd!

Mit Schrunden und Wunden entscheiden im Streite
Die Degen verwegen und furchtlos den Krieg;
Den alldeutschen Bannern getreulich zur Seite
Wehn Oesterreichs Fahnen vorwaerts zum Sieg!

Und wehrhaft und ehrhaft, ein Urbild des Helden,
Tritt wahrer und klarer des Kaisers Gestalt
Aus Wirrnis und Irrnis! Jahrtausend' noch melden,
Wie mutig er trutzte der Neider Gewalt.

Vertrauend und bauend auf goettliche Fuehrung
Stand ragend und wagend er allzeit auf Wacht:
Als laehmend uns drohte der Feinde Umschnuerung,
Zerriss er ihr Fangnetz in blutiger Schlacht.

O Schirmherr der Stuermer! Gib hilfreich Vollbringen!
Wir stehen und flehen: sei gnaedig uns, Gott!
Lass, segnend sein Tun, dies eherne Ringen
Zum Guten sich wenden, mach' End' unsrer Not.

Lass Frieden hienieden nach Siegen uns werden,
Dass machtvoll und prachtvoll Dein Reich sich erweis'.
Denn Dein ist die Kraft im Himmel, auf Erden,
Die Herrlichkeit Dein! — Drum Ruhm Dir und Preis!

W. Koehnke.

Ein Jahr Weltkrieg

Welch' eine Wendung durch Gottes Fuegung! Dieses Kaiserwort aus vergangener Zeit erweckt heute in deutschen Herzen einen tiefen, droehnenden Widerhall. Ein Jahr ist vergangen, seit der Fahnentraeger sein Volk rief, aufrief zu einem Kampfe, wie ihn die Welt noch nie geschaut!

„Wir wollen sein ein einig Volk von Bruedern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr!"

Prophetisch klingt diese Mahnung hinein in diese Zeit. Bitt'rer war noch nie die Not, groesser noch nie die Gefahr. Seit einem Jahre wissen wir es alle: Wir kaempfen um Sein oder Nichtsein! Aber die grosse Stunde fand ein grosses Geschlecht. Aller innerer Hader ward begraben, alles Kleinliche verschwand vor der gewaltigen Tragik dieser Notwehr.

Ein einig Volk von Bruedern!

So ergossen sich auch die brandenden Wogen des Volkes in Waffen gegen Ost und West. Hinein ging es in das Gewitter, welches schon so lange die schwuele Luft schier unertraeglich ge-

macht hatte. Der Sturm kam, weil er kommen musste. Und als die ersten Blitzschlaege dort an der Maas und an den masurischen Seen in das morsche Gebaelk Europas einschlugen, da rauchten die Flammenzeichen bald ueber der ganzen Erde. Der grosse Trauersalut setzte ein ueber den Graebern des schaendlich in Serajewo hingemordeten edlen Fuerstenpaares.

Mit der Geissel des Hasses und Neides, der Niedertracht und Goldgier peitschte England die Voelker in dieses furchtbare Ringen zur Erdrosselung des naechsten Blutsverwandten. Eine Kains-Tat! Aber das Mal der Schande wurde diesem verruchten Volke erbarmungslos tief auf die Stirne gedrueckt, so tief und brennend, dass es fuer Ewigkeiten schaendet.

Warte nur, England! Gottes Muehlen mahlen langsam, aber sicher! Auch deine Stunde wird kommen, eine Stunde furchtbaren Gottesgerichtes! Dann verkrieche dich blass und bleich hinter deine Pfeffersaecke und Goldbarren, der Arm der Gerechtigkeit findet dich doch! Und er wird dich vor das Forum der Geschichte zerren und dich in die Kniee zwingen vor deiner eigenen Scham. Du hast dich selbst geschaendet. Nun trage die Folgen dieser Tat! Dir hilft auch kein Richard Loewenherz mehr!

Welch eine Wendung durch Gottes Fuegung!

Ihr aber, ihr deutschen Brueder allueberall, reicht euch am 2. August von neuem die Haende, schwoert erneut mit Herz und Hand Rache den Feinden und Treue der Heimat, Treue unserem geliebten Volke! Bald schlaegt auch fuer uns im Westen die grosse, heilige Stunde, die wir mit brennenden Seelen herbeisehnen! Dann f e s t e d r a u f mit Gott fuer Koenig und Vaterland, fuer Kaiser und Reich. Der Sieg muss uns doch bleiben!

Dann wollen auch wir, wie einst Wilhelm der Grosse, demuetig und dankbar bekennen:

„Welch eine Wendung durch Gottes Fuegung!"

Ein Jahr im Feld

Ein Jahr im Feld!
Im Sonnenkleid des Sommers liegt ganz Flandern.
Blutrot die Welt.
Zur Heimat weit Sehnsuchtsgedanken wandern.

Mein Schatz, ein Jahr
Im grauen Kleid. Du sahst dich schon im andern:
Schwarz droht' Gefahr
Dem Liebsten. Leid und Hoffen zog nach Flandern.

Du dort — ich hier.
Doch Herz an Herz der eine bei dem andern,
Bis Siegeszier
Fuehrt heimatwaerts den Liebsten dir aus Flandern.

Landwehrmann H.

Der Pessimist

Ein Muenchner Geschichtchen. Von Fritz Mueller

Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht vom Krieg zu reden. Es genuegt ja, wenn man an ihn denkt. Der Krieg ist dafuer dankbar, denn zerredet wird er ohnehin genug. Aber da hob neben mir ein wildfremder Mensch den Masskrug auf und sagte: „Prost, Herr Nachbar, auf dass der Hindenburg den Zar'n bald fuerifangt."

„Jaja", sagte ich etwas befangen, „prost".

„Oder glaub'n s' des vielleicht net?" sagte er drohend.

„Doch, doch."

„Und i sag Eahna, des is' no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Koeni' von England und den Boanerkarl (Poincaré) von Paris an einem Tag z'samm, oder glaub'n S' des vielleicht net?"

„Doch, doch."

„Und 'n Koenig von Italien, den schnupft er mit der hohl'n Hand 'nauf, wenn er jetzt schon moecht, der Hindenburg."

„Na, na."

„Was, des glaub'n S' net, — ja, was san denn Sie fuer ein unbadriotischer Mensch, Sie, — aber i hab mir's vorhin scho' denkt, dass Sie so oaner san, wie Sie sich herg'setzt ham mit Ihrer windigen Halben Bier."

„Es kann eben nicht jeder den gleichen Durst wie Sie haben," verteidigte ich mich und schaute auf die drei Masskruege, die neben ihm standen.

Eine koenigliche Hofbraeukellnerin kam vorbeigewalzt und griff nach zweien dieser Literkruege.

„Halt!", brauste mein Nachbar auf und legte seine Tatzen auf zwei Bleideckel, „bloss der oane is leer, der zwoate is a Reservemass."

„Aha, ham S' Angst, dass 's Plakat bald aussahaeng'n," sagte die Kellnerin und walzte davon.

„Halt!" schrie er ihr nochmals nach, „halt!" und trank den vor ihm stehenden Krug mit einem tiefen Zug leer, „so, jetzt koennen S' glei' die zwei auffuell'n lass'n."

„Wiss'n S'," wandte er sich wieder versoehnt zu mir, „wiss'n S', ma' kann net wiss'n, ob das Malefizplakat —"

„Welches Plakat?"

„Was, des wiss'n S' aa net? Ham denn Sie die ganz' lezt' Woch' traeumt, wo von nix anders die Red' is, als von der kuenstlichen Biereinschraenkung, — — Jessmarndjosef!" schrie er voll Entsetzen auf, „'s Plakat, 's Plakat!"

Am Schenktisch vorne wurde ein grosses weisses Plakat aufgehaengt: Wegen Beschlagnahme unseres Bieres fuer die Soldaten im Feld kann erst wieder von 5 Uhr an ausgeschenkt werden.

„Aber Katl", empfing er die Kellnerin, die mit den leeren Kruegen zurueckkehrte, „aber Katl, haett'n S' Eahne net a bisserl mehr eil'n koennen."

Auch die Katl sah aus, als ob sie eine Schlacht verloren haette. „Ja, mei' Herr Kreuzhuber," sagte sie, „i' hab mir net denkt, dass

die erlaubten Hektoliter scho' so frueh gar word'n waer'n, aber Sie ham ja no' a Reservemass."

„Moana denn Sie, dass die oane Mass bis fuemfe langt!" schrie sie der Herr Kreuzhuber an. Eine namenlose Angst zitterte in seiner Stimme. Die Katl fluechtete. Ich blieb noch eine Weile bei ihm sitzen.

Der Bierphilister tat mir leid. Lange schwieg er. Immer duesterer sah er vor sich hin. Zweifelnd wiegte er jetzt den schweren Kopf und einen kleinen Seufzer schickte er voraus.

„Wenn die G'schicht nur gut 'nausgeht, Herr Nachbar," sagte er langsam.

„Welche Geschichte?"

„Die G'schicht mit'm Hindenburg, — i' glaub' allaweil, er hat si' a bisserl gar z'viel vorg'nommen, jetz' will er gar 'n Zar'n fuerifanga, der Herrgottssaxendi."

Ich versuchte mein Erstaunen zu verbergen.

„Ja, und den Koeni' von England und den Boanerkarl von Paris will er aa auf amal z'sammafanga, wenn des nur guat 'nausgeht —"

„Aber hoeren Sie mal —"

„Jaja, Sie ham leicht red'n, was moanen S' denn, was des fuer a Arbeit macht; und 'n Koeni' von Italien will er aa fanga; werd'n S' sehn, Herr Nachbar, werd'n S' sehn, des geht schlecht 'naus." Er nahm einen Troestungsschluck. Sehr vorsichtig, denn bis fuenf Uhr war noch eine lange Zeit.

„Es wird nicht so schlimm werden", sagte ich, wie man einen Leidtragenden troestet, und stand auf, um zu gehen. Traurig in die Zukunft blickend, schaute er mir nach.

Im Hinausgehen sah ich, wie sich die beruehmten Hallen leerten. Trostlose Gesichter sah man ueberall. Auf den Langbaenken schaute es aus, als haetten schwere Granaten grosse Luecken gerissen. Scheu umhalste da und dort noch einer eine gerettete Mass, misstrauisch nach Leichenfledderern spaehend.

Kurz nach fuenf Uhr kam ich wieder am Hofbraeuhaus vorbei. Will doch noch einmal rasch durchgehen, dachte ich. Das Unglueckplakat am Schenktisch war entfernt. Das alte Leben brauste wieder durch die Hallen. Und dort sass auch noch der Herr Kreuzhuber. Eifrig redete er auf ein paar andachtsvolle Hoerer ein.

Er redete mit zuversichtlichen Gebaerden, die keinen Widerspruch duldeten. Und eine schaeumende Mass stand vor ihm. Durch eine leere Masche im unendlichen Gewebe der Hofbraeuhausgespraeche kam ein Satz vom Herrn Kreuzhuber zu mir herueber geschluepft:

„. . . und i sag' Eahna, des is' no' des mindeste, was der Hindenburg macht, der fangt 'n Koeni' von England un den Boanerkarl von Paris an einem Tag z'samm . . ."

Ich ging, draussen lag ein lachender Sommertag ueber der schoenen Muenchner Stadt. Ich wanderte dem Maximilianeum zu, das heiter und sicher auf seiner gruenen Hoehe thronte. Ein Trupp Soldaten marschierte mir singend entgegen.

Wo war der Pessimist?

Der bayrische Waffenschmied

Schwing' dich, Scheibe, schwinge,
Schaerfe mir die Klinge!
Fertig das letzte Seitengewehr.
Nun dort hinten die Saebel her.
Aus der Scheide, blinkendes Eisen,
Sollst jetzt endlich bohren und beissen,
Dich an feindliche Kehlen werfen;
Komm, ich will dich schleifen und schaerfen!
Schwing dich, Scheibe, schwinge,
Schaerfe mir die Klinge!

Spruehe, Funke, spruehe!
Springe, spritz' und gluehe!
Soll nicht bleiben der goldene Friede,
Schleifen bayrische Waffenschmiede
Alles Stumpfe von dem Schwerte.
Soll mit Blut sich faerben die Erde,
Nun, so denn mit Feindes Blut!
Schwert, drum schleif' ich dich so gut.
Spruehe, Funke, spruehe!
Springe, spritz' und gluehe!

Schleife, Scheibe, schleife!
Knirsche, sing' und pfeife!
Schwert, den Ton den merke dir wohl,
Dass man daran erkennen soll:
Wenn die eisernen Wuerfel rollen
Ueber der Feinde suendige Schollen,
Sollst du pfeifen das scharfe Lied,
Das Lied vom bayrischen Waffenschmied!

Hermann Harless.

Die Flaumweichen

Die Flaumweichen sind eine Besonderheit der Barbaren. Vielleicht wuerden sie beim Angriff auch ganz tapfer mit dreinhauen, wenn sie in der Front staenden, denn sie sind ja immerhin Deutsche; aber das Unglueck will's, dass sie meistens als Staatskrueppel ihr landsturmfreies Grosstaedterdasein geniessen. Und da sie noch nie in ihrem Leben von einem forschen Unteroffizier gedrillt worden sind, gehoeren sie zu den Ueberfeinen, den Seelenriechern. Ich nenne sie die Flaumweichen.

Als ich ein Junge war, lang, lang ist's her, da gab's alle Jahre ein wundervolles Fest am 2. September: den Sedantag. Vater erzaehlte mir von Siebzig, Mutter steckte mich in ein Sonntagsgewand, in der Schule hielt der Rektor eine weihevolle Ansprache ueber die Bedeutung des Tages, wir sangen mit hellen Stimmen und heissen Wangen all die Vaterlandslieder, und nachmittags

veranstaltete unser Turnlehrer, ein Veteran von 70, Spiele auf den mit den Landesfarben und den deutschen Farben geschmueckten Schulhof. Der Sedantag war damals noch der grosse Volksfeiertag der Deutschen.

Aber meine Kinder haben diesen grossen Festtag leider gar nicht mehr kennen gelernt. Denn schon zur 25. Jaehrung der Siegesfeier erhoben die Flaumweichen ihre mahnende Stimme: es sei nun endlich genug mit der fortgesetzten Demuetigung des besiegten Feindes, wir muessten daran denken, den Franzosen die Hand zur Versoehnung darzubieten.

. . . Und so ward die Sedanfeier abgeschafft. . . .

Wir wissen ja jetzt, dass uns die zarte Ruecksichtnahme auf franzoesische Empfindlichkeit verflucht wenig genuetzt hat: mit ungeahntem Hass, mit unerhoerter Leidenschaft sprang uns der Franzose, bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, an die Kehle. Aber ein bisschen haerter sind unsere deutschen Flaumweichen leider immer noch nicht geworden. Auf Schritt und Tritt stossen wir auf Landsleute, die lieber u n s wehe tun als unseren aeltesten und erbittersten Feinden. den Franzosen.

Steh' ich da vor dem Hause der „Liller Kriegszeitung" an der Grand' Place, wo fuer die vom Bahnhof kommenden Kameraden, denen unser Blatt noch nicht bekannt ist, ein Aushang der neuesten Nummer eingerichtet ist. Man kann da unsere Feldgrauen beim Betrachten der lustigen Zeichnungen oft von Herzen lachen sehen und hoeren. Aber e i n e Stimme hoerte ich neulich doch, die sich dagegen wendete: „Hoeren Sie, hoeren Sie, ich fuerchte, die Liller werden das uebel nehmen; wir sind die Sieger und sollten alles vermeiden, was die Besiegten kraenken koennte."

„So mancher meint, ein gutes Herz zu haben, und hat nur schwache Nerven!" Soll unser ueberfeiner Takt uns etwa auch hindern, offen auszusprechen, wie verschlampt wir ganz Lille vorgefunden haben? Wie erst unsere deutsche Militaerbehoerde in hygienischer und sittlicher Hinsicht hat Ordnung schaffen muessen? Wie sie dem Lodderwesen der Animierkneipen gesteuert hat? Sollen wir von dem franzoesischen Schmutz auf Strassen und Plaetzen, in Gebaeuden und Wohnungen schweigen? Von der franzoesischen Unbildung? Im Liller Museum kennt man weder Feuerbach noch Boecklin, weder Cornelius noch Schwind. Und was weiss der Franzose von Goethe? Er kann den Schmuckwalzer pfeifen aus der Kitschoper „Faust und Margarete" von Gounod. Die Flaumweichen verhimmeln aber die „franzoesische Kultur" unentwegt weiter.

Und neulich — es klingt kaum glaublich — als die Liller Glocken den Fall von Warschau verkuendeten, da schuettelte ein Berliner Berichterstatter bedauernd den Kopf. Er empfand das, was mein Herz jubeln machte, als Verhoehnung der Franzosen, und — sie taten ihm leid.

Ja, dies verdammte Mitleid, das unsere Flaumweichen immer gleich bereit haben. Die grauenvollsten Berichte ueber die Qualen, die unsere kriegsgefangenen Kameraden in den franzoesischen Kolonien zu erdulden haben, aendern daran nichts. Auch nicht die Erinnerung daran, dass man unsern Schwestern und Toechtern, die in Paris als Lehrerinnen, Erzieherinnen, als „freulain" oder Korrespondentinnen ihr Brot verdienten, in den Tagen des Kriegsbeginnes ins Gesicht gespien hat!

R i t t e r l i c h hat sich der Franzose n i e gegen den Deutschen benommen. Unsere Erziehung, unser Gemuetsleben, nicht zuletzt der Wille unserer militaerischen Behoerden verhindern uns auf Schritt und Tritt, Grausamkeiten irgendwelcher Art zu begehen. Aber von den Flaumweichen wollen wir uns von jetzt an nicht mehr beeinflussen lassen, denn — zum Donnerwetter noch einmal — e s i s t d o c h K r i e g ! H.

Von hier und daheim

Unsere Feldgrauen in Ostende

„Jetzt jeh ick 'raus aus die Badewanne! Schulze, buddel mir mal ornt'lich in Sand in, det ick nich so inbrenne! Sonst halten se mir am Ende noch fuer 'nen farbigen Englaender!"

„Nee, det ick noch mal so 'ne berihmte Pesoenlichkeit werden taet, haett ick mer ooch nich traeumen lassen — un allens nur, weil ick 'ne ruhende Venus uff de Brust intaetewiert habe!" — —

„Mensch, her doch uff mit det daemliche Gespritze! Ick mach' mir alleene nass!"

Auf der Rennstrecke

zwischen Ostende und Blankenberghe kommen in letzter Minute des Abendurlaubs Vater und Sohn Arm in Arm daher, beide ein bisschen schwankend, denn sie haben Mutters Geburtstag gefeiert: Landsturmmann Broese und der Matrosenartillerist mit den Maatstressen. „Vater Broese," sagt der Unterstandsaelteste und erhebt den Zeigefinger, „dass du dir man nicht schaemen dhust! Nu geht's doch schon auf Mitternacht!" — „Menschenskind, soll ick etwa den j u n g e n M e n s c h e n in die stockfinstere Nacht alleene lassen?"

Der Aelteste geht darauf missbilligend zum Nachbar-Unterstand neben der Kanone und nimmt sich den Gefreiten vor. Der ist hoechst erstaunt. „Aber ich kann doch nicht den a l t e n M a n n bei die unsicheren Kriegszeiten im Stiche lassen!"

Starker Liebesgabentabak

In der Eisenbahn. „Du, also da auf der Station da hab' ich vor dem Erfrischungsmaedel zwei Pfeifle mit Tabak g'kriegt. Willst eine haben?" — „Ha, scho. Aber gelt, hernach tust mich am Fenster sitzen lassen — ich bin noch Anfaenger."

Nationalfarben

„Du, nach der Einnahme von Warschau und Iwangorod da haben die Russen b'schlossen, ihre Farben zu aendern." — „A geh. Ja, wie denn?" — „In braun und blau!"

Ei, ei

Der Hauptmann (beim Fruehstueck, schiebt das angebruetete Ei zurueck): „Olewitschak, komm schleunigst her und nimm mir das Ei fort!" — Olewitschak: „Herr Hauptmann, bitte, was soll mit dem Ei geschehen, Herr Hauptmann?" — Der Hauptmann: „Dreh' ihm den Hals um. Aber draussen."

Die Unterhosen der Frau Pastor

Eine Mecklenburger Pastorin schickte dem im Feld stehenden Knecht eines benachbarten Gutshofes ein Paket Liebesgaben, darunter ein Paar selbstgestrickte Unterbeinkleider. In dem Dankbrief hiess es: „Ich habe mich mit den Geschenken sehr gefreut, liebe Frau Pastorin, und es freut mich auch, Ihnen mitteilen zu koennen, dass ich in Ihren sehr geehrten Unterhosen bei Ypern gesiegt habe."

Die verlorene Gabel

Hinter einem Schuetzengraben geht mitten im schaerfsten feindlichen Feuer ein Mann aufrecht umher, den Blick wie suchend zum Boden gerichtet. Seine Kameraden glauben, er sei wahnsinnig geworden, und machen dem Hauptmann Meldung. Der ruft den Mann an: „Mensch, willst du wohl machen, dass du in den Graben kommst!" Der schaut verwundert auf. „Entschuldigen S', Herr Hauptmann. I suach mei Gabel, die hab i gestern nachts herauss'n lieg'n lass'n. Und die Kartoffel im Kessel san z' hoass. Da brauch i die Gabel. I tat mir ja sunst die Finger verbrenna."

Englands Aushungerungsplan

„Also, der Michl, der kann schon was z'sammenstopfen. An halben Schinken, zwei Dutzend Kloess, a Liter Bohnensupp' und a ganzes Kommisbrot, wie nix. Aber neulich hat er Leibweh g'habt — ja, du mein, und da haben wir alarmieren muessen und haben ihm den Magen mit der Feuerpritzen ausg'spritzt —" — „Ob's d' glei aufhoerst!"

Trustfrei

Zwei Landser gehen spazieren, der eine zieht die Schachtel aus der Tasche, um sich eine Zigarette anzustecken. Als dies geschehen, sieht er den bekannten Aufdruck: trustfrei und fragt den Kameraden: „Wos hoasst denn does?" Drauf der Gefragte: „Etz schaut mr amol su wos oa, woisst denn does nit. Do gibt's Zigarrn, die, wenn mer raucht, do laft a so a brauner Saft raus, aber bei andere is does nit, und does hoisst mer dann trustfrei, kennst di etz aus?" Der andere: „Etz kenn i mi aus."

Landwehrmann Fritz Muendel.

Gefangene in Lille

Als wir am Sonntag abend den Sommergarten verliessen, wo uns trotz heftiger Kaempfe unweit Lille wie in ruhigen Zeiten kunstverstaendige Kameraden erquickliche Unterhaltung geboten hatten, waren die Nebenstrassen zur Rue Nationale bis zum Boulevard de la Liberté fuer den allgemeinen Verkehr gesperrt. Gefangene kommen! Und sie kamen, der vierte Zug seit dem Abend vorher. Es war ein fesselndes Bild: in dem Dunkel der maessig beleuchteten Strasse die geschlagene Schar, bewacht von den Siegern. Was sind es fuer welche? Sind Englaender dabei? Ja, und auch Schotten. Und Franzosen mit den neuen staehlernen Helmen. Und da, Inder! Und Schwarze! Und kleine Schlitzaeugige — was moegen das fuer welche sein? Doch schon ist der Zug vorbei. Sie schreiten ruestig aus. Nicht jagt sie der Feind. Aber nach den koerperlichen Leiden, den seelischen Erschuetterungen der letzten Tage sehnen sie sich nach Ruhe. Die wird ihnen werden und Labung dazu. Sie marschieren — es klingt wie Spott — die Freiheitsstrasse hinaus.

Am naechsten Tage sehen wir sie wieder auf den Hoefen der Zitadelle, die mit ihren lustigen roten Bauten und dem umgebenden Gruen ihrer baumbestandenen Waelle ein so wunderliches Gemisch von Kasernenoede und der Freundlichkeit einer Villenkolonie bietet. Wie es natuerlich, haben sich die Voelker geschieden. Die Franzosen sind kraeftige Maenner, und doch stehen sie hinter den Englaendern zurueck. Man sieht dem einzelnen trotz der Uniform den buergerlichen Beruf an. Der da ist ohne Zweifel ein Stubenmensch, der hinter Akten oder Rechnungsbuechern auf seinem Drehstuhl sass, und jener ein kleiner Kaufmann — richtig, er stammt aus Bordeaux und betrieb eine Epicerie. Nur der dritte da, der keinen Rock mehr hat, der um den Leib ein rotes Tuch geschlungen traegt und auf dem Herzen an einem rosa Bande ein silbernes Amulett, der ist ganz Soldat, der koennte zur Garde von Belle-

FARBIGE UND ENGLÄNDER

Alliance gehoeren. Unter den Englaendern sieht man prachtvolle Kerle. Hochgewachsene, langbeinige, sehnige Menschen mit entschlossenen Gesichtern. Einigen glaubt man es vom Antlitz zu lesen, dass sie aus der Hefe des Volkes stammen, so jenem bulldoggenhaften Schotten oder diesem rothaarigen Burschen, der wie ein Dickensscher Boesewicht dreinschaut. Aber viele dieser blonden Gesellen koennten friesische Bauern sein. Lacht der Kerl, mit dem sich der deutsche Offizier unterhaelt, nicht eben, als gehoerte er zu uns? Gewiss, wir hassen sie, mit dem bittersten Hass, den es gibt, dem Verwandtenhass. Aber in unserm Blut regt sich doch noch manchmal der verjaehrte Stolz auf dies weltenbeherrschende Volk, das ehedem unseres Stammes und uns in vielen Dingen Vorbild war.

Es wird Brot ausgegeben. Wer muss den Wagen ziehen und helfen? Englaender. Nicht die Farbigen, sondern die weissen. Die bunten Herrschaften sind uns ganz fremd. Ein blauaeugiger, vollbaertiger Kieler Landsturmmann — er sieht wie der leibhaftige Donner aus — wiederholt die Klage, dass sich ein ehrlicher Christenmensch mit solchem „Takeltueg" herumschlagen muesse, und ein Witzbold beteuert, den Singalesen, der wie ein Aeffchen oben im Fenster hockt, habe er schon einmal bei Hagenbeck gesehen.

Gewiss, diese Voelkerschau ist beschaemend und doch erheiternd zugleich. Aber es kann uns mit Stolz erfuellen, dass unsre Feinde in allen Teilen der Welt ihre Soeldner wider uns werben und doch nicht zum Ziel gelangen, und vielleicht erziehen sie sich in diesen Maennern dunkler Rassen mit Fezen und Turbanen und seltsamen Haartrachten ihre eigenen Erwuerger. Denn wer kann ahnen, welche Gedanken hinter den Stirnen dieser wildfremden Menschen wach werden? Was mag man ihnen vorgeschwindelt haben, als man sie in den Krieg schickte? Was werden sie berichten, wenn sie wieder zu ihren Landsleuten kommen?

Ein hochgewachsener Hindu geht an uns vorbei, stolz und einsam wie ein vermummter Fuerst. Seine Stammesgenossen in Indien haben schon fuer die Befreiung von dem Joch der wucherischen Herren geblutet, in deren Sold er steht.

Es ist wunderbar, wie schnell und gut fuer die Leute gesorgt wird, und unsere Verwaltung wird sich von den Grundsaetzen der Menschlichkeit gegen den geschlagenen Feind nicht dadurch abbringen lassen, dass im Inlande ab und zu Stimmen laut werden, wir moechten Boeses mit Boesem vergelten. Wir koennen uns als Deutsche diesen Luxus in Milde leisten ohne Ruecksicht darauf, ob wir Anerkennung, wenn auch nur bei den Gefangenen selber, ernten. Ordnung und Gerechtigkeit liegen uns eben im Blut, und es wuerde uns sauer werden, davon zu lassen.

Die fremden Herrschaften sind denn auch sehr freudig ueberrascht und werden den kurzen Aufenthalt in Lille in angenehmer Erinnerung behalten. Denn hier beherrscht sie noch ganz die menschlich selbst beim mutigen Mann begreifliche Freude, zunaechst einmal geborgen zu sein, und die Oede des Gefangenen-

lagers ist eine spaetere, einstweilen unbekannte Sorge. Nur als auf dem Schiesstand ein Maschinengewehr zu knattern beginnt, fahren die Inder, die sich nach ihrer Religionsvorschrift einen Hammel kochen, erschreckt zusammen. Hat man ihnen wie den Russen das Luegenmaerlein aufgebunden, dass die Deutschen ihre Gefangenen erschiessen lassen?

„Wo sind wir?" sind unsere Soldaten oft gefragt worden und haben redlich Auskunft gegeben. Schnell hat sich ein wohlwollend gewaehrter und dankbar aufgenommener Verkehr zwischen den Waechtern und den Gefangenen ausgebildet; zum mindestens mit den Franzosen stehen sich unsere Leute gut. Die Mosjoehs haben eben das Beduerfnis, sich zu unterhalten, wenn's auch nur schwach geht.

Anders benehmen sich die Englaender. Sie halten sich zurueck und versuchen, mit der Steifheit und Gemessenheit, dem Hochmut ihres Volkes auch hier Eindruck zu machen. Aber es weht hier eine andere Luft als in der grossen Herberger der feinen Welt, wo alles in Demut erstarb, wenn sich ein englischer Schneidermeister an der Tafel rekelte. Die Franzosen sind beinah zutraulich. Sie zeigen ihre neuen Helme, die sie z. T. erst seit acht Tagen tragen, und die deutschen Kameraden pruefen sie auf ihre Brauchbarkeit. Sie erzaehlen unter lebhaften Zeichen des Grauens von dem entsetzlichen Artilleriefeuer, dem sie ausgesetzt gewesen sind, oder erlaeutern die Abzeichen ihrer Uniform.

All dergleichen versteht man als Soldat, als Fachmann sozusagen, und den Menschen trifft es, wenn ein kleiner Piou-Piou mit listigen Aeuglein berichtet, er sei noch vor 14 Tagen auf Urlaub daheim gewesen. Aha, die kriegen also auch Urlaub. Natuerlich, es ist ja ganz selbstverstaendlich, wenn man sich's ueberlegt. Aber daran gedacht hat man eigentlich noch nicht.

In dem grossen, reinlichen Pferdestall ist fuer einen Teil der Gefangenen das Lager bereitet. Rechts Englaender, links Franzosen Da sind sie nun beschaeftigt, ihre Sachen zu reinigen. Gluecklich, wer etwas zu rauchen hat, obwohl auch dafuer anscheinend gesorgt wird, denn der zum Verhoer ladende Dolmetscher ist eben, den Arm voll Zigarettenschachteln, gekommen. Manche liegen auf dem Stroh und ruhen sich aus. Der eine raucht lange, lange Viertelstunden zur Decke empor. Gerettet — Heimat — was nun? Ein Englaender fragt nach dem Barbier und erhaelt die Antwort, er werde auch unrasiert nach Deutschland kommen und solle sich erst seinen Rock ausklopfen.

Unser Landsturm haelt Wache. An einem Tisch sitzen drei und spielen Skat. Ein vierter, ein behaebiger und sehr gemuetlicher Herr, wandelt, die Haende auf dem Ruecken, den Gang auf und ab. Er raucht eine Zigarette. Sie passt gar nicht zu ihm. Eine Weidmannspfeife stuende ihm besser. Vielleicht schien ihm die internationale Zigarette besser zu der Gesellschaft zu passen, in der er sich befindet. Er strahlt uebers ganze Gesicht. Er ist gehoben, dass alles geklappt hat. Er gehoert mit zu den Siegern. Rechts und links sind die Gefangenen. Und er darf stolz sein auf unsere Streiter, wie wir alle P. W.

Englische Werbetrommel

Ihr lieben Wilden, so zivilisiert,
Ihr Neger, so welterfahren,
Wie seid ihr gluecklich: Old England fuehrt
Euch gegen die deutschen Barbaren!
Vom Senegal ziehen sie tapfer daher,
Die Kultur haengt als Schurz um die Lenden,
Und ach — ein barbarisch Maschinengewehr
Laesst alle die Tapfern verenden!
Der „Stinkende Hund" aus Kanadiens Flur
Hat das Kriegsbeil ausgegraben,
Um sich, zum Beweis seiner hohen Kultur,
Einen Skalp vom Schaedel zu schaben!
Es lockt der Brite mit Zaubergewalt
Ameri- und Afrikaner;
Nur in England, so scheint es, verlockt er wohl bald
Den — Letzten Mohikaner!

Heinrich Langenhagen.

Oberschlesisches aus dem Unterstand

Fliegt sich hin und fliegt sich her,
Explodiert und kracht sich sehr,
Wenn's man sieht ihn, is ganz gut,
Wenn nicht, kann man geh'n kaputt.

Ueberschrift: Der Minenspiel.

Ist nicht Kloss, nicht Apfelsine,
Wenn's man schmeisst ihn, kracht wie Mine,
Schmeisst ihn selber man, macht's Spass,
Schmeisst ihn Feind, heisst's „Ei du Aas!"

Ueberschrift: Dem Handgranate.

Schrecklich ist sich, wenn er kracht,
Kommt sich schneller als gedacht,
Gutt ist, wenn im Grase liegt,
Schlecht, wenn's dir in Fresse fliegt.

Ueberschrift: Der Sprengstueck.

Wie Franzos im Schuetzengraben,
Sitzt sich Bien' in Rock und Kragen,
Beisst und rennt sich her und hin,
Freust du dich, wenn fangst du ihn.

Ueberschrift: Der Ungeziefer.

Gefr. Skoberla.

„Wir haben starke Armeen zu neuen Schlaegen bereit!"

An dem Tage, an dem die neuen Siegesbotschaften von Bug und Weichsel in unsere deutsche Heimat und bis hierher nach Flandern brausten, trat in der Reichshauptstadt der deutsche Reichstag zu neuer Beratung zusammen. Fast vollzaehlig waren die Reichsboten erschienen — viele von ihnen im grauen Ehrenkleid, mit dem Eisernen Kreuz geschmueckt: Mitglieder aller Gruppen. Ein Volk in Waffen auch hier an dieser Staette, die so oft leidenschafterfuellte Gegensaetze sah.

Grosses ist geschehen, seitdem die Reichsboten das letzte Mal tagten. Alle mit Todesverachtung und dem aeussersten Einsatz von Menschenleben unternommenen Versuche der Franzosen, unsere Westfront zu durchbrechen, sind gescheitert. Italien ist glaenzend abgewehrt, trotz der zahlenmaessigen Ueberlegenheit, trotz der schonungslosen Aufopferung von Menschenleben. Unerschuetterl und unerschuetterlich steht die tuerkische Armee an der Dardanellenfront. Zusammen mit unseren Verbuendeten haben wir fast ganz Galizien und Polen, wir haben Litauen und Kurland von den Russen befreit, Iwangorod, Warschau und Kowno sind gefallen. Den „uneinnehmbaren" Festungen ist nun ein weiteres Hauptbollwerk Russlands, Nowo-Georgiewsk, diese „vorgeschobene Schildwache" fuer Warschau, gefolgt. Fuenfundachtzig Tausend betraegt die Zahl der Gefangenen, siebenhundert Geschuetze, unzaehliges Kriegsgeraet ist erbeutet.

In zwingender Rede verkuendete dies der Reichskanzler den Abgesandten des Deutschen Reiches. Und er durfte die stolzen Worte sagen: „Weit in Feindesland bilden ueberall unsere Linien einen festen Wall. Wir haben starke Armeen zu neuen Schlaegen bereit. Stolz und furchtlos, im festen Vertrauen auf unsere herrlichen Truppen, koennen wir in die Zukunft sehen."

Zehn Milliarden neuer Kriegskredite fordert der Nachtragsetat vom Reichstag. Es besteht kein Zweifel daran, dass das Haus die Forderung einmuetig bewilligen wird. Und nicht weniger opferfreudig wird bis ins letzte Dorf zum Sammeln geblasen, keiner wird mit seinem Scherflein fehlen wollen, und aus Millionen und Abermillionen werden die Milliarden, deren die Kriegfuehrung bedarf. Die Gelder, die hier auf dem Altar des Vaterlandes zusammenstroemen, helfen nicht nur die hoechste Treupflicht gegen Kaiser und Reich erfuellen, den Sieg des gehetzten Deutschlands ueber die Meute seiner Neider, sondern sie bedeuten daneben auch noch die glanzvoll sichere Anlage eines weisen und seelenruhigen Sparers.

Nicht, wie man in London, in Paris und in Petersburg zu Anfang des Krieges getraeumt hat, ist Deutschland zum Krueppel geschlagen, ohnmaechtig, ein Tummelplatz franzoesischer Raenke und Begierden, es ist nicht das Schlachtfeld Europas, ist nicht der Vasallenstaat des russischen Riesenreiches geworden. Nein, es ist alles ganz, ganz anders gekommen. Deutschland hat schon heute, nach diesem ersten furchtbaren und doch gottgesegneten Kriegsjahr, dank der Einmuetigkeit seines Volkes, dank der

Tapferkeit seines Heeres und seiner Flotte, dank der wundervollen Leitung durch seinen Kaiser und dessen Heerfuehrer, die feste Aussicht auf eine unantastbare starke Stellung, die die anderen Maechte niemals wieder an eine Einkreisungspolitik wird denken lassen.

Aber noch gilt's, das letzte Drittel des grossen Kampfes zu kaempfen. Es gilt, die Meerfahrt allen Voelkern zu sichern, befreit von englischer Anmassung. Es gilt, unantastbare, sichere Buergschaften zu schaffen, damit wir wieder, wie zuvor, friedenstreuer Heimatarbeit uns hingeben koennen, um unser festgefuegtes deutsches Haus nach aussen und innen auszubauen.

„Wir hatten den Krieg nicht noetig", sagte Bethmann-Hollweg, „fuer das endlich geeinigte Reich war jedes Friedensjahr ein Gewinn, wir kamen ohne Krieg am gluecklichsten vorwaerts. Deutschland hat nie nach der Vorherrschaft in Europa gestrebt. Sein Ehrgeiz war, in dem friedlichen Wettbewerb der grossen und kleinen Nationen in den Aufgaben der Wohlfahrt und Gesittung voranzustehen.

Aber dieser Krieg hat es an den Tag gebracht, welcher Groesse wir faehig sind. Und nun halten wir den Kampf durch, bis die von ihren Regierungen in den Krieg gehetzten fremden Voelker von den wahren Schuldigen den Frieden fordern, bis die Bahn frei wird fuer ein neues, von franzoesischen Raenken, moskowitischer Eroberungssucht und englischer Vormundschaft befreites Europa."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Glocken laeuten in deutschen Landen und auf dem eroberten, durch deutsches Blut geweihten fremden Boden. Sieg ueber Sieg laeuten sie. Der Welt koennte schon diese toenende Kunde den Frieden bringen, wenn die betoerten Voelker draussen die Wahrheit ueberhaupt erfuehren. Aber sie wollen den mahnenden Ruf noch immer nicht hoeren. Die ungeheure Blutschuld laden unsere Gegner auf sich, indem sie ihre Voelker zu taeuschen suchen. Wir ziehen das Schwert reinen Herzens. Und starke Armeen sind zu neuen Schlaegen bereit.

H.

Aufmunterung

Sei zu schuechtern nicht, mein Knabe,
Glaube mir, es tut nicht gut!
Denn Du bist ein weisser Rabe
Unter dieser schwarzen Brut.

Halte fest Dich in den Buegeln,
Bist Du eins auch gegen zehn,
Tuechtig musst Du sie verpruegeln,
Dass sie ihren Meister seh'n.

Lasse hageln Deine Hiebe,
Das erwirbt Dir schnell Vertraun,
Spaeter kommt die Bruderliebe,
Vorher musst Du sie verhaun!

Max Caro.

Die Knoeppe

„Hast g'sehng'n, wie'r g'schaut hat, der Kronprinz, weil i G'freiter wurn bin?"

Von hier und daheim

Eine Liebesgabe

Was unsern Feldgrauen an Selbstueberwindung alles zugemutet wird, geht aus dem folgenden Brieflein hervor, das ich heute in einem verlassenen Quartier fand:

„Strehlen, 31. 1. 15.

Lieber Paul! Wir schicken Dir eine Kleinigkeit, in einem Packtchen 6 Paar Bratwuerstel und im zweiten Packtchen 1 Flaeschchen mit Rum und 1 Paar Balongwuerfel, 1 Paar wollene Socken und 1 Schachtel Laeusesalbe. Verzehre nur alles mit bester Gesundheit.

Nun leb' wohl auf ein gesundes Wiedersehen!

Sei herzlich gegruesst von Onkel und Tante!"

Hoffentlich sind dem tapferen Paul Socken und Laeusepulver gleich gut bekommen.

Unter Kameraden

„Mir ist heute so dumm im Kopf; ich komme mir vor wie der neue Hindenburg an der Siegessaeule." — „Warum?" — „Na — so vernagelt —"

Erzbereit

„Habt ihr eigentlich Bammel vor einem neuen Ueberwintern im Schuetzengraben?" — „Keene Bohne, wir haben doch E i n h e i z k a e s t e n dort!"

Im Quartier

„Nu sagen Sie mal, Kriegsfreiwilliger, Sie strahlen ja uebers ganze Gesicht? Hat Ihnen Ihre Braut geschrieben? Sie sehen ja so vergnuegt aus wie ein gefangener Russe!"

Liller Kost

„Herr Oberst, der Zahn ist nicht mehr zu retten, der muss 'raus." — „Und das war gerade der, den ich immer fuer die Beefsteaks im Hotel Bellevue verwendet habe!"

Abendunterhaltung

A.: „Prosit, c'est la guerre, n'est ce pas?"
B.: „Najo, prosit!"
A. (auf die Umgebung deutend): „Beaucoup d'enfants."
B.: „Was tut denn des Kruppzeug do? Geht ihr gleich parti?!"
Die Kinder: „Méchant!"
B.: „Was mecha? nix comprah, als fort!"
A.: „Prosit, c'est la guerre!"
B.: „Ich muss jetzt parti."
A.: „Pourquoi?"
B.: „Fuer d' Leitnant 's manger richte."
A.: „Esst der daheim?"
B.: Noi, aber des oeh und due lae muesse parat stehe, do hoscht halt toujour beaucoup travail!"
A.: „Prosit! c'est la guerre."
B.: „Prosit! hasch noch e Zigarett?"
A.: „Noi, die sin na plue. O rewoahr."
B.: „O rewoahr, ich mach' heit auch bald ins Kuschee."

Gefreiter B.

Das Sedan von 1915

Sie haben den deutschen Michel nicht klein gekriegt. Er steht da im klaren Sonnenlicht des feierlichen ersten Septembertages und lacht, und nimmt dann den Helm ab zu einem inbruenstigen Dankgebet und zieht hernach aufs neue das Schwert. Aus dem Schuetzengraben sendet uns ein Kamerad, Georg Blikslager, ein paar Reime, die das zum Sedantage herzhaft aussprechen:

Sie sannen und spannen
Auf Tuecke, Verrat
Und wetzten die Messer
Zur Meuchlertat.
Doch Michael wachte
In schimmernder Wehr,
Sein Auge verlachte
Die Meute umher.

Nun steht er im Toben
Des Voelkergerichts,
Den Balmung erhoben,
Ein Streiter des Lichts,
Ein Tatenvollbringer
In drangvoller Zeit,
Ein Feindebezwinger
Im eisernen Kleid.

Hat es nicht im vorigen Jahr eine gute Handvoll Kleinmuetiger gegeben, die da greinten: ach, es steht ja nicht schlecht, nein, gewiss nicht, aber der grosse Sieg fehlt uns eben noch, die Moeg-

lichkeit einer entscheidenden Schlacht, ach, wenn doch erst dieser verdammte Stellungskrieg hier in Flandern vorbei waere.

Nun ist seit rund vier Monaten diese weltbedeutende, schicksalbestimmende, ungeheuerliche Entscheidungsschlacht im Osten im Gange. Was bedeutet die Vernichtung der Armee Kaiser Napoleons III. gegenueber diesem atemraubenden Erfolge der drei Heeresgruppen da drueben, die nach einem genialen Feldherrnwillen Schritt fuer Schritt den halbasiatischen Riesen mit eisernem Ring umklammert, zum Weichen gebracht und auf die Knie gezwungen haben. Wir alle wissen: das Hauptwerk dieses Jahres ist getan, der Hauptsieg dieses Krieges ist errungen. Umso kampfbegieriger schlagen alle Herzen hier im Westen. Wenn die Lorbeerreiser weltgeschichtlichen Ruhmes vergeben werden, da wollen sich auch die Fahnen der schlagfertigen Bataillone hier auf der Schildwacht in Flandern frei entfalten. Und unsere ganze Armee hier stimmt August Sperl, dem bayrischen Dichter, zu, der zum Sedantage unser heisses Begehren in die Worte fasst:

Prinz Rupprecht sprach ergrimmt:

„Es ist ein Jammer —
Der Ambos bin ich hier,
Derweil der Hammer
Auf Russen und Kosaken faellt."

So sprach der Held.

Ei wie? Der Ambos steht
In Ruhe starr — Du nicht,
Da doch Dein Gegenstoss
Den Stoss des Feindes bricht!

Drum sei es so gekehrt,
Was Du geschaut als Bild:
Im Osten droehnt das Schwert,
Im Westen ragt der Schild. —

Halt aus noch eine Weile,
Bezwing des Herzens Schlag,
Es naht ja doch in Eile
Des Endkampfs grosser Tag.

Lass erst zusammenbrechen
Im Osten eine Welt,
Dann wirst auch Du noch sprechen
Im abendlichen Feld.

Dann wird auch Dein Schwert tragen
Den Tod in welsche Reih'n,
Den Takt zum Liede schlagen
Zu wilden Melodei'n.

Von diesem Kehraus werden
Sie lang noch sprechen auf der Erden!

H.

An Grete schreiben

Der Stabsarzt erhob sich, er quaelte ihn nicht;
Er luepfte den Helm von des Wunden Gesicht,
Der murmelte wirr aus den Aethertraeumen:
An die Front! An die Front! Nicht die Schlacht versaeumen.

Wach auf, mein Jung, wach auf, Kamerad!
Zwei Augen suchten auf irrem Pfad . . .
Dann hatte die gruebelnde Stirn es gefunden:
Im Feldlazarett. Unter lauter Wunden.

Schoen ruhig, mein Junge. Kein blinder Zorn.
Eine Spanne Geduld, und du bist wieder vorn.
Herr Doktor — —! Das sind — bei Gott, keine Luegen?
Bleib liegen, mein Junge, hier gibt's kein Betruegen.

Er strich aus der Stirn ihm das feuchte Haar
Ein Raeuspern kurz, und die Stimme war klar!
Nun? Einen Gruss nach Hause schreiben?
Die fragen sich sonst, wo die Briefe bleiben.

Eine Roete faerbte das blasse Gesicht.
Zwei Augen starrten ins Tageslicht,
Zwei Knabenaugen, verwirrt und verlegen —
Herr Doktor — es waer' nur — der Grete wegen.

Der Stabsarzt bog sich ein Blatt Papier.
Ich schreib's schon der Grete, mein Junge, diktier!
Der lag so still, als ob er bete . . .
Dann sagte er leis: „Meine liebe Grete —
Ich hab's dir versprochen, so wahr ich's gekonnt,
Ich weich keinen Schritt, keinen Schritt aus der Front.
Da haschte ein Schuss mich; mein Maedchen, verzeihe;
Doch morgen schon — steh' ich — in vorderster — Reihe —"

Die Stimme schwieg . . . Noch ein Atemzug tief —.
Der Schreiber sass, als ob er schlief.
Dann hob er die Hand, und sanft strich er nieder
Dem laechelnden Knaben die Augenlider.

Nun bist du im Himmel, mein junger Held.
Wir haben die Wahrheit nicht entstellt.
Nur die Stunde zu nennen das Mitleid sich scheute —
In der vordersten Reihe, da stehst du schon heute.

Rudolf Herzog.

Wie die Liller vor Jahresfrist den Krieg ansahen

Vor mir liegt die Liller Zeitung „La Dépêche" vom 24. August 1914. Sie ist angefuellt mit Berichten ueber die „belgischen Greuel", fliesst ueber von Sympathie und Bewunderung fuer das Heer und Volk von Belgien und spritzt Gift und Galle auf die deutschen Barbaren — den Pariser Boulevard-Blaettern in nichts nachgebend. Man begreift nur schwer, warum diese „zuegellosen Wilden" soviel Erregung verursachen, wenn ihre Erfolge und Aussichten so gering sind, wie es hier dargestellt wird. Kein deutscher Soldat steht darnach auf franzoesischen Boden, der Krieg spielt sich darnach im Elsass und in Belgien ab. Im Elsass ist die deutsche Armee nach ihrer schweren Niederlage bei Altkirch und Muehlhausen in voller Flucht auf den Rhein zu, und was Belgien anlangt, so heisst es recht hoffnungsvoll, wie ich hier buchstaeblich uebersetze:

„In Belgien wird sich wahrscheinlich die erste grosse Schlacht entwickeln, und es scheint nach der Gesamtlage des deutschen Heeres, dass eine Niederlage hier fuer die Armee den Umfang einer wirklichen Katastrophe annehmen koennte, denn es wuerde ihr unmoeglich sein, sich in guter Ordnung auf den Rueckzug zu schlagen. Nach Norden zurueckgedraengt, wuerde sie unter die Forts von Antwerpen geraten und mit der belgischen Armee zusammenstossen, deren hohen Wert sie waehrend der letzten vierzehn Tage kennen gelernt hat; im Sueden wuerde sie unter das Feuer der Forts von Namur fallen, deren Einschliessung schon jetzt einen Teil ihrer Streitkraefte festhaelt, und sie wuerde Gefahr laufen, in die Maas geworfen zu werden; im Osten schliesslich muesste sie unter die noch immer unversehrten (am 24. August!) Forts von Luettich zurueckfallen, oder aber die hollaendische Grenze ueberschreiten, wo sie dann entwaffnet werden wuerde, oder Gefahr liefe, sich einen Feind mehr zu verschaffen."

Es ist schliesslich doch etwas anders gekommen! E. S.

Flanderns Nachtgesicht

Am Himmel, wolkenschwanger, wolkenschwer,
Irrt matt und fahl des Mondes volle Scheibe.
Und Nebelschwaden schweben drueber her,
Entsteigend Flanderns sattem Erdenleibe.

Und Baeume, hoch und kahl, Gespenstern gleich,
Ragen zum Himmel auf wie zum Gebete.
Und traege fliesst die Lys, an Wassern reich,
Durch fettes Ackerland, das kampfdurchwehte.

Leuchtkugeln steigen — eine Salve kracht —
Von Ypern toent's und droehnt's in dumpfen Schlaegen.
Des Mondes Licht huellt sich in dunkle Nacht.
Und leise tropft und rieselt Flanderns Regen.

Kriegsfreiw. Hans Krause.

Kalmus

Woher er den Namen hat, wer weiss es? Jedenfalls liebt er ihn oder trug ihn schon im Zivil; denn er war Fussballer in einem ,,Erstklassigen" und stuermt noch heute mit Wollust hinter den weidenden Pferden der Bagage her. Der Kompagniekasper wird er von Missguenstigen genannt. Lang und rank ist er, biegsam wie 'ne Gerte, aber ein Typ durch und durch. Schon die Nase spricht dafuer. Ein Zeichen von Klugheit bleibt immer die grosse Nase; aber im Sarge muesste der Kopf seitlich gewendet werden, behaupten die Kameraden. Etwas Fussballerhaltung bleibt ihm: Kopf und Oberkoerper vorgebeugt; aber elegant, ,,schick", wie er sagt; namentlich wenn er die Mundharmonika ansetzt. Er ist ein flotter Taenzer mit ,,Puppchen" gewesen und immer erster Liebhaber. Ueberall und immer war Kalmus nach eigener Darstellung ,,Loewe des Salons". Seine Montur erzaehlt von Erlebnissen, schildert in allen Farben das Grabenleben, wiewohl er erst seit April im Felde ist. Die Muetze zeigt seitlich ein Brandloch, ,,taeuschend" Schrapnellkugeldurchschlag. Natuerlich ist er Bursche. Wenn er die Hacken zusammenreisst, so schnorpst es; dann steht die Nase mitten im Gesicht. Beim Ausmarsch nach dem Graben wirft er den eigenen schweren Affen auf den Bagagewagen und sattelt den leichten seines Herrn. ,,O meine Fresse — bartlose!" Frueher durften die Herren Burschen mitfahren. ,,Onkel Tomy" wird sich freuen, wenn er den Kalmus wiedersieht; ich werde ihn sofort begruessen: (schrill; im hoechsten Fistelton; durch die hohle Hand) ,,Meine gute Berta!" Den nicht immer regen Trieb nach Taetigkeit besitzt Kalmus. Viel lieber holt er die Kartoffeln fuer seinen Herrn bei der Feldkueche als vom Felde (was ja verboten ist); noch viel lieber aber laesst er seinen Freund ,,Hannes" beides besorgen. Jedem, namentlich wem er wohl will, naht er sich mit Nackengriff und zieht ihn liebkosend an sich. Er vermag's bei seinen 1,75 m: ,,Mein lieber Hannes!" Schlechte Laune ist ihm fremd. Und will mal die ganze Bande verzweifeln vor Arbeitsueberlastung, bringt er's wieder ins Gleiche. ,,Na, soviel sag ich, solange wir leben, reichen die Tage zu — und ooch die Arbeit." Neulich hat er dem kleinen Bruder nach Hause versprochen, wenn die Englaender schlafen, eine Kanone zu mausen und heim zu schicken. Nun quaelt der Kleine die Mutter ,die ihrem Kalmus es meldet. Der lacht und spricht: ,,Der Kleene knallt ja eine Wolke." — Kalmus ist in seiner Unterhaltung Vertreter des besseren, gewitzigten Soldatenausdrucks. Die ueblichen Wendungen flicht er selbstverstaendlich mit ein: ,,Du haengst ja schwer bei mir. Du haengst lausig bei der Brigade." Und ,,'s haengt lausig draussen"; denn Hunger und Liebe sind seine beiden Welttraeger. Eigene Schwaechen kennt er nicht, er hat keine: ,,Aus! — alle Fehler fort!" Drohung schlechthin: ,,Pass auf, dass du keene Achte baust — eine mit Doppelverzierung!" Eindringlicher: ,,Lass dich ja nicht vom lieben Gott erwischen!" Immer ist ,,alles in Butter" bei ihm und seinem Herrn. Wer ihm Schandtaten oder Untugenden vorhaelt, wird ermahnt: ,,Mach keen Laden uff! — Halt, mach mal en Punkt! — Quiek mich nicht so von der Flanke an!"

Aber wenn Kalmus erzaehlt: „Da bist du breet; da kannst du nicht landen; da bleibt dir die Spucke weg!" Wenn aber einer ihn uebertrumpfen will im Aufschneiden, trifft den Verwegenen alle Verachtung: „Das kannst du m i r wohl erzaehlen, der die Hosen mit der Beisszange anzieht." Franzoesisch perlt nur so; aber es waer ja nicht witzig, wenn ohne Lautverschiebung; darum der uebliche Gruss: „Pont Rouge" (fuer Bonjour) und „Sauf wieder een" (fuer „Auf Wiedersehn") und „Comme ci, comme ça" = „Selleriesalat" So bleibt Kalmus der Kompagniekasper, aber Original in Wesen und Rede. Was uns bei anderen abgedroschen erscheint, wirkt und klingt bei ihm. Alle Beweisschlagkraft gipfelt in der Drohung: „Dem werd ich eins vor den Hals schmieden — bissel Moos dazwischen, dass es nicht so klappert."

Lichtspiele

Vom englischen Graben flogen zur Nacht,
Raketen empor in bunter Pracht,
Und hell wie im Tage, sekundenlang nur,
In blendendem Licht lag Wald, Feld und Flur,
Die Funken am Himmel spielten.

Ich pruefte die Posten zur selben Stund'
Und machte von Graben zu Graben die Rund'.
Da hoere ich hinter 'ner Schulterwehr
Zwei gute Leipz'ger, die ungefaehr
Wie folgt sich unterhielten:

„Nu guck nur, Baul, das Feierwerk,
Was die heit' wieder machen,
Das kost' uns nischt und tut nicht weh,
M'r gennt fast drieber lachen."

„Na weesste, Garl," sagt Baul darauf,
„'s is doch 'ne Affenschande,
Dass die uns so beleuchten tun,
Die miserable Bande!
Wir leuchten doch von selber schon,
Ooch hier an dieser Stelle —
Das weess doch jedes gleene Gind:
Wir Sachsen sein doch helle!"

„Herjeeses, Baul, na aergerd 'ch nich,
Gomm, woll'n se mal befunkeln,
Wenn d i e uns nich bei Lichte seh'n —
W i r seh'n se ooch im Dunkeln!"

Da haben sie beide vergnuegt gelacht
Und legten an die Gewehre.
Zwei Schuesse krachten ins Dunkel der Nacht
— Gerettet war Sachsens Ehre! —

Oblt. Merkel.

„Auf, auf zum Kampf!"

Das Lieblingslied der Bayern

Auf, auf zum Kampf, zum Kampf sind wir erkoren
Auf, auf zum Kampf, fuers Vaterland ins Feld,
Fuer Gott und Vaterland sein wirs geboren,
Fuer Deutschlands Ruhm und Ehr' auf dieser Welt.

Was macht der Sohn der Mutter soviel Schmerzen,
Bis dass sie ihn zum Kampfe auferzog?
Die Liebe traegt sie stets in ihrem Herzen,
Drum Sohn vergiss es Deiner Mutter nicht!

Der Vater weint um seines Sohnes Leben,
Weil er ihn heut zum letztenmal gesehn,
Reicht ihm die Hand, gibt ihm den Trost und Segen,
Wer weiss, mein Sohn, ob wir uns wiedersehn!

Gar manches Maedchen weint schon viele Jahre,
Um ihren heissgeliebten Braeutigam,
Sie glaubt, er schlummert schon im kuehlen Grabe
Dieweil ist er vom Feinde schwer verwundt.

Dort steht ein Mann so fest wie eine Eiche,
Der hat gewiss schon manchen Sturm erlebt,
Vielleicht ist er schon morgen eine Leiche,
Wie es schon vielen seiner Brueder ging.

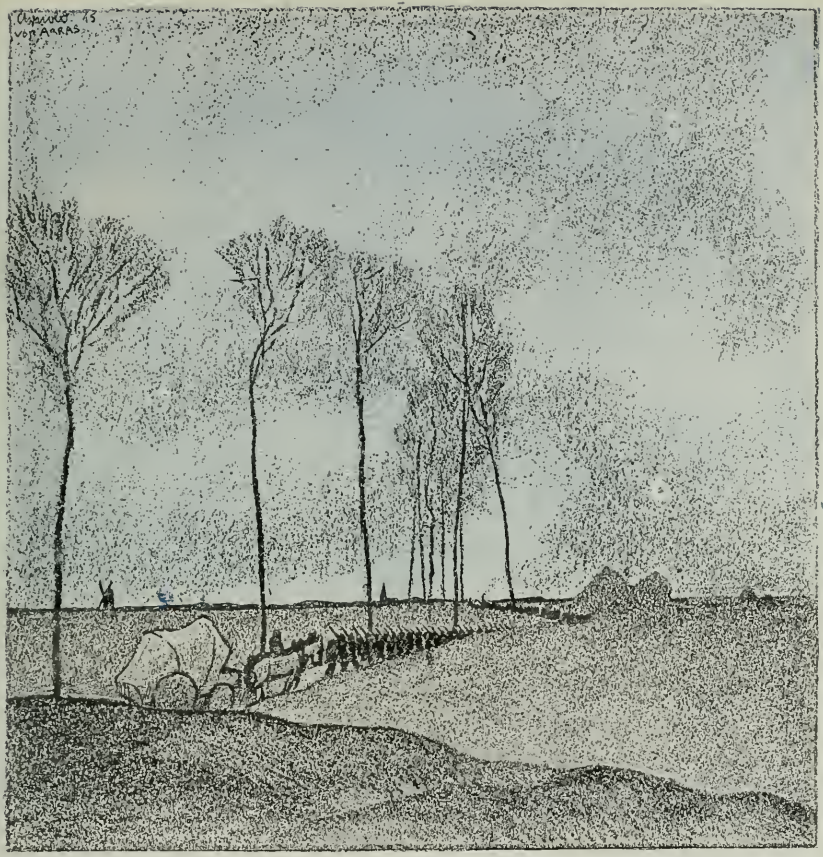
Wir fuerchten nicht das Donnern der Kanonen,
Wenngleich sie uns zum Untergange drohn,
Drum wollen wir es nochmals wiederholen,
Der Tod im Feld ist doch der schoenste Tod!

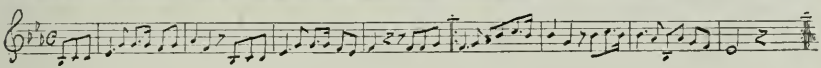
Wie's daheim aussieht

„Abfahren!" Der Wagen der elektrischen Bahn, die mich von Feilnbach nach Aibling bringen sollte, setzte sich in Bewegung. Solange ich Frau und Kinder sehen konnte, winkte ich ihnen zu; und als sie verschwunden waren, blickte ich noch eine Zeit lang hinueber nach dem Waldeck, hinter dem das Jagdhaeusl liegt, nach den Wiesen, ueber die ich gestern mit den Kindern herumgetollt war, und darueber hinauf, nach den Berghoehen, ueber die sich die breite Kuppel des Wendelstein lagert. Wann werde ich das wiedersehen? Vielleicht im Schnee? Vielleicht im Fruehlingsgruen? Vielleicht . . . Ach was, nicht nachdenken — und ich ging in den Wagen hinein.

Da sassen in ihrem bescheidenen Sonntagsstaat die Bauern, die zur Stadt fuhren, und die Baeuerinnen, die runden Huete mit den flachen Krempen und dem flaschenfoermigen Kopfteil auf dem Kopf, Kinder und Alte, alles durcheinander. Alle guckten nach der feldgrauen Ausruestung.

Der Schaffner kam, in seiner schoenen blauen Uniform; einen dicken Bauch und ein wenig einen Kropf hatte er.





Das Lied der Bayern

Auf, auf zum Kampf. zum Kampf sind wir erkoren,
Auf, auf zum Kampf, fuers Vaterland ins Feld,
Fuer Gott und Vaterland sein wirs geboren,
Fuer Deutschlands Ruhm und Ehr' auf dieser Welt.

„Herr Hauptmann, die Fahrkarten, wenn i bitten darf!" — „Hier; aber wissen S', ich bin kein Hauptmann, ich bin ein Doktor!"

„Ja, da muessen S' scho entschuldign, bitte sehr, i kenn does net a so g'nau, weil i bloss ungedienter Landsturm bin, vastehn S', weg'n mein Wasserbauch, vastehn S'!"

„Wasserbauch?" — rief eine Stimme von nebenan, „werd scho a Bierbauch sei!"

„Jawohl a Wasserbauch, jawohl, net wahr, so heisst ma does, Herr Dokta! Und ausserdem bin i als unabkoemmlich z'ruckb'halten. Wegen dem Dienst auf der Bahn, jawoll vastehn S'! Also wenn Sie erlaub'n, Herr Dokta, also wo san Sie nacha, i moan drauss'n im Feld?"

„In Roulers, nahe bei Ypern."

„Bei Ypern! Pfui Teufi, does os a windinga Platz, a windiga!"

Ich erzaehlte ein weniges von den Angriffen Ende April. Alle hoerten gespannt zu. Die Baeuerin mir gegenueber sagte immerfort: „Oh mei', oh mei!"

„Mein Bruder sein Sohn ,der steht bei Lille, bei Armentieres." (Er sprach's, wie man's liest.)

„Wia hoasst does?" — „Armentieres." Alle wiederholten fuer sich das fremde Wort. „Aber die arma Tierl'n, does san fei die Franzos'n" — kam's vom naechsten Abteil.

„Jetza, mit Valaub. ham's da aa Wilde, die wo die Englaender dahera bringa?"

Ich erzaehlte ihnen von den Gefangenen, und von dem schwarzen Ibrahim, der im Lazarett den ganzen Saal erheitert hatte. „San's do net so schlimm, die Wild'n," meinte der eine.

„Oh mei, oh mei, a so a schwarza Teifi neben oan im Bett! I tat mi schoe' fuercht'n!" meinte die Baeuerin.

„I glaub', es tat sich der andere scho' mehra fuercht'n," rief der Witzbold aus dem Nebenabteil. Alle lachten. Die Baeuerin meinte, da saesse „a Pazi, an ausg'schamta" nebenan.

Wie es mit der Ernte stuende? „Net schlecht," meinten die Leute, „net schlecht; bloss regna derfats jetza a wengl, regna derfats. Aber mit'n Torf is wenig, koane Arbeiter gibts halt net, und die Weiber koenna die schware Arbat net damach'n. Das Krummet werd guat does Jahr, und wir zwingen's scho', wir dahoam. Bal's nur insane Buam zwinga, mit die Russen in Kalizien und bei Arras."

Ich erzaehlte den Leuten von dem reichen Flandern, und dann wieder von den zerstoerten Haeusern und Doerfern, und dass sie es wohl nicht ahnen konnten, was es bedeute, dass wir den Krieg in Feindesland fuehren, waehrend unsere eigenen Doerfer und Staedte fast ganz verschont geblieben seien. Da werden die Alten noch stiller, und der alte Bauer mir gegenueber sagte: „Wahr is, wahr is, i hab does anno siebz'ge aa g'sehgn, was does fuer a furchtbare Sach' is mit an so an Kriag."

„Oh mei, oh mei, Jessasmarianjosef!" stoente die Baeuerin.

Und sie erzaehlte mir, mit den Brotkarten das sei gar nicht so schlimm, jetzt wo man dran gewohnt sei. Auch Arbeit gebe es genug, und gut bezahlt.

„Mia damacha's scho', mia!"

Die Fahrt ging zu Ende. „Pfueat Eahna Gott, Herr Dokta!" und „Guate Reis'!" Alle drueckten mir die Hand, auch der „Pazi" aus dem Nebenabteil, ein krummer Kerl mit einem pfiffigen Gesicht, kam und meinte: „I bal kinnt, i ging glei mit auf die Franzosen, die Hallodri, die sack'rischen!"

In der Hast des Aufbruchs achtete niemand auf ein junges Frauenzimmer, das in einer Ecke sitzen blieb, als alles vorwaerts draengte, und still zum Fenster hinausblickte. Aber ich hatte es doch gesehen, dass ihr die hellen Traenen herunterliefen.

„Also pfueat Gott, Herr Dokta! Und wann kemma Sie nacha wieder auf Feilnbach?"

„Wenn Frieden is — aber z'erscht derhau'n ma's no a wengl."

Die Arten der Neutralitaet

Da san amal a paar Bauern im Wirtshaus g'sessen und ham g'redt — na, mein Gott, von was red'n denn jetzt die Leut im Wirtshaus — vom Krieg ham's natuerli g'redt.

Da hat der Huababauer g'sagt, doe G'schicht mit dera Neitralided, die tut er halt gar no net vastehn. Un was der Bada is, der vasteht sich grad sakrisch auf solchene Sachen, der hat does dene Bauern nacha a so erklaert:

„Also passt's auf, Manna," hat er g'sagt. „Du, der Huababaua, und du, der Schmied Wastl, ihr fangt's jatzt da im Wirtshaus z'raff'n an. Dann seid's oes die kriegfuehrenden Maechte. Und wenn jatzt die andan dasitz'n und euch zuaschaug'n — does san die Neutralen.

Jatzt holt sich der oa oder ander an Steck'n her oder sunst wos, damit er glei was hat zum Zuahau'n, wenn's pressiert, does hoasst ma die b e w a f f n e t e Neutralitaet.

Wenn jatzt der Seppl sein'm Spezi, dem Huababauan, an Steck'n umilangt, damit er den Schmied Wastl besser derdreschen kann, woasst, weil der Seppl selber koa Schneid hat zum Mitraff'n, dann is does die w o h l w o l l e n d e Neutralitaet.

Jatzt hat aba der Seppl a Wuat kriegt auf den Malefizbada und hat eam a paar richtige „g'langt". Na, kurz und guat, es is a grosse Rauferei word'n und der Hausknecht hat's alle mitanand aussi g'schmissen. Da Hausknecht is die s t r i k t e Neutralitaet."

Mahnung

Sprich mir in dieser eisenharten Zeit
Nicht von dem eig'nen, ach so kleinen Leid.
Was gilt dein Kummer, deine Herzensnot,
Dieweil hier draussen maeht der Schnitter Tod.
Tief in der Brust begrabe deinen Schmerz
Und sei gewappnet wie ein leuchtend Erz.
Ein Schwaechling, der in eignen Leiden wuehlt
Und nicht die Groesse dieser Tage fuehlt.
In dieser heil'gen, eisenharten Zeit
Sprich nicht von deinem kleinen eignen Leid.

Erich Ebert.

Oesterreichs Orchester

Ein Orchester, bunt und unvergleichlich!
Deutsche Floeten, helle deutsche Geigen
Spielen suess und weich, doch niemals weichlich,
Schwermutsvolle Weisen, heitre Reigen.
Pfeift sein w'ndisch Lied der Carniole;
Klavizimbalt die Mazurk' der Pole;
Bittren Brummbass, schmetternde Trompete
Streicht und blaesst der tschech'sche Musagete;
Tschardasch! Tschardasch!
Wirbeln Roecke! Schlag auf pralle Schenkel!
O Madonna! Palaestrina santo!
Schmelzender italischer bel canto! —
Wilde Lust braust im Rakoczy-Enkel.
Viele Voelker! Ob sie sich vergleichen
Unter eines Dirigenten Zeichen?
Spielt nicht mancher kleine Musikante
Unbefugt die grosse Dominante?
Waehrend wir den deutschen Walzer tanzen,
Macht die slavsche Polka Dissonanzen.
Ja, die Sinfonie ging oft in Brueche,
Und der Liedermund schrie herbe Flueche.
Fremde Impresarios hofften fueglich,
Von den Instrumenten, so vorzueglich,
Sich zu gattern diese oder jene;
Sie verkannten Oestreichs Kantilene,
Die die Herzen, wenn die Not sie reinigt,
Aller Fiedler, aller Blaeser einigt.
An dem Dirigentenpulte — seht!
Jetzt der knochenharte Meister steht.
Haelt den Stab — es herrschet Schweigen;
Hebt und senkt ihn — viele tausend Geigen,
Viele tausend Stimmen aller Staemme
Fallen ein; und ueber Deich und Daemme,
Die gestaut des Vaterlandes Fluten,
Bricht der Strom: „Wir alle wollen bluten,
Bluten fuer die heimatliche Erde!"
Bruederlich ward feindliche Gebaerde,
Und der Chorus, rein wie Engelslieder.
Rauscht empor mit toenendem Gefieder.

Hermann Kienzl.

Der vorteilhafte Kuhhandel

An einem vorgeschobenen Punkte unmittelbar hinter der Front lag eine Landsturmkompagnie eintraechtig mit einer saechsischen Batterie zusammen. Als letztere ploetzlich weggezogen wurde, hinterliess ihr Hauptmann, nennen wir ihn Mueller, den Landstuermern eine Kuh zum Niesbrauch mit den Worten: „Kehren wir nicht wieder, so sei sie Euer."

Bald schlug nun auch der braven Landsturmkompagnie die Abschiedsstunde. Da aber die Kameraden von der Artillerie nur eine gute Wegstunde entfernt standen, auch ein Geschuetz noch ganz in der Naehe hatten, glaubte die Kompagnie, deren ausserordentliche Bescheidenheit und Rechtlichkeit im ganzen Bataillon beruehmt ist, die Bedingungen der Erbschaft noch nicht vollstaendig erfuellt zu sehen, und liess nassen Auges die Kuh zurueck, einem armen Menschen das Tier uebergebend mit den Worten: Pflege sein!

Aber sie konnte der Kuh nicht vergessen. Eines Tages kaufte der Landsturmhaeuptling einen schoenen Bogen Papier und schrieb dem Hauptmann Mueller: „Lieber Bruder, mich drueckt die Sorge, wie es unserer lieben Kuh ergehe, die jetzt wieder bei Dir sein soll. Siehe, Du hast so viele Beutekuehe, wir haben nicht eine. Und es ist eine grosse Teuerung in der Stadt, wo wir alles kaufen muessen, Du aber wirst aus den Korn- und Fleischkammern des Koenigs gespeist. Schenke uns die Kuh, die doch keine Milch mehr gibt, damit meine Leute sie schlachten."

Der kluge Hauptmann aber ging in Urlaub und liess sagen, er wolle darueber nachdenken. Und er antwortete nicht.

Da betruebte sich der Landstuermer und nach vielen Wochen schrieb er ihm abermals einen Brief. „Lieber! Wie geht es unserer Kuh? Siehe, ich bin besorgt, dass, wenn Joffre ein grosses Kriegsgeschrei anhebt und Deine Kanonen im Galopp vorfahren muessen, die Kuh zurueckbleibt und Schaden nehme. Und eigentlich ist sie doch uns're Kuh, da Du gewiss nicht mehr an den Ort uns'rer gemeinsamen Zeit zurueckkehrst. Da Du sie aber so zaertlich liebst, will ich Dir einen vorteilhaften Tausch vorschlagen. Denkst Du der Entlein, wie sie nur auf dem Teiche in P. schwammen? Siehe, wenn Du uns die Kuh gibst, sende ich Dir fuer jedes Kuhbein eine bunte Ente. Lacht Dir das Herz nicht im Leibe? Wenn Du d e n Handel machst, werden die Leute nicht mehr vom Hans im Gluecke sagen, sondern vom Mueller im Gluecke. Schlag ein."

Und nach dreien Tagen hielt vor der Landstuermer Haus ein Wagen:

Einen Gruss vom Hauptmann Mueller zuvor, ich soll ein halbes Rind bringen. Da erhub sich grosses Frohlocken. So sollst Du auch ein Fruehstueck und zwei Enten haben. Da aber grinste das Scheusal, zog vier Kuhfuesse aus seinem Wagen und rief laut: „Ich soll aber vier Entlein mitbringen!" Da sagten die Niedersachsen: „Ihr Sachsen seid helle" und gaben ihm, was er begehrte.

Der Landsturmhaeuptling aber dachte zufrieden: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozess.

Hauptmann R.

Aufgefangene Gespraeche

Der Jup ist immer guter Laune und wenn er nicht singt, dann pfeift er. Eben ist er gerade an dem schoenen Lied: „Koellsche Maedche han Boxe an." Er verziert die musikalische Leistung mit virtuosen Trillern. Piter, der ihm vergnuegt zugehoert hat, sagt endlich: „Jup, wenn dien Flaeut Junge krigt, lat mi ein af!" — „Geit nich," sagt Jup trocken, „is 'n Bock!"

„Ich lasse mir jetzt 'nen Bart stehen, — und du, Piefke? Du hast doch auch gesagt, du wolltest dir waehrend des Krieges den Bart stehen lassen?" — „Ja, i c h wollte schon — aber e r will nicht."

Vom Urlaub zurueck

„Ja, Seppl, und hast denn auch der Frau G'meindvorsteher Guten Tag g'sagt? Hast ihr ordentlich erzaehlen muessen?" — „Guten Morgen und b'huet' Gott hab' ich g'sagt — zu m e h r bin ich net g'kommen!"

Unter Kameraden

„Was, du kennst unsern Wachtmeister nicht?" — „Nee." — „Und da sagt man: kein Mensch ist glicklich!"

Schuetzengrabenkueche

„Du, Ede, hol mir mal aus'm Speisespinde die Petroljumflasche mit der Aufschrift „Essig". Es muss Himbeersaft drin sein . . . Aber riech' erst dran!"

„Deine Kochkuenste sind auch nicht weit her, Schulze. — Auf der einen Seite ist das Huhn nur halb gar, auf der anderen hingegen total verbrannt." — Einjaehriger (kleinlaut): „Und in der Mitte?"

Uns liegen in unserem Quartier Bayern gegenueber. Ich beobachte stets mit Interesse die Zufuhr maechtiger Biertonnen ins Stabsquartier. Neulich sitze ich, zeitungslesend, am Fenster. Klopft ein bayerischer Landsturmmann ans Fenster: „Herr Hauptmann, der Oberschtleitnant laesst soge, Kowno is g'fallen! Mer ham frisch ang'stoche!"

„Mensch, wat machste denn mit dem Huhn?" — „Ick fuettre ihm mit Bouillonwuerfel — sollst mal sehen, wat dat en kraeftiges Suppenhuhn wird."

Im Unterstand

F e l d w e b e l (nachdem er aus der ihm angebotenen Feldflasche des Vize getrunken): „Pfui Deixel!" — D e r V i z e: „Es ist echter Kirsch, Herr Feldwebel!" — F e l d w e b e l (leise): „Hab's schon gemerkt — aber der dicke Stabshornist da nebenan braucht's doch nicht zu wissen!"

Die verfluchten Druckfehler

In dem Gefangenenlager werden jetzt haeufig sportliche Uebungen angestellt. So veranstalteten die russischen Gefangenen neulich ein allgemeines Wettlausen!

Hygiene

„Nee, Fritze, dat is nischt, wenn du hier auskehrst, dann musst du das aber auch gruendlich machen, sieh mal so . . ." — „Ja, det kann ich ooch, aber det stoobt so sehr."

Der Kubist

„Ist der dicke Nitschke varrickt jeworden? Der macht ja die Knoedel viereckig?" — „Weeste denn nich, der is doch Maler — und vor Kriegsausbruch hat er bei die Kubisten ausgestellt."

Aus der butterlosen Zeit

Wir hatten unser mit wenig Butter aber viel Marmelade versehenes Abendbrot verzehrt. Da steht der dicke S. auf, streicht sich den Bart und sagt zu seinem Freunde Heinrich L., einem Hamburger: „Du, Hein, wenn man Marmelod' eten haett, kann man sick famos den Snurrbort upsetten."

Wachtmeister L.

Was ist dieser Krieg?

Ein englisches Unternehmen mit dem Sitz in London und mit Niederlagen in Frankreich, Russland, an den Dardanellen, in Serbien und Belgien.

Der philosophische Armierungsarbeiter

im August:

„Donnerwetter, ist das aber heute 'ne Hitze! Aber immerhin, wenn man sich vorsteilt, dieselbe Arbeit in Eis und Kaelte zu verrichten, dann ist die Waerme doch entschieden vorzuziehen!"

Derselbe im Januar:

„Diese Kaelte ist aber entsetzlich. Doch man kann nur zufrieden sein. Ist doch bedeutend angenehmer als so ein trockener, schwueler Sommertag — wo man vor Durst vergeht."

Unser Wachtmeister behaelt immer das letzte Wort

Die Einjaehrigen waren ihm stets ein Greuel. Wenn er schon immer beim Abfragen der Personalien hoerte: „Student — Student — Student" . . Den kleinen Meyer, der sich selbstbewusst als Kaufmann bezeichnet, laesst er an: „A so, also a Kaufmann; sag's halt glei', a Schubladenzieher bist!"

Bei der naechsten Personalaufnahme denkt sich der kleine Meyer: „Wie imponiere ich ihm nun, dem alten Schnauzbart?" Und sagt schneidig beim Aufruf seines Namens: „Zweiter Direktor!"

Der Herr Wachtmeister macht Augen. Dann ein ueberlegenes Achselzucken. Und gelassen sagt er: „Ja, Meyer, da hast's aber noch net weit 'bracht, wann's d' no net amal erster bist!"

Die Offiziere der M. G. K.

Das war doch ein blutiges Ringen und Schlagen,
Aus ehernen Schluenden spie feuriger Tod.
Nur kuehnes Erkaempfen — nur mannhaftes Wagen,
Nicht Zeit nach Befehl, nach Gruenden zu fragen,
Nach Menschenrechten und Friedensgebot.

Die Hoehe erklimmen — die Waelder durchspueren,
Ein droehnendes, siegreiches, deutsches Hurrah.
Und allen voran, den Degen zu fuehren,
Das gierige Feuer des Kampfes zu schueren,
Die Offiziere der M. G. K.

Und wo man den Feind in strotzenden Scharen
Zum Angriff — zum Rueckzug erkannte und sah:
Da kamen die rasselnden Vierer gefahren
Im prasselndem Feuer — ein Pfiff — und da waren
Die Offiziere der M. G. K.

Doch mitten im Sturm der siegenden Maechte,
Noch eh' man des Gegners sich richtig versah,
Da fielen aus altem, stolzem Geschlechte,
Die Hand an der Waffe, in heissem Gefechte,
Zwei Offiziere der M. G. K.

Das war doch ein blutiges Ringen und Schlagen;
Nur einer stand ehern und aufrecht noch da;
„Gewehre frei und zum Angriff getragen,
Und fragt euch der Feind, so sollt ihr ihm sagen:
Ich bin es, der Fuehrer der M. G. K.!"

Alex v. Frankenberg und Ludwigsdorff.

Tierbeobachtungen aus vorderster Linie

Noch mehr als in der Heimat, wo ja mancher Rehbock es jetzt auch nur dem Krieg zu danken hat, dass er ein Jahr laenger lebt, haben im Okkupationsgebiet Tiere, vor allem jagdbare Tiere, Vorteil vom Weltkriege.

So z. B. die Rebhuehner. Abgesehen von kleineren Jagden einzelner sind sie infolge des Krieges unversehrt geblieben. Sie sind daher sehr zutraulich und manchmal fast frech. Auch haben sie einen grossen Landbezirk gehabt, wo sie in den letzten Monaten fast vollkommen ungestoert waren, naemlich den Streifen, der im Bereich des Geschuetzfeuers beider Artillerien liegt. Es klingt unwahrscheinlich, ist aber wahr, dass sich dort auffallend viel Huehner aufhielten. Oft hoerte man, wenn man aus dem Unterstand der Batterie leise herauskam, dicht vor sich mehrere Paerchen, und viele stoerte man in ihrem Liebesspiel, wenn man aus dem vorderen Beobachtungsstand in der Daemmerung zur Batterie zurueckkehrte. Bei naeherer Beobachtung ist es aber nicht zu sehr verwunderlich, dass sich die

Huehner dorthin gezogen haben. Es sind dort viele Quadratkilometer Land, wo seit Monaten kein Mensch gegangen ist, weil es am Tage fast sicheren Tod bedeutet und man Nachts lieber auf Strassen geht.

Man sollte vielleicht denken, dass das fortwaehrende Schiessen die Tiere vertriebe. Das ist aber ein Irrtum. Die meisten Voegel haben sich sehr schnell an dies Geraeusch gewoehnt. Das kann jeder taeglich beobachten, der sich in einem oefter beschossenen Dorfe aufhaelt. Die Sperlinge, die Tauben, Singvoegel aller Art, haben sich durch das monatelange Schiessen von Artillerie und Infanterie absolut nicht aus den zerschossenen Doerfern vertreiben lassen. Wenn Artillerie in ihrer Naehe schiesst, zucken sie mit ihrem Koepfchen nach links oben und rechts oben, und dann fressen sie weiter. Sie haben offenbar noch keine grossen Verluste durch Artilleriefeuer gehabt. Wenn ein Geschoss ganz in ihrer Naehe krepiert, dann gehen sie, meist schimpfend, in irgend einem Gebuesch in Deckung. Sie fuehlen sich in stark beschossenen Dorfraendern usw. sogar sehr wohl. Denn tagsueber werden sie von Menschen begreiflicherweise wenig gestoert und Nachts gehen sie in tadellosen Schlupfwinkeln zu Bett. In dem wildherumliegenden Gestruepp umgebrochener Baeume, in zerschossenen Schuppen und Haeusern gibt es ja prachtvollen Unterschlupf. Besonders die Spatzen mit ihrer ungeheuren Frechheit richten sich in den zerschossenen Haeuserdaechern geradezu ueppig ein. Aber obwohl jeder von ihnen ein gutes Quartier erwischt hat, sind sie doch neidisch aufeinander und zanken sich, wenn ein anderes noch besser ist — wie die Menschen.

Von den natuerlichen Feinden der Voegel sind in den Doerfern nur noch Katzen vorhanden. Diese kleben bekanntlich am Hause, und wenn die Bewohner laengst geflohen sind, sind die Katzen doch in der Wohnung zurueckgeblieben. So beobachtete ich zwei Katzen, die etwa zwei Monate lang in einem abgelegenen zerschossenen Hause blieben, obwohl sich kein Mensch um sie kuemmerte. Artillerieschiessen koennen sie aber nicht gut vertragen. Wenn in der Naehe des Hauses geschossen wurde, rasten sie wie besessen hinauf auf den Boden. Ob sie mal was davon gehoert haben, dass die franzoesischen schweren Geschosse erst im Keller krepieren, sodass man auf dem Boden am sichersten ist? Die Zahl der Katzen wird aber immer kleiner im Dorfe, weil sie zu unruhige Mitbewohner sind. Bei jedem nahen Artillerieschuss werden sie nervoes. Auch nachts koennen sie keine Ruhe halten, streichen dauernd umher, naschen natuerlich, und da sie auch sonst starrkoepfig jeden Verkehr mit den „Prussiens" ablehnen, enden sie meist durch eine deutsche Flintenkugel.

Auf Hunde macht das Schiessen offenbar den groessten Eindruck. Ich ritt durch ein fast menschenleeres Dorf, jenseits dessen sich ein schweres Gefecht entwickelt hatte. Verschiedene Hunde liefen in den Strassen herum. Alle waren sehr scheu und aengstlich und drueckten sich an den Waenden entlang, waehrend ueber die Haeuser Infanteriegeschosse surrten. Sie

schlossen sich, ohne das ich etwas dazu tat, an mich an, offenbar froh, einen Menschen zu treffen. Auch nicht die Naehe ihrer Kameraden hatte irgend welchen Einfluss auf ihr Gemuet. Sie beachteten sich gegenseitig gar nicht. Sie suchten den Menschen, vielleicht weil sie instinktiv dessen ueberlegener Intelligenz vertrauten.

Von einer anderen Beobachtung eines Hundes ist mir nicht klar, welche Folgerungen man daraus ziehen kann: Wir lagen eines Sommertags auf freiem Felde und wurden dann und wann mit Schrapnells beschossen. Da kam ein grosser Koeter in unsere Deckung, die nur aus einem flachen Erdloch hinter dem Beobachtungswagen bestand. Die wirklich geschuetzten Plaetze waren daher knapp. Nun draengte sich der Hund immer an die Stelle, die am geschuetztesten war, obwohl wir ihn dort immer wieder vertrieben. Wir versuchten, ihn an einer weniger sicheren Stelle des Loches zum Niederlegen zu veranlassen, aber obwohl das Loch gleichmaessig mit Stroh ausgelegt war und er auch dort sich neben Menschen niederlegen konnte, draengte er sich immer wieder an den sichersten Platz, sodass dies allen Kameraden auffiel. Aus der Deckung selbst ihn auf das freie Feld hinauszutreiben, war uns nicht gelungen, trotzdem wir, da der Hund uns laestig wurde, ihn ganz erheblich schlugen. Schliesslich duldeten wir tatsaechlich, dass der Hund an der geschuetzten Stelle sich zwischen uns draengte; und nun wollte es der Zufall, dass von einem Schrapnell mit zu hohem Schwerpunkt eine einzelne matte Kugel zwischen uns flog und den Hund traf, ohne ihn zu verwunden. Da erst verliess er unter Protest die unzureichende Deckung. Was kann man daraus folgern? Wenn man den fast stoerrischen Eigensinn des Hundes nicht mit Zufall erklaeren will, muss man annehmen, dass der Hund diese Plaetze fuer sicherer hielt. Wie kam er zu dieser Annahme?

Li. Lo. Lu.

Drei Maedelchen hab' ich vom lieben Gott,
Drei liebe herzige Kerle:
Leonore, Luise und Liselott.
Und jede ist eine Perle.

Meine Maedelchen stricken und beten zu Haus
Und schicken mir Karten und Gruesse
In das Feld nach dem Schuetzengraben heraus:
Liselott, Leonore, Luise.

Und denk' ich im Schlachtengetuemmel der drei,
Liselott, Luise und Lore,
So klingt mir trotz Donner und Schlachtgeschrei
Ihr silbernes Lachen im Ohre.

B Jastram.

Die Lehmkroete

Aus dem Brief eines Landstuermers

. . . Im Uebrigen, was soll ich von mir sagen Schuetzengraben, Lehmhoehle, Regen, Regen, kalte Fuesse, Schlamm, Schmutz, Dreck. Aber wir haben inzwischen der Wissenschaft, abgesehen von unsern vaterlaendischen Verdiensten, grosse Errungenschaften vermittelt, wir haben Entdeckungen gemacht, die Euch Schulfuchsern — — gehoerte ich nicht auch selbst einmal dazu? — — noch viel Kopfzerbrechen machen werden. Wir haben in diesem Schlammgraben ein neues Lebewesen entdeckt: die L e h m k r o e t e (homo soldatiens fossilis), ein Amphibium halb Fisch, halb Frosch, halb Mensch, aber keineswegs fossile, wie der ueberlieferte gelehrte Name sagt, sondern Fleisch und Bein, Haut und Haar, und was sonst zu einem anstaendigen Amphibium gehoert. Um Euch Gelehrte, Forscher und Entdecker auf die richtige Spur zu bringen, auch die notwendigsten Anweisungen zu geben, fuer den Fall, dass wir unsere Kenntnisse nicht mehr verwerten koennten, will ich einige Beobachtungen hier anschliessen, die ich zu weiterer Vervollkommnung uneigennuetzig zur Verfuegung stelle: Eine endgiltige Klassifizierung des Biestes ist uns noch nicht gelungen; es bildet, wie gesagt, eine merkwuerdige Mischung zwischen Amphibium und Saeugetier, zwischen Zwei- und Vierfuessler und Kriechtier. Es bewegt sich vielfach auf den Hinterbeinen — in der Richtung des Steisses nach vorne, als wenn es sich ducken wollte; in den Hoehlen oder Schlafstellen aber bewegt es sich je nach den Umstaenden auf allen Vieren, die sonst auch zum Kratzen, Schaben, Schaufeln verwendet werden, — oder auf dem Bauche. Auf diesem und seiner Kehrseite verbringt es ausserdem einen grossen Teil des Tages oder der Nacht. — Auch sonst laesst sich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Menschen (homo sapiens) nicht durchaus bestreiten; besonders in der Anordnung der Koerperteile: Kopf, Rumpf, Extremitaeten, wobei die Frage nach deren Funktionen vorlaeufig noch ungeloest bleiben muss. — Ein wesentlicher Unterschied aber tritt von vorneherein zutage in der Anordnung der Haeute. Sprach man bisher in der Naturgeschichte von den sieben Haeuten jedes Zellengebildes, so wird man diese Ansicht jetzt umkrempeln muessen, denn die „Lehmkroete" hat 20 bis 24 Haeute, die aber keinesfalls gleichmaessig ueber den ganzen Koerper verteilt sind, auch nicht ueberall gleich beschaffen. — An den Fuessen eine Oberhaut von meist nicht wasserdichtem Leder, darunter alles moegliche Andere aus Wolle, Kork, Katzenfell und Papier; am Bauche: Hemd, Unterhose, Unterhemd, Lungenschuetzer, Bauchbinde, Unterjacke, Rock, Schal, Mantel, Decke, Zeltbahn, und Gummimantel. Am Kopfe: Halstuch, Zipfelmuetze, Ohrenwaermer, Kopfschuetzer in weiss, gruen, rot oder blau, je nach der erreichten Kulturstufe des Individuums, Umschlagetuch mit Troddeln usw. und auf dem Ganzen wieder eine lederne Kappe, welche in eine eigentuemliche faustgrosse, endgueltige Spitze endet, ich moechte sagen in ein Horn, das sich aber nicht nach den Seiten erstreckt wie beim Ochsen, auch nicht nach vorne wie beim Rhinozeros, so kann es weniger der Verteidigung als dem Schmucke dienen und wird deshalb bei ganz festlichen Gelegenheiten mit Sidol gewichst; fuer gewoehnlich freilich ist eine weitere lehmfarbige Haut darueber gezogen.

Den wichtigsten Bestandteil der „Lehmkroete" bilden wohl die Fussleder, denn sie ermoeglichen es ihr nicht nur, ihr ueberfluessiges Fett an den Mann, resp. an den Stiefel zu bringen, sondern auch im Schlamme stecken zu bleiben, ohne groesseren koerperlichen Schaden zu nehmen. — Ueber all das zieht sich endlich je nach Gelegenheit eine dickere oder duennere Schicht von gelbem Lehm, welche sich jeden Tag muehelos erneut und die Lehmkroete zweifellos in die Klasse der Mimikritiere verweist. — Die Lebensweise der Lehmkroete entspricht im Uebrigen dem bisher Gesagten, sie verbringt ihr Dasein im Allgemeinen in Erdloechern, die sie sich selber graebt, manchmal mit Holz notduerftig stuetzt und bei schlechtem Wetter mit der einen oder der anderen ihrer Haeute verstopft. Nichts kann sie aber schmerzlicher treffen, als wenn trotzdem der Regen durch die Behausung dringt und damit ihre Behaglichkeit stoert. In solchen Faellen ist sie im Stande, herauszukriechen und mit den Vorderfuessen, auch mit Spaten und Hacke und Dreck die Schaeden zu verbessern. Meist hilft das aber nicht viel. — Die Hoehle selbst, 1 bis 2 m im Geviert und mit Stroh belegt, dient meist 3-4-6 Lehmkroeten zur Wohnung; nur die „Fuehrnehmsten" bauen eine Hoehle fuer sich allein und schleppen zu allem Ueberfluss sogar Betten, Spiegel und Pinkeleimer aus den Nachbardoerfern bei Nacht herbei. Die Lehmkroete naehrt sich von dem, was sie findet oder was ihr mitleidige Seelen zukommen lassen; am liebsten sind ihr Schinken, Wuerste, gebackene Kuchen, aber auch Bier, Wein; auf Champagner muss sie im allgemeinen verzichten. In ihrer Art sich mit diesen Dingen zu beschaeftigen, auch mit Tabak, Schnaps, Zigarren, zeigt sie wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Normalmenschen. — Die Lehmkroeten leben meist in Gruppen beisammen, doch ist bis jetzt ein Unterschied der Geschlechter nicht festgestellt worden, es bestehen sogar Zweifel, ob es weibliche Lehmkroeten ueberhaupt giebt. Das einzige weibliche Wesen, welches bis jetzt gefunden wurde, nennt sich „Laufende Kathrine" auch „Schnellkathrine", auch scheint es wenig angesehen zu sein. Wo es hinkommt, laufen die Lehmkroeten mit verkruemmten Leibern weg, und wer mit ihm zu tun hat, steht meist in ueblem Geruche. Wie sich demnach die Fortpflanzung der Lehmkroete bewerkstelligt, ist noch nicht klar; sie legen Eier und zwar mit Vorliebe im Kreis um ihre Hoehlen herum. — Die Lehmkroete ist im allgemeinen ein gutmuetiges, harmloses Tier; nur vor roten Hosen geht es ihr wie dem beruehmten spanischen Stier; dann nimmt sie ein Feuerrohr und blaest mit kurzem Knall ein todbringendes Feuer in die Ferne; vor diesen muss man sich in Acht nehmen. Eine aehnliche Erscheinung, aber mehr rollender oder knatternder Art, den sogenannten „trockenen Husten" schleudert sie aus natuerlicher Roehre in entgegengesetzter Richtung; doch wirkt sie damit meist nur in die unmittelbare Naehe. —

Liebe „Liller"

Beim Arbeiten fragte ich einen meiner Leute: „Was tun Sie jetzt?" — „Nichts, Herr Feldwebel!" war die Antwort. Und den Naechsten: „Und Sie?" — „Ich loese den ab!"

Feldw. X.

Die mitteleuropaeische Einheitszeit im Kriege

Wohin der Deutsche siegreich dringt,
Wohin er kommt in Feindeslande,
Wird deutsche Ordnung eingefuehrt
Und eingefuehrt „heure allemande".

Doch leider hat gewoehnt so schnell
Sich nicht daran der Sonn' Gefunkel:
Im Westen wird zu spaet es hell,
Im Osten wird zu frueh es dunkel.

So wird's in Pinsk um zwei schon Tag,
In Lill' bleibt's Tag bis zehn, o Wunder!
Bald heisst es wieder, wie schon einst:
„Beim Kaiser geht die Sonn' nicht unter!"

Wenn weiter uns das Kriegsglueck lacht,
Wir weiter ost- und westwaerts siegen,
Gibt's noch „manger" um Mitternacht,
Und mittags im „coucher" wir liegen.

Gefr. d. L. II. Stargardt.

Von hier und daheim

Auch ein Erfolg

„Loisl, was hast denn neulich mit die fuerchterlichen Stinkatores g'macht, wo dir der Feldwebel g'schenkt hat?" — „G'raucht hab' ich sie und mich dann drei Tage krank g'meldt. Der hat a Angst g'habt!"

Man lernt nie aus

„Das man mit so wenig Raum auskommen kann, hab' ich vor dem Krieg auch nicht geahnt. Wenn ich erst wieder in Berlin bin, kuendige ich meine Fuenfzimmerwohnung."

„Was ist der deitsche Sprak fuer ein schwerer Sprak!"

„Brudder, warum schibbst du Kegel immer mit linkes Hand?" — „Die Macht der Gewohnheit, Alterchen." — „Wie sagst du? D i e macht d e r Gewohnheit? heisst sich doch: d a s macht d i e Gewohnheit. Oh, was is der deitsche Sprak fuer ein schwerer Sprak!"

Im Unterstande wird eifrig politisiert. Man ist gerade beim Balkan und spricht von den militaerischen Unternehmungen auf Gallipoli, wobei ein Kriegsfreiwilliger einwendet, das Wort wuerde Gallipoli ausgesprochen. Hieran entspinnt sich ein laengerer Streit, dem der Unteroffizier salomonisch dadurch ein Ende macht, dass er sagt: „Kinder, wir wollen einfach Leutnant Pommer fragen, der hat doch 'ne B e t o n fabrik!"

„Das ist nicht zum aushalten mit dem Meier, der Kerl schnarcht so, dass man nicht schlafen kann." — „Ach, da solltest du mal in meine Kabuse kommen, der Landser Huber aus Muenchen schreit immer laut im Schlaf: Es is frisch angstochen!"

Ankunft in Ostende

„Siehste Fritze," sagt Hugo begeistert, „und das ist nun das Meer!" — Fritz legt Wert darauf, niemals ausser Fassung zu geraten. „Erstens sehe ich, dass es das Meer is. Und zweitens hab' ich mir's viel groesser vorgestellt."

Der Kenner

Gustav von der Gulaschkanone: „Als das letztemal der Reserveleutnant das Essen revidierte, fragte er mich: Wer ist Ihr Mitschuldiger? Daran merkt man doch gleich, dass er im Zivil Referendar war." — „Nee, sein Alter ist Hotelier, das ist's."

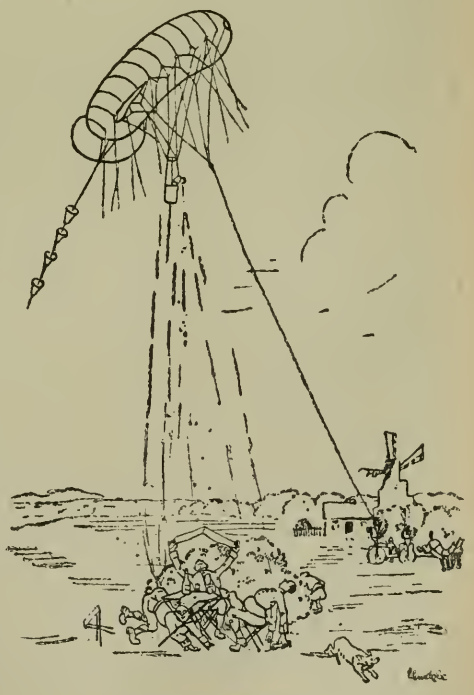
Russland gibt wahrhaftig sein Letztes fuer seine Verbuendeten her. — Hat es doch mit seinem „Ultimatum" an Bulgarien sein „Letztes" gegeben.

Die Mohammedaner fuehren den „heiligen Krieg", die Englaender den „scheinheiligen".

Liebesgaben

„Hat denn keiner von euch Zahnschmerzen?" — „Warum fraegst denn so veraergert, als ob 's dir besonders Spass machen taet', wenn einer von uns Zahnweh haett'." — Ach, ich hab' da so ein famoses Mittel gegen Zahnschmerzen als Liebesgabe geschickt gekriegt, und das moecht' ich halt los werden."

Ein Maedel in der Heimat ist mit einem Landser verlobt, der ihr regelmaessig schreibt. Sie verfolgt mit Liebe die jeweiligen Aufenthaltsorte ihres Herzallerliebsten auf der Karte. Als er ihr einmal mitteilt: „Wir liegen jetzt in Korpsreserve", seufzte sie tiefbetruebt: „Ich k a n n d e n Ort auf der Karte gar nicht finden!" Deli.



Neue Gefahren

Die erste Nacht im Schuetzengraben

Erinnerung aus dem Anfang des Stellungskrieges

von Leibgrenadier Franz Joseph Goetz

Es war Sonntag, nachts gegen 11 Uhr, als wir im sogenannten Schuetzengraben ankamen. „Sogenannt" — denn er entsprach auch nicht im geringsten den Vorstellungen, die ich aus den Schilderungen „Sachverstaendiger" und aus Zeitungsberichten geschoepft hatte.

Als blutjunger Krieger, ohne jegliche Erfahrung, musste ich mich, wie ein Junge an das Schuerzenband der Mutter, an meinen Gruppenfuehrer F. halten. Ich konnte daher keine umfangreichen Beobachtungen machen. Soviel sah ich aber trotz des Nachtdunkels, dass der Graben nicht viel ueber Knietiefe hatte. Von den vielgeruehmten Deckungen waren nur Andeutungen in Gestalt von etwas tieferen Loechern vorhanden, deren „Annehmlichkeit" darin bestand, dass Wasser und Schlamm darin um so hoeher standen.

Und nun sollten wir gleich die Bedeutung eines Wortes kennen lernen, das im Stellungskrieg eine ueberaus grosse Rolle spielt: das Schanzen.

Es hoert sich so einfach an, dieses Wort, und doch — welche Unsumme von Entsagung, aeusserster Willensanspannung und koerperlicher Anstrengung liegt darin verborgen.

Da steht der gelangweilte Lebejuengling, dessen gepflegte Hand bisher als wichtigste Beschaeftigung mit laessiger Gebaerde die Zigarette zum Munde fuehrte, neben dem grobknochigen, derben Schwarzwaldbauer, der feine Sohn des Fabrikherrn neben dem sorgengedrueckten Arbeiter, der Mann der Feder neben dem auf der Walze lotterig gewordenen Bruder Straubinger.

Der von Jugend auf Gewoehnte schafft's scheinbar muehelos — unendlich schwer faellt's dem anderen. Tief beugt er wieder den Ruecken, die Knie druecken die Schaufel ins harte Geroell und weiter gehts — auf, ab — auf, ab. Die Adern schwellen, die Arme fangen an zu zittern, dicker Schweiss bricht aus den Poren. Zeitweise legt sich's wie ein Schleier ueber die Augen, dann wieder tanzt ein Feuerfunke gespenstisch vor dem Gesichte herum. Wollen ihm die Sinne schwinden? Einen Augenblick lehnt er sich an die Grabenwand, immer noch gebueckt, denn das Aufrichten tut weh — o so weh. Ganz, ganz langsam muss es geschehen — wie wenn das krumme Rueckgrat brechen wollte. Der Pickel, die Schaufel liegen am Boden, aber verrueckterweise machen die Arme noch drei-, viermal die Aufwaertsbewegung des Schaufelns. Zum Lachen ist's. Aber er lacht nicht. Ganz blass ist er geworden und wuetend. Vor ihm schafft sein Nachbar seelenruhig weiter. Schaufel auf Schaufel fliegt aus dem Graben — schoene, volle Schaufeln, wie er sie nie herausbringen wuerde. Herrgott! Und er steht da und spielt Jammermeier. Hatte er denn die Gewalt ueber seinen alten Adam verloren?! Die Zaehne knirschen aufeinander — und siehe da: es geht wieder. Der eiserne Wille gleicht den Vorsprung aus, den der andere durch Koerperkraft und Gewohnheit hat; nun haut's

und fliegt's auch bei ihm, so dass jener sich umdreht: „Nanu — ein „alter Mann" ist doch keine Dampfmaschine!" —

Bei uns handelte es sich darum, die neuerworbene Stellung in moeglichst kurzer Zeit auszubauen und zu befestigen. Es hiess also rasch und kraeftig zu Werke gehen. Und da kamen uns zwei Dinge zu Hilfe: die Einsicht, dass die Arbeit zu unserm eigenen Nutzen war, und sodann — Regen und Kaelte.

Das Herbeischleppen von schweren Stahlplatten beim Aufstieg auf die Hoehe hatte unsern Koerper in Schweiss gebadet, waehrend das darauffolgende Herumstehen beim Einteilen einen Schauer ueber den anderen jagte. Hoerbar schlugen die Zaehne aufeinander. Der vorher leise rieselnde Regen war in einen wahren Wolkenbruch uebergegangen, der ungeheure Wassermengen ueber uns ergoss. In kurzer Zeit waren wir voellig durchnaesst, und vom Genick aus rann ein ganzes Flussystem herunter in die Stiefel, wo es bei jedem Schritt so recht gefuehlvoll klatschte und quietschte. Dazu der fuerchterliche Dreck. Der Boden bestand durchweg aus einer halben Meter dicken Lehmschicht und ging dann in Kalkgestein ueber. Das machte das Schanzen doppelt schwer. Unten hart und oben schmierig. Und wie! Wer in diesem Schlamm nie drin gesteckt hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Jeder Schritt, jede Bewegung ist eine anstrengende Arbeit. Alles klebt und pappt. Anzug, Gesicht, Haende, Schanzzeug — der ganze Mensch mit allem Drum und Dran ist unglaublich rasch mit einer eckligen Schmiere ueberzogen. Vorsichtig tastet man im Anfang an sich herum — da und da muss noch ein sauberer Fleck sein — vergebliche Muehe. Unsaeglich leidet der an Sauberkeit gewoehnte Mensch zuerst unter diesem Schmutz, spaeter gewoehnt man sich daran, nimmt ihn bisweilen sogar humoristisch.

Bis 2 Uhr hatten wir geschafft, dann hiess es: „Hinlegen!" Ja du lieber Himmel — wo? Ratlos sahen wir Neulinge uns um und bemerkten zu unserm Erstaunen, wie von den „Alten" einer um den andern im Nachtdunkel verschwand, um bald darauf schwer beladen wieder aufzutauchen.

Da schleppte einer eine Schranktuere, ein anderer einen Fensterladen, wieder einer ein paar Bretter daher und fast jeder unterm Arm noch ein Bund Stroh. Weiss Gott, wo sie das alles auf einmal her hatten. Ich hoerte nur, wie der oder jener selbstzufrieden sagte: „Gottlob, ich habe ‚meinen' Laden, ‚meine' Tuere wieder." Spaeter hatte ich auch solche Geheimnisse.

Wir waren vier Neulinge in unserer Gruppe, und wir mussten etwas unternehmen, um einige Ruhe zu finden. Noch hatten wir alle unsere Zeltbahn mit Zubehoer. Also die „Heringe" heraus und die Zelte ueber den Graben gespannt, aber in dem breiigen Lehm hielten die Heringe nicht stand; immer wieder planschten die nassen Zelte in den Graben hinein. Stroh hatten wir auch keins und so waelzten wir uns eben in dem Dreck herum, tappten mit den Haenden nach den ausgerissenen Heringen, zogen, zerrten, stuetzten, schimpften — fluchten wohl auch, aber es wollte nicht und wollte nicht werden.

Und auf dem Karlsruher Exerzierplatz hatten wir so schoene Zelte bauen gelernt!

Schliesslich gedachte ich der Lehren unseres alten Exerziermeisters Strang, wenn wir einer Wasserpfuetze ausweichen wollten: „Kerls, Ihr habt Sr. Majestaet geschworen: zu Wasser und zu Lande" und legte mich still ergeben ausserhalb des Grabens auf dem freien Felde nieder. Nasser, als ich war, konnte ich nicht mehr werden, und reichlich weich war meine Unterlage auch. Ich fuehlte deutlich, wie der Lehm unter mir nachgab und ein muldenfoermiges „Grachele" bildete. Auf dem Zelt, das ich mir ueber das Gesicht gezogen hatte, trommelte der Regen, und das Klappern der Zaehne gab den Takt dazu.

Die Glieder wurden zusammengezogen und moeglichst eng an den Koerper gepresst, die Fusszehen ganz krumm gebogen. Und dann keine Bewegung mehr — keine — keine, denn jede loeste ein schreckliches Gefuehl der Naesse und Kaelte aus und ein innerliches Schlottern bis tief ins Herz hinein.

Eine bleierne Abgespanntheit ueberkam mich, ein Zustand, der nicht als Wachen und auch nicht als Schlaf bezeichnet werden konnte. Wohl hatte ich noch eine Art Empfindung fuer das, was um mich her vorging, aber das Gehirn hatte nicht mehr die Kraft, es dem Geist zum Bewusstsein zu bringen. Sogar der Herzschlag schien zu stocken.

Einmal meinte ich schiessen zu hoeren, aber auch das konnte mich aus meiner Erstarrung nicht aufruetteln.

Da kam das erloesende Wort „Alarm!" Im Nu war ich in die Hoehe und ebenso schnell lag ich auf — dem Bauch.

Wie hiess doch die Lehre, die uns auf dem Exerzierplatz als das Ein und Alles des Schuetzendienstes unzaehlige Male ans Herz gelegt worden war? „Deckung nehmen! Gelaende ausnutzen!" Ich hoerte lebhaftes Gewehrfeuer, mit scharfem Ssing zischte dann und wann eine Kugel ueber mich weg — also wandte ich ganz automatisch die fuer diesen Fall vorgesehenen Exerzierregeln an. Jaso — mein Gewehr! Zum Gefecht ist es noetig, und dass es dazu kommen wuerde, stand bei mir bombenfest.

Um Gotteswillen — wo war es nur? Ich hatte es doch so sorgsam in ein Zeltende eingehuellt, um es vor Naesse und Schmutz einigermassen zu schuetzen. Aufgeregt fingerte ich im Dreck herum. Da lag wohl ein langer, unfoermiger Knueppel, aber mein Gewehr — mein Gewehr? Und ich musste unbedingt vor — Stellung nehmen — ich musste bei meiner Gruppe sein, wenn's losging — was sollte man von mir denken, man wuerde mich einsperren, vor ein Kriegsgericht stellen, erschiessen — also nichts wie vorwaerts in den Graben hinein!

Ich nahm den Pruegel auf — er war merkwuerdig schwer; zum Schaedel einschlagen war er im Notfall auch recht, und kroch — immer auf dem Bauche, eine tiefe Furche durch den Schlamm hinter mir herziehend, vorwaerts.

Wenn ich gehofft hatte, als erwuenschte Verstaerkung froh begruesst zu werden, so hatte ich mich gruendlich getaeuscht.

„Was kommt denn da fuer ein Kriechtier?", war der Willkomm meines Gruppenfuehrers. „Mensch, bist du denn wahnsinnig geworden, willst du aufstehen?!" Und die anderen lachten — lachten, zwar still und geraeuschlos, aber gerade des-

halb um so lustiger. „Und wie sein Gewehr aussieht — Menschenskind, wenn jetzt die Franzosen kommen, kannst du ja keinen Schuss machen!"

Gewehr — Gewehr — ja hatte ich denn eins? Suchend griff ich an meinem Knueppel auf und ab — richtig — da, der Kammerstengel — der Pruegel war tatsaechlich mein durch den Lehm zum unfoermigen Klumpen gewordenes Gewehr! Wenn das mein alter Exerziermeister gesehen haette, der schon wegen eines Sandkoernleins im Schloss „auf einer ungesattelten Wildsau an der glatten Wand hinauf" wollte!

Ich selbst sah aus, wie ein auf dem Kuchenblech auseinandergelaufener Kuchen.

Das war jetzt voellig wurscht. Wir lehnten an der Wand des Grabens, das Gewehr vorgebracht, und lauschten angestrengt nach vorn. Wuerden sie kommen? Sie kamen nicht. Die Schiesserei war in der Hauptsache weiter rechts, bei uns selbst fielen nur wenige Schuesse.

Nach etwa einer Stunde legten sich die anderen wieder nieder. Ich selbst musste auf Posten ziehen und silbern blinkte mein aufgepflanztes Seitengewehr in dem gegen Morgen leuchtenden Mondlicht.

So stand ich regungslos und spaehte hinueber nach dem Feind. Zum ersten Mal. Meine erste Nacht im Schuetzengraben . . . .

Die Liebesgabe

Der Heimat so ferne,
Bei trueber Laterne
Wir sitzen im sumpfigen Flandernland,
Granatenloecher sind an der Wand,
Der Ofen raucht, der Keller ist feucht,
Ein winziges Kerzlein ist unser Geleucht,
Geschosse fauchen, Kanonen bruellen,
Mit rotem Burgunder die Glaeser fuellen
Wir eben, zu trinken der Heimat Wohl!
Hohl heult der Sturm vom Meere,
Wir trinken und heben das Glas, das leere.

„Ein Prost, ein Gruss aus dieser Wueste!"
Da streift der Blick die kleine Kiste,
Die eben die Feldpost aus Muenchen brachte.
Herrgott, wie da das Herz uns lachte!
Kamerad, einer deutschen Fraue Hand
Hat hier geruht, hat geschlungen das Band,
Das um die Gabe sich bindend legt.
Fuehlt ihr, wie uns das Herze schlaegt?
Dreimal Hurra den deutschen Frau'n,
Die sorgen still, wenn wir verhau'n
Den Franzmann, den Briten, die ganze Brut!
Wie wohl der Heimat Sorge tut!

Leutnant Delage.

. . , Der Wein zur Freude uns gegeben . . .

Es scheint fast so, als sollte das Wort „. . . doch seine Weine trinkt er gern!" durch diesen Krieg wie vieles andere eine Einschraenkung erfahren. Wie viele in der Heimat gingen an den Gaben unserer Reben vorueber. Sie konnten nur Bordeaux vertragen; nach dem Abendessen, am leuchtenden Kaminfeuer, mit der schweren Zigarre und der Zeitung ein Flaeschchen milden, leicht angewaermten Bordeaux! Als wir dann in Belgien und Frankreich an der Quelle sassen und in vollen Zuegen trinken wollten, da schmeckte es uns nicht mehr. Leistete man sich Sonntags mit einem Kameraden eine gute teure Pulle . . . na, prosit . . ., dann sah man sich enttaeuscht an: eh, war das Zeug herb! Doch es musste ausgetrunken werden. Erst beim Hinaustreten an die frische Luft merkte man das Blei in den Gliedern, eine Belastung, mit der der Genuss nicht gleichen Schritt gehalten hatte. Man sehe nur, wie der Inhalt des Weinkellers eines reichen Hauses in die Kasten und Wagen verladen wird, wie der Mouton Rothschild von 1892 und ein zwanzigjaehriger edler Chablis geworfen und geruettelt werden — das Entsetzen eines jeden tuechtigen Oberkellners — und stelle sich die erste Freude, dann aber auch die Enttaeuschung eines braven Burschen im Schuetzengraben vor, der mit dem Abscheu „Donner, ist das Zeug bitter!" die Flasche wegstellt und spaeter mit Zucker kocht.

Erst ein Weinreisender, der, in der Kriegszeit brotlos geworden, die Leitung eines kleinen Gasthauses in Cambrai uebernommen hatte, unermuedlich von frueh bis spaet taetig war und bei allen Gaesten wohl eine freundliche Erinnerung zurueckgelassen hat, klaerte mich darueber auf. Der Weingeschmack der Deutschen und Franzosen ist ganz verschieden. Was wir in Deutschland als milden Bordeaux trinken, wird fuer unseren Geschmack zurechtgemacht. Auch die Port- und Suedweine — sagte mein Weinkenner — muessen sich unserer Zunge anpassen. Die „grossen" Weine in Frankreich, Bordeaux oder Burgunder, weiss oder rot, sind „dur", hart, herb. Solange der Wein in der Flasche „monte", waechst oder sich verbessert, wird er herber; die milden Weine sind hin. Ich versuchte einige teure Marken aus dem guten Keller des Hauses, aber kaum ein Glas brachte ich herunter. Gemaess diesen Weinen hat sich der Geschmack der Franzosen entwickelt.

Byrrh und aehnliche Sachen sind graessliche Mischungen von Bitter und Suess. In Portwein oder in die herrlichen Pyrenaeenweine mischt man Quinquina hinein, fuer uns kaum geniessbar. Am besten schmecken fuer uns eigentlich die kleinen Tischweine, von denen eine halbe Flasche im Mittagspreise einbegriffen ist. Oder in einer kleinen Austernstube ein billiger weisser Burgunder, der nicht suess, aber auch nicht zu herb ist. Es wird ja hier ganz ungeheuerlich gefaelscht. Als die gute Stadt Cambrai mittags und abends offene Tafel fuer alle Offiziere hielt, lieferte die Mairie die Weine; es waren Weinchen, dass einem die Sprache versagte. Nach dem Festmahl standen denn auch alle Rotweinflaschen unberuehrt, alles trank den weissen, ob er nun heute zu suess, morgen ganz bitter war. Auf meine empoerten Fragen erklaerte der Weinmann: wir geben den Wein, wie wir ihn bekommen; wenn er nicht gut ist . . . der Drogist ist dran schuld . . .

Wohin man jetzt hoert, kriegt man die Antwort: Ich trinke lieber Bier, den Wein nur noch mit Wasser. Wuessten die Franzosen unsere Weine zu schaetzen, einen Scharzhofberger, Josephshoefer u. a., so wuerden unsere Weinpreise maechtig steigen. Darum hoch unsere lieben Rebengelaende an der Nahe, der Saar, der Mosel, am Rhein und am Main. Wenn man von dem reichen Segen liest, den dieser herrliche Herbst unseren Winzern bringt, so freut man sich schon weit, weit voraus. dass auch fuer uns einige Flaschen dabei sind. Und dann bleibe ich dem deutschen Weine treu.

Rittmeister K.

Mit Hacke und mit Schippe

(Singweise: O alte Burschenherrlichkeit.)

Der Landsturm kommt! Und mancher lacht:
Der Landsturm ohne Wehre?
Doch Kaiser Wilhelm anders dacht'
Und setzt uns hoch in Ehre;
Hiess uns hinaus nach Frankreich geh'n,
Dort koennt ihr nun uns emsig seh'n,
.,. Mit Hacke und mit Schippe! :,:
Und die da drauss' am Werke sind,
Sind lauter tuecht'ge Leute:
Die Einen haben Weib und Kind,
Die Andern haben Braeute . . .
Und Handwerksmann und Studio
Sie schlafen bruederlich im Stroh,
.,. Mit Hacke und mit Schippe! :,:
Und kennen all' nur eine Ehr':
Dem Vaterland zu nuetzen.
Und koennen wir nicht mit Gewehr
Die teure Heimat schuetzen,
So wollen wir doch auch nicht ruh'n
Und, was wir schuldig, gerne tun
.,. Mit Hacke und mit Schippe! :,:
Doch kaem' die groesste Not heran,
Der Feind uns ins Gehege,
Und rueckte er im Feuer an,
Wir sperrten ihm die Wege,
Wir schlagen drauf und schlagen drein
Und schlagen ihm den Schaedel ein
.,. Mit Hacke und mit Schippe! :,:
Und sollt' ein treuer Kamerad
Nicht mehr nach Hause kehren,
Der schlafe nach vollbrachter Tat
Fuers Vaterland in Ehren.
Und seiner sei zumeist gedacht,
Bis einst uns all ein Grab gemacht
.,. Mit Hacke und mit Schippe! :,:

Erwin Roeslin, Armierungskompagnie.

Der Fussfall vor dem Dollarkoenig

Wie ein von seinen Glaeubigern hart bedraengter Schuldenmacher, dem das Wasser bis an die Kehle reicht, jagt der Vierverband seine gerissensten Spitzel und abgebruehtesten Helfershelfer durch alle Winkelgassen mit dem verzweifelten Geschrei: „Borgt, borgt, borgt!" Selbst an den Pforten der verrufenen Haeuser von Europa pocht der Vierverband an in seiner letzten Not. Vor dem Zusammenbruch kennt er keine Gesetze der Ehre mehr noch der Ueberlieferung: er winselt um Geld bei den laengst von ihm verratenen Liebschaften, er demuetigt sich vor den auf seine Schwaeche lauernden Zuhaeltern, die von der nationalen Schande ihrer Mutterlaender leben.

Und da die Geldbeutel der kleinen Wichte in der alten Welt noch immer nicht ausreichen, die Riesensumme zu zahlen, so wirft er sich blind seinem eigenen Henker in die Arme: dem neutralen Wucherer jenseits des grossen Wassers. Und verschreibt ihm das Letzte und Hoechste, was ihm geblieben ist, verschreibt ihm fuer alle Ewigkeit die Freiheit der englischen Koenigskrone, macht sie abhaengig vom Wohlwollen des Dollarkoenigs.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dagegen Deutschland! — Deutschland, das arm und schwach geglaubte, braucht nicht an fremde Tueren betteln zu gehen wie seine einst als reich und maechtig gepriesenen Vettern.

Der deutsche Hausvater steht ruhig, stolz und siegesgewiss in der Halle seines festen Hauses und sagt zu seinen Soehnen: „Kommt mit mir, kommt, Jungens, und zeichnet die Kriegsanleihe!" Und erbaermlich wuerde sich fuehlen, wer dem Ruf des Vaters nicht auf der Stelle folgte.

Nein, Deutschland braucht nicht draussen bei grinsenden Wucherern zu betteln und zu borgen. H.

Reiterlied

Der Morgen kommt, mein Roesslein stampft,
Die Nebel zieh'n, die Scholle dampft,
Es graut in allen Weiten.
Ein schmetterndes Signal erschallt,
Uns froestelt, denn die Nacht war kalt.
Wir stehen auf und reiten.
Sieh dort, o sieh das Morgenrot,
Es deutet Tod, es deutet Tod!
Nun schweigt, ihr Heimattraeume.
So lass, mein Ross, das Wiehern sein,
Am Himmel dort der rote Schein
Sind ja nur Wolkensaeume.
Mein Ross, mein Ross, und wenn die Schlacht
Verdonnert und es naht die Nacht
Und neu die Sterne scheinen,
Und all die Herrlichkeit ist aus,
Bring' meinen letzten Gruss nach Haus
Und sag — die soll'n nicht weinen.

Willi Peinemann.

Feuerpause

Wie scharfe Hunde lauern die Kanonen
Und recken steil die Rohre in das Licht.
Die Sonne doerrt die dichten Fichtenkronen,
Die sie maskieren gegen Feindessicht.

Die Hitze wuchtet schwer auf dem Gelaende.
Ein dumpfes Schnarchen saegt im Mannschaftsraum,
Mein Kopf faellt schlaefrig in die braunen Haende,
Und rasch traegt in die Heimat mich der Traum.

Feldwebel Wendel.

Philemon und Baucis

Ich weiss nicht, ob ihr schon gehoert habt von ihnen, von dem alten Heiden, dem Publius Ovidius, und den guten Leutchen, aus deren friedsam abgeschiedenen alten Tagen er ein so anmutig Geschichtchen in Versen erzaehlt. Ich habe die beiden wiedergefunden hier in Frankreich, im Kriegsjahr 1915.

Ihr schindelgedecktes Haeuschen liegt am Rande des Dorfes, etwas von der Strasse zurueck. Ein alter Nussbaum mit grosslappigen Blattfingern schaut ueber Dach. Das ist sehr niedrig, und ich kann gegen die Balkendecke des grossen Zimmers, das Kueche und Wohnraum zugleich ist, meine Arme nicht ganz ausstrecken. Die Fensterscheiben des einzigen Fensters sind alle ganz und glaenzen. Einige Toepfe mit bluehenden Blumen stehen vor den weissen Gardinen.

Wenn man von der Strasse aus den kleinen Pfad aufs Haus zu einbiegt, schiesst ein schwarzhaariger Hund mit Gebell hervor. Aber er tut keinem etwas zuleide. Meistens kommt denn auch er, der Hausherr, und ruft ihm ein warnendes: T'arrête! zu. Haus- oder Hoftuer stehen immer offen und lassen einen breiten Streifen helles Licht auf die sandbestreuten Steinfliesen fallen.

Wenn ich eintrete, ist sie, die Hausfrau, meistens in der Kueche beschaeftigt. Oder sie waescht hinter dem Haus im Garten Soldatenwaesche. Sie waescht sauber und gut, und deshalb gehen die Kameraden gerne zu ihr. Aber sie muss noch weiter aushelfen. Loecher in den Struempfen und gefaehrliche Risse im Drilchzeug weiss sie kunstgerecht zu heilen. Oefter kommt auch der Kanonier zu ihr und hat Aepfel oder der Husar hat Birnen. Daraus muss sie ihnen „de la confiture" kochen.

So ist sie den ganzen Tag lebendig und taetig und immer guter Laune. Das bisschen muntere malice, das ihr zudem im Blute spukt, was tut's?

Und er? Er laesst sich von ihr leiten, fast wie ein grosser treuer Hund. So haben sie niemals Streit zusammen. Geduldig traegt er ihr alles zu, was sie im Haushalt braucht. Sein eigentliches Arbeitsfeld ist der Garten. Trotz Krieg und Kriegesnoeten hat er in sauberen Reihen seine Kartoffeln und Moehren, Bohnen und Zwiebeln und das ganze Gemuese- und Kuechenkraeuterallerlei dastehen, bis herab zu der blaubluetigen Zichorie und den

weisssternigen Kamillenbuescheln. Gerne laesst er sich in ein Gartengespraech ein.

Gern sehen es auch die beiden, wenn ich des abends oder am Sonntag ein Weilchen zu ihnen komme und etwas mit ihnen plaudere Sie laesst es sich dann nicht nehmen, den Kaffeetopf von dem altvaeterischen Ofen zu holen, und ich muss mittrinken und miterzaehlen. Klassisches Franzoesisch ist es ja nicht, was man bei ihnen lernen kann — ihr patois. Von der Welt draussen haben sie wenig gesehen; in Lille und Arras waren sie nie. Ihr einzig Kind ist lange tot. Keinerlei Groll gegen uns hat Platz bei ihnen. Aufmerksam und nachdenklich hoeren sie zu, wenn ich ihnen vom Krieg, von deutschen Siegen und russischen Niederlagen berichte. C'est terrible, la guerre, sagen sie dann ernst. Waer' er doch zu Ende, dieser schreckliche Krieg.

Vor kurzer Zeit schlug eine englische Granate in ein Nachbarhaus ein. Heute oder morgen kann's euch, Philemon und Baucis, treffen, anders als beim alten Ovid. Wer traegt die Schuld? S.

Von hier und daheim

Appetitreizende Buchstabiertafel fuer den Fernsprecher im Schuetzengraben

A	wie	Apfelmus	N	wie	Napfkuchen
Au	,,	Austern	O	,,	Ochsenmaulsalat
B	,,	Bratwurst	P	,,	Puterbraten
C	,,	Caviar	Qu	,,	Quetschkartoffeln
Ch	,,	Champagner	R	,,	Rollmops
D	,,	Damenlikoer	S	,,	Sauerkraut
E	,,	Eisbein	Sch	,,	Schinken
F	,,	Flusforelle	T	,,	Tucherbraeu
G	,,	Gaensebraten	U	,,	Ungarwein
H	,,	Hummerscheren	V	,,	Vanilleeis
I	,,	Ingwerplaetzchen	W	,,	Weisswurst
J	,,	Johannisberger	X	,,	Xegnete Mahlzeit .
K	,,	Kaesekeilchen	Y	,,	Ypernbombe
L	,,	Leberknoedel	Z	,,	Zwiebelfleisch
M	,,	Mohnstriezel			

Die Teilnehmer werden gebeten, die Liste auswendig zu lernen, um Irrtuemer zu vermeiden.

Auch wird empfohlen, sich nicht das Wasser im Munde zusammenlaufen zu lassen, da sonst die Verstaendigung erschwert wuerde.

Bei eintretender Verdauungsstoerung muss das Gespraech sofort abgebrochen werden.

In dem deutschen Heere gibt es bekanntlich manche Offiziere mit franzoesischen Namen. Sie stammen meist von Réfugiés- oder Emigranten-Familien. Der Traeger eines solchen Namens stellt sich vor: ,,de la Roche". — Der andere: ,,Dubois!" Worauf de la Rocke brummt: ,,Also ooch Franzose!"

Neue Drohung

In einem Gefangenenlager in Frankreich schwatzt einer die ganze Nacht, dass die anderen nicht schlafen koennen. Da toent eine Stimme durch das Dunkel: „Jetzt hoerst's auf mit deinem Getratsch oder i hau dich austauschsfaehig."

Zum Feldgrauen

„Warum riechst du denn immer an den Eiern, bevor du sie isst?" — „Ich bin das gewohnt, will sehen, ob sie frisch sind." — „Menschenskind, was machst du dir fuer grosse Umstaende, das s c h m e c k t man doch!"

Scherzfrage

Was hat ein Soldat zu tun, wenn er mit seinem Schatz am Arm spazieren geht, und es kommt ein Offizier?

Nichts hat er zu tun, sonst koennte er ja nicht spazieren gehn.

Hindenburgs Wappen

Der ruhmgekroente G e n e r a l f e l d m a r s c h a l l P a u l v o n B e n e c k e n d o r f f u n d v o n H i n d e n b u r g ist dem Stamme nach kein Hindenburg, sondern ein Beneckendorff, abstammend von dem uralten Adelsgeschlechte Beneckendorff des Wappens mit dem Bueffelkopf. Der Doppelnamen ruehrt von einer Koenigl. Preussischen Namen- und Wappen-Vereinigung mit dem der ausgestorbenen von Hindenburg vom 2. Januar 1789 her, die damals dem Johann Otto Gottfried von Beneckendorff geboren 1749, gestorben 1827, Herrn auf Keimkallen, Limbsee, Neudeck und Perscheln, zuteil wurde, weil seine vaeterliche Grossmutter Scholastika eine geborene von Hindenburg gewesen war. Der grosse Feldherr hat also, indem er sich meist bloss kurz „von Hindenburg" nennt und auch regelmaessig so genannt wird, eigentlich den Namen einer Ahn f r a u unsterblich gemacht, statt den seiner Vorfahren des Mannesstammes. Das vereinigte Wappen vom Jahre 1789 ist in vier Felder geteilt und zeigt im 1. und 4. Feld in Blau einen schwarzen Bueffelkopf mit goldenem Ring im Maule (Stammwappen Benneckendorff), im 2. und 3. Feld in Silber einen gruenenden Baum, vor dem auf gruenem Rasen eine braune d. h. naturfarbene Hinde schreitet (Stammwappen Hindenburg). Zwei Helme: auf dem rechten mit blau-silbernen Decken vier Straussenfedern (blau-schwarz-schwarz-blau); auf dem linken mit rot-silbernen Decken ein offener, schwarzer Adlerflug. — Rechts und links neben den Helmen hat der treffliche Kuenstler Professor Ad. M. Hildebrandt, den Orden Pour le mérite und das Eiserne Kreuz angebracht.

Dr. St. Kekule v. Stradonitz.

Das Lied vom Marschall Hindenburg

Die Ohren auf im deutschen Land!
Wir singen einem Helden.
Ihm ist so leicht kein andrer gleich,
Der tausend schlug auf einen Streich,
Mein Lied soll ihn euch melden:
Der Marschall Hindenburg —
Wie drang er herrlich durch,
Hurra! Hurra! Viktoria!

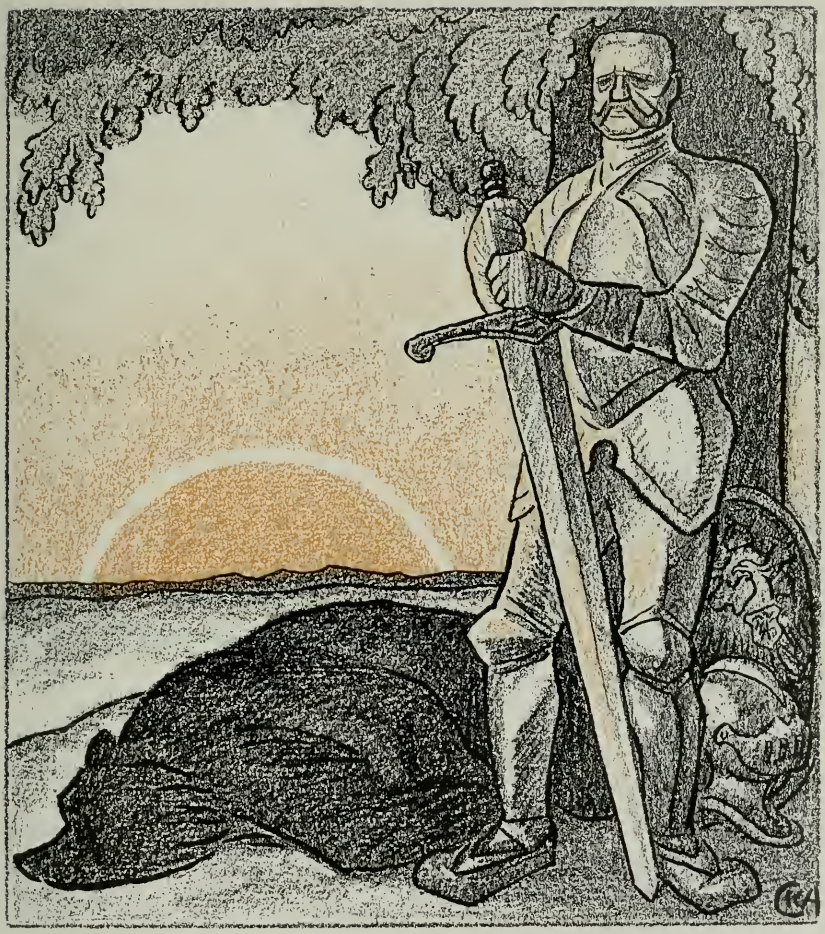
Der rechte Mann zur rechten Zeit,
Er schwang sich in den Sattel.
Hei! blitzt vom Aug' ihm Zornesglut,
Vom Antlitz strahlt ihm Mannesmut;
Held ohne Furcht und Tadel.
Der Marschall Hindenburg —
Wie drang er herrlich durch,
Hurra! Hurra! Viktoria!

Sie schlichen sich wie Woelfe ein,
Der Steppen wilde Scharen.
Bei Tannenberg in Sumpf und See,
Da bracht' er ihnen Leid und Weh,
Da trieb er sie zu Paaren.
Der Marschall Hindenburg —
Wie drang er herrlich durch,
Hurra! Hurra! Viktoria!

Und vorwaerts geht's mit hellem Mut
Ins Land der Moskowiter.
Nicht ruht und rastet unser Held,
Bis er den Feind ins Garn gestellt.
Dann ringt er ihn darnieder.
Der Marschall Hindenburg —
Wie drang er herrlich durch,
Hurra! Hurra! Viktoria!

Nun merket auf im Deutschen Reich
Und preist den edlen Helden,
Der mit gewalt'gem Siegfried-Schwert
Die Feinde uns vom Hals gewehrt,
Mein Lied soll ihn euch melden:
Das ist der Hindenburg —
Wie drang er herrlich durch,
Hurra! Hurra! Viktoria!

Karl Schuetze.



Hindenburg

Hindenburg und der Schullehrer

Hindenburg hatte bekanntlich in Loetzen sein Hauptquartier aufgeschlagen. Auf der Treppe seines Quartiers kam ihm da 'mal ein Soldat in den Weg, der dort irgendetwas zu besorgen hatte. Der Feldmarschall fragte den Mann nach Heimat und Beruf, und als er erfuhr, dass er einen Volksschullehrer vor sich habe, ermahnte er ihn: „Erziehen Sie die Jugend in dem alten preussischen Geiste, der sich jetzt so glaenzend bewaehrt hat."

Dieser Auftrag wird unvergessen bleiben. Z.

Unser Hindenburg ist ein toller Kerl! Sieg auf Sieg, zwischen den Siegen steht die lakonische Nachricht: „Im Osten ist die Lage unveraendert!" — Mit ihm ist es wie mit einem kleinen Baby! Ist das ein paar Stunden ruhig, dann ist sicher was passiert!

Lille in deutscher Hand

Seit einem Jahre ist Lille von uns besetzt. Die „Liller Kriegszeitung", die diesen Jahrestag, wie unten ausgefuehrt, als Doppeljubilaeum begehen darf, da sie die heutige Nummer als die hundertste hinausflattern sieht, bietet den Kameraden als Festgabe eine kleine Denkschrift dar: „Lille in deutscher Hand."

Die Einleitung des Werkchens, das in Lille verfasst und herausgegeben, gesetzt, gedruckt und gebunden wurde, bildet eine Darstellung der Eroberung von Lille am 11. und 12. Oktober 1914 durch Truppen des XIX. Armeekorps. Diese Abschnitte erheben nicht den Anspruch, als kriegsgeschichtliche Denkmale vor der militaerwissenschaftlichen Fachkritik zu bestehen. Nach Jahren erst wird das ganze Material der Einzelberichte durch unsern Generalstab gesammelt, verglichen, gesichtet und fuer alle Zeiten festgehalten sein. In unserem Jubilaeumsschriftchen aber wird versucht, all denen, die mit zu den stuermenden Truppen gehoert haben, eine bleibende Erinnerung an die siegreichen Oktobertage zu geben. Das Buch, dessen Titelbild eine kuenstlerisch vortrefflich ausgefallene Aufnahme des Kronprinzen Rupprecht von Bayern mit seinem Soehnchen, dem Prinzen Albrecht, bildet, fuehrt in diesem Teil aus der grossen Zahl der um die Einnahme von Lille verdienten Maenner die Bildnisse des Kommandierenden Generals des XIX. Armeekorps, General der Kavallerie von Laffert, des Kommandeurs der 40. Infanterie-Division, Generalleutnant Goetz von Olenhusen, und des Leutnants Elssner vor, der bei der Porte de Douai den Heldentod gefunden hat.

Der folgende Abschnitt ist der Arbeit gewidmet, die vom Gouvernement Lille im Verlauf des Jahres der Besetzung geleistet wurde. Auch hier konnten natuerlich nur Proben geboten werden; eine erschoepfende Darstellung der grossen Verdienste, die sich der Gouverneur der Festung, General der Artillerie von Heinrich, auf militaerischem Gebiet wie dem der Verwaltung errungen hat, lag nicht in unserer Absicht. Teile von Aufsaetzen, die in der „Liller Kriegszeitung" im Lauf des Jahres veroeffentlicht wurden, erscheinen hier im bunten Wechsel mit Erinnerungen und geschicht-

lichen Darstellungen aus dem deutschen Leben in der Stadt Lille. Einen Blick in die Arbeit der „Liller Kriegszeitung" laesst deren Herausgeber in einer Plauderei ueber die Kaisergeburtstagsnummer tun. Auch die literarischen Hilfen der Redaktion der Kriegszeitung und der Kriegsflugblaetter sind mit Arbeiten in dem Buechlein vertreten: Fr. Merzenich mit acht Stimmungsbildern, Kanonier Weiglin mit den fuer den Besuch des Liller Museums als kunstberatender Fuehrer und handlicher Wegweiser gedachten „Wanderungen". Die Bildnisse des Gouverneurs, General der Artillerie von Heinrich, und des Kommandanten, Generalmajor von Graevenitz, sind dem zweiten Teile des Werkchens beigegeben. Der flotte Buchschmuck stammt vom Gefreiten Karl Arnold, der den Lesern der „Liller Kriegszeitung" ja laengst vertraut ist. Das fuenfzehn Druckbogen umfassende Buch wird von heute an in der Ausgabe der „Liller Kriegszeitung" fuer den Preis von 2 Mark zu haben sein.

Dem einen wird das Buch den laengst erwuenschten Aufschluss ueber die Einnahme von Lille geben, dem andern bietet er den deutschen Ersatz fuer den Museumsfuehrer. Allen bringt es hoffentlich Stunden stimmungsvoller Unterhaltung. — — — H.

100 Nummern Kriegszeitung

Als wir Ende Februar das erste bescheidene Jubilaeum der „Liller Kriegszeitung" begingen, das der Ausgabe von Nr. 25 galt, da dachten wir an die 100. Nummer fast mit einem leisen Zweifel: wir rechneten kaum damit, dass das junge Zeitungskind sich zu einem vollgewichtigen Jubilar auswachsen wuerde.

Seine Lebensfahrt ist nicht immer durch sonnebestrahltes Ackerland gegangen. Aber die oft abenteuerliche Hetze, in der gearbeitet werden musste, um den steigenden Anforderungen zu genuegen, hat der „Liller" nie den Lebensmut unterbinden koennen. Mit Riesenschritten ist die aeussere Entwicklung des Blattes von jenem jungen Jubeltag an bis zur Jaehrung der Einnahme von Lille fortgeschritten. Erscheint die Kriegszeitung jetzt doch in einer Auflage von 80 000 Stueck. Und nicht nur an aeusserer Gestalt, an Umgangskreis und Breite wuchs das Blatt — es regte sich auch der Ehrgeiz, der mit den bescheidenen Liller Mitteln sogar die Fahrt ins Land der Kunst wagte. Mehrfach schon trugen die „Kriegsflugblaetter" ein zweifarben Gewand. Da eine Flachdruckpresse rund tausend Drucke in einer Stunde leistet, ist bei der grossen Auflage mit 160 Arbeitsstunden fuer jeden dieser farbigen Bogen zu rechnen. Der Empfaenger des einzelnen Blattes ahnt wohl nicht immer, dass da einzelne Kameraden fast ununterbrochen, tagelang, auch naechtelang, an den Maschinen stehen muessen. Aber der Ueberzeugung darf er am heutigen Jubilaeumstage sein: dass die Arbeit dieser hundert Nummern herzensgern aufgeboten worden ist, wenn sie mit dazu beigetragen hat, den guten deutschen Soldatengeist

wachzuhalten — in Schuetzengraben und Unterstand, im Dienst der Kolonne und der Etappe.

Am Jahrestag der Einnahme von Lille verlaesst die hundertste Nummer das mit der deutschen Fahne geschmueckte Haus an der Grande Place zu Lille. Hoffen wir, dass in einer der Nummern bis zum zweiten Hundert die grosse Siegesbotschaft stehen kann:

Deutschland hat den Ring seiner Feinde, die es erdrosseln wollten, gesprengt, und es diktiert ihnen den Frieden in Petersburg, Calais und Kairo! — H.

Der Kantor

Nach einer wahren Begebenheit

Im dunkelsten Winkel vom Feldlazarett
Sitzt stumm der Kantor auf seinem Bett.

Der Kantor, der sang den hellsten Tenor,
Bis er bei Arras die Stimme verlor.

Die Stimme, die herrlich erklang vor allen,
Seit Monaten kann sie nur aechzen und lallen. —

Da schallt von der Strasse verworren Geschrei;
Sie rufen, dass Warschau gefallen sei.

Auf Kruecken gestuetzt, in der Binde den Arm,
Draengt jubelnd zu Hauf der Soldaten Schwarm.

„Wir treten zum Beten," stimmt einer an,
Wie ein Stich durchzuckt es den stummen Mann.

Der sonst mit Jauchzen den Chor gefuehrt,
Dem ist auf immer die Kehle verschnuert. — — —

Sie singen unrein — ihm krampft sich die Hand,
Er hebt sich muehsam vom Bettesrand,

Ergreift den Saebel, als Taktstock ihn schwingt —
Wie fest auf einmal der Chor erklingt!

Und staerker und staerker schwillt er an,
Ein Feuerlohn aus dem stummen Mann.

„Wir loben dich oben," — das Lied erbraust,
Hoch schwingt der Kantor den Stahl in der Faust:

Den Schlusssatz! — heraus! — wie Siegesgeschrei! —
Da! — er singet selber: „Herr, mach uns frei!" — — —

Er steht noch starr. Er fraget bang:
„War das — meiner eigenen — Stimme Klang?"

Und schluchzend, jauchzend sinkt er nieder:
„Herr Gott! Das Leben gabst du wieder!"

E. Edert.

Das deutsche Borstenvieh

Es gibt keine franzoesische Zeitung, die nicht schon zum tausendsten Mal versichert haette, dass die Deutschen ins Reich der Borstentiere gehoeren. Aber keine hat den zoologischen Beweis dafuer erbracht, noch ihre Naturgeschichte naeher eroertert; denn damit, dass sie den Deutschen in die Klasse der Kartoffelfresser einreihen, ist die Naturgeschichte doch keineswegs erschoepft.

In dem Nachfolgenden soll aber der Versuch gemacht werden.

Das deutsche Borstentier hat seine Heimat zwischen Vogesen und Weichsel einerseits und zwischen der Nordsee und den Alpen anderseits. Im ausgewachsenen Zustand hat es einen „dicken Schaedel", wohlausgebildete Pranken und gut gemaestet wiegt es etwa drei Zentner, das Weibchen etwas weniger. Die schoensten Exemplare — ach so, nein! Von solchen kann ueberhaupt nicht die Rede sein!

Seine Vorwaertsbewegung geschieht mittels der hinteren Gliedmassen, meist im Marschtempo, wobei es taktmaessig grunzende Toene ausstoesst. Manche wollen in diesem Grunzen Schlachtgesang erkennen. Das Grunzen ist ein ganz besonderes Merkmal des deutschen Borstentieres, und es gibt einzelne Exemplare, die dadurch besonders hervorstechen; sie sind unter verschiedenen Namen bekannt wie Knote, Feinhals, Kirchhoff, Bender usw.

Es hat einen festen Tritt, hauptsaechlich in den suedlichen Gegenden, wo eine besondere Abart lebt, die man Bayern nennt. Von diesen sagt man, dass, wo sie hintreten, kein Gras mehr waechst.

Bemerkenswert ist, dass die Arten im Sueden sich durch einen groesseren Durst auszeichnen.

Das deutsche Borstentier ist von Natur aus gutartig und fuehrt ein ziemlich sanftmuetiges Dasein. Reizt man es aber, so entfaltet es eine sehr gefaehrliche Eigenschaft, naemlich den „Furor teutonicus". Und in diesem gereizten Zustand ist wiederum das sueddeutsche Borstentier dasjenige, an das eine Annaeherung mit schweren Beulen und anderen Unannehmlichkeiten verbunden ist. Ist dieser Zustand einmal entfesselt, so laesst es sich schwer wieder baendigen. Es nimmt eine feldgraue Farbe an, die Borsten stehen ihm nach allen Himmelsrichtungen, und es faucht und schlaegt um sich, gleichfalls nach allen Himmelsrichtungen!

Es hat ein ungemein zaehes Leben und spuckt gegen eine vierfache Uebermacht, wenn diese es totschlagen will.

Ueber Nutzen und Schaden des Tieres kann Folgendes gesagt werden: Der Nutzen ist gleich Null, denn sein Fleisch ist keineswegs schmackhaft. Der Schaden dagegen, den es anstellt, ist nicht allein wegen des „Furor teutonicus", sondern vor allen Dingen wegen seiner unheimlichen Vermehrung und seiner zaehen Lebensfaehigkeit enorm! Deshalb kann auf seine Vernichtung nicht genug Nachdruck gelegt werden.

Was an dem deutschen Borstentier besonders unangenehm auffaellt, ist der Umstand, dass es so unglaublich widerborstig ist und sich durchaus nicht besiegen lassen will!

A. L. Kraemer.

Blutschuld

Noch schlug der Kaiser von Russland
das deutsche Reich nicht tot,
Und doch sind seine Haende
vom Blut so rot!
Noch schlug der Koenig von England
die Deutschen zur See nicht tot,
Und doch sind seine Haende
von Blut so rot!
Wie schlug der Kaiser von Deutschland
mit seinem Schwerte drein,
Und doch wie sind seine Haende
von Blut so rein!

Max Bewer.

Zarathustra in Feldgrau

(Friedrich Nietzsche.)

Deutsche Verwaltung in Belgien.

Sieh zu, dass sie deine Schaetze annehmen! Sie sind misstrauisch gegen die Einsiedler und glauben nicht, dass wir kommen, um zu schenken.

Deutscher Generalstabs-Bericht.

Ich liebe den, welcher gold'ne Worte seinen Taten voraus wirft und immer noch mehr haelt, als er verspricht.

Das deutsche Volk.

Es ist an der Zeit, dass der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, dass der Mensch den Keim seiner hoechsten Hoffnung pflanze.

Cadorna.

Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Traeume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben.

Italien.

Ich bin nicht viel mehr als ein Tier, das man tanzen gelehrt hat, durch Schlaege und schmale Bissen.

Russische Sorge.

Dass jedermann lesen lernen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken.

Militarismus.

Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven. Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen! Einem guten Kriegsmanne klingt „Du sollst" angenehmer als „ich will". Und alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst noch befehlen lassen.

Deutschland.

Edel fuehlst du dich noch, und edel fuehlen dich auch die anderen noch, die dir gram sind und boese Blicke senden. Wisse, dass allen ein Edler im Wege steht.

England.

„Auf der Erde ist nichts Groesseres als ich: Der ordnende Finger bin ich Gottes" — also bruellt das Untier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeaeugte sinken auf die Knie!

Die neuen Nibelungen.

„Treue ueben und um der Treue willen Ehre und Blut auch an boese und faehrliche Sachen setzen", also sich lehrend bezwang sich ein anderes Volk, und also sich bezwingend wurde es schwanger und schwer von grossen Hoffnungen.

Franzoesische Weiblichkeit.

Mit fuenfzig Klexen bemalt an Gesicht und Gliedern: so sasset ihr da zu meinem Staunen, ihr Gegenwaertigen! Und mit fuenfzig Spiegeln um euch, die eurem Farbenspiele schmeichelten und nachredeten!

Der Vierverband auf dem Balkan.

Ihr versteht zu bruellen und mit Asche zu verdunkeln! Ihr seid die besten Grossmaeuler und lerntet sattsam die Kunst, Schlamm heiss zu sieden.

London.

Wehe dieser grossen Stadt! — Und ich wollte ich saehe schon die Feuersaeule, in der sie verbrannt wird! Denn solche Feuersaeulen muessen dem grossen Mittage vorangehn. Doch dies hat seine Zeit und sein eigenes Schicksal.

Franzoesische Offensive.

Ach, liegt alles schon welk und grau, was noch juengst auf dieser Wiese gruen und bunt stand! Und wie vielen Honig der Hoffnung trug ich von hier in meine Bienenkoerbe!

Zeppelin.

Wer die Menschen einst fliegen lehrt, der hat alle Grenzsteine verrueckt; alle Grenzsteine selber werden ihm in die Luft fliegen, die Erde wird er neu taufen — als „die Leichte".

Richard Gruenrowsky.

Aus der Zahnstation Apremont

Eigentlich wollte ich nur noch in der Kueche meiner Station Anweisung geben fuer so eine arme Verschwollenheit und dann meinen Mordsschnupfen ins Bett bringen, aber da stand der Herr „Ortskomoedianf" hinter mir und sagte: „Bader, gehst mit?"

„Wohin?"

„Uber Feld, in den Wald, was schiessen!"

Also lief ich mit.

Keine 200 Meter sind bis zum Dorf hinaus, aber dauernd bleibt der Herr Kommandant stehen und schimpft, gut schwaebisch.

Da ist der Mist an der Strasse abgefahren, da eine Tafel falsch herum aufgestellt, dort ein locus minoris resistentiae, ein Nothaeusel, nicht genuegend gechlorkalkt — nein, nein, schon lieber Bader spielen!

Und erst auf dem Felde draussen, da kann man sich was giften!

„Ist die Saubande wieder in den Kartoffeln gewesen! Natuerlich, ausgraben macht Arbeit, also einfach die Stauden 'rausgerissen — Himmelherrgottsakramenter!"

Ein schmaler Weg geht zwischen aufgerissenem Boden zur Wasserleitung.

„Wintersaat!"

Ein kleiner Seufzer — auch noch d e n Winter . . .

Vier Kultivatoren arbeiten taeglich. Hunderte von Morgen werden bestellt.

„Achtung, Flieger."

Wir stehen in Deckung unter maechtigen Obstbaeumen.

„Das gibt Obst!"

Aepfel, Birnen, Pflaumen, Reineclauden . . .

„Die Gesellschaft frisst es ab, wenn's noch gruen ist; glaub' nur nicht, Bader, dass es da was zu ernten gibt."

Kleine, aufblitzende Woelkchen, der Flieger streicht ab. Am Wasserwerk eine Wache. Die Abgeloesten machten die Birkenhuette mit Moos winddicht. Es fegt gut ueber die Flaeche. Muetze ab. „Ah, das ist herrlich!" Besonders bei Schnupfen.

Der Ortskommandant hat gefragt und umhergeschnueffelt, jetzt kann „der Mann mit den Augen ueberall gleichzeitig" Jaeger sein. Bequem geht sich's ueber harten Acker. Kein Laut wird gesprochen. Ein Schuss. „Weg ist der Has'. War zu weit ab."

Und wir steigen durch Straeucher waldwaerts. Himbeeren! Die schwere Menge, reif und suess . Ein schmales Waesserlein lief unterm Gras versteckt, und ich kniete himbeerpflueckend hinein. „Heiliger Schnupfen, das war unnoetig!"

Eine Lichtung wird angeschlichen — nichts. Dann kommt ein Bach unter endlosem Gewirr duenner Staemmchen, 'mal ein strammer Baum dazwischen.

„Da — Rehfaehrten!"

Der Jaeger sucht wie ein Hund am Boden, immer tiefer in den Wald hinein — bleibt stehen — weiter. Dann ein Zeichen: hinter einem starken Stamm muss ich warten. Er springt ueber den Bach, hin, her und kommt zurueck.

„Kein Wort jetzt," fluestert er, „keine Bewegung, oder nur ganz langsam . . .!"

Ich stand und starrte in das gruene Dunkel. Hier schien es still, wie unter einer woelbenden Halle: Surren ueber uns, nicht sichtbar; Geschosse pfiffen mit langem Singen in die Luft; ununterbrochen polterten Moerser — da draussen wo ist Krieg! Hier aber ist es so still, dass die kleinsten Geraeusche in unser Warten schwatzen: der Bach, knackende Zweige, Gurren von Waldtauben, Haeherruf, ein kurzes Gebell . . . „Der Bock!"

Das Gewehr hob sich langsam; staerkeres Knacken; ein kleines Rauschen, wie ein Sprung ins Laub — dann wieder Stille.

„Gute Nacht!"
„Was?"
„Meine Fuesse schlafen als."
Tief sind sie eingesunken in den feuchten Boden. Wieder warten. Da knackt es wieder, da! Leuchtet rot auf, streicht im Bogen zum Bach.
Blitz — Knall! Ein Gestank kommt herueber, den selbst meine Nase annimmt. „Ein Mordsfuchs!"
Sonst erzaehle ich, aber diesmal schwatzt der glueckliche Jaeger den ganzen Heimweg.
„Das gibt einen feinen Pelz fuer meine Frau."
„So! Und was hab' jetzt ich davon?"
„Nasse Fuesse! So eine Behandlung laesst sich der staerkste Baderschnupfen nicht gefallen. Der geht weg davon."
Und das tat er denn auch. Vizefldw. Michaelis.

An mein Maedchen

Ich hab' auf Wacht im Feindesland
Dir diesen Brief geschrieben,
Im Schuetzengrabenunterstand,
Von morgens fuenf bis sieben.
Du weisst, ich lieb' das Schreiben nicht,
Es sagt nicht, was ich fuehle,
Viel lieber haett' im Arm ich Dich,
Wie damals bei der Muehle!
Weisst Du es noch, es war im Mai,
Wir beide froh beisammen,
Am Muehlbach gingen wir vorbei;
Mein Herz stand hoch in Flammen.
Ich glaub', ich waehlt' die rechte Stund'
Zum Ausdruck der Gefuehle,
Ich kuesste Deinen Schelmenmund
Dort bei der alten Muehle.
Nun sitz' im Schuetzengraben ich,
Im fernen Feindeslande,
Und muss, glaub' mir, tagtaeglich mich
Rumschlagen mit der Bande.
Und fliegen ihre Gruesse her
Als Ausdruck der Gefuehle,
Dann wird das Herz mir doppelt schwer,
Denk' ich an unsere Muehle.
Und macht mich eine Kugel stumm,
Dann brauchst Du nicht zu weinen,
Es sollt' so sein, — drum sei nicht dumm,
Du findest schon noch Einen.
Es kommt so mancher ja nach Haus',
Der Deine Sehnsucht kuehle.
Doch such' Dir, bitte, nicht grad' aus
Den Seppel von der Muehle.

Willy Best.

Kriegstechnik bei den Affen

Von Fritz Mack

Jeder Soldat weiss, dass eine Truppe in einer bestimmten Marschgliederung in Abstaenden marschiert, naemlich einer vorausreitenden kleinen Kavallerieabteilung, Infanteriespitze, Vortrupp und Haupttrup, dem das Gros folgt. Die einzelnen Abteilungen halten die Verbindung untereinander durch die Verbindungsleute aufrecht.

Einem Farmer aus Deutsch-Suedwest, der viele Jahre drueben ansaessig war, verdanke ich die nachstehende Schilderung, die auf wiederholten persoenlichen Beabachtungen beruht und die mir darzutun scheint, dass der Pavian, wenn er in groesseren Herden zu den Wasserstellen wandert, eine Art Vorhut der eigentlichen Herde vorausschickt, und dass diese Affen in der Gliederung ebenfalls nach einem ueberraschend zweckmaessigen Plane handeln.

Der Schauplatz war ein von den Affen als Wasserstelle benutzter Tuempel in dem ausgetrockneten Flussbett des schwarzen Uosob in der Naehe der Farm Okarokororo, etwa 300 Kilometer von Kobabis entfernt.

An diesem Orte nun beobachtete der deutsche Farmer zu verschiedenen Malen folgenden Vorgang, den er auch auf der photographischen Platte festhielt: Frueh, kurz nach Sonnenaufgang, erschien in der Ferne zunaechst ein aussergewoehnlich kraeftiger Pavian, der sich, vorsichtig nach allen Seiten ausspaehend, der Wasserstelle naeherte. In einer Entfernung von etwa 50 bis 60 m folgten diesem, von den Farmern W a r n u n g s a f f e genannten Tier, vier ebenso kraeftige, maennliche Paviane, die sich ebenfalls vorsichtig an die Wasserstelle heranmachten. In einem Abstand von etwa 30 m kam dann eine kleine Herde von etwa 20 wiederum kraeftig entwickelten Exemplaren. Weitere 20 m zurueck marschierte die grosse Horde der w e i b l i c h e n Paviane, zum Teil ihre Jungen auf dem Ruecken.

Ziemlich dicht hinter dieser Weiberherde, gleichsam als besonderer Schutztrupp, schloss sich eine Anzahl von etwa 30 maennlichen Tieren an, die ihren Schutz auch der nunmehr folgenden Herde der a l t e n Tiere angedeihen liess. Unter diesen alten Affen gewahrte unser Farmer zahlreiche Tiere, die sich, offenbar um ihr Vorwaertskommen zu erleichtern, auf Holzknueppel (Baumaeste usw.) stuetzten.

Hinter diesem eigentlichen G r o s der Herde wanderte in einem Abstand von etwa 20 m eine kleinere Herde von wohl 15 bis 20 Affen, die, in aehnlichen Entfernungen wie die vorausgehenden Paviane, erst von vier und dann als Schlusspitze von einem maennlichen Affen gefolgt wurde, und die zusammen eine foermliche Nachhut der Herde bildeten.

Von besonderem Interesse erscheint nun die Art, wie diese, so kunstvoll gegliederte Affenherde sich an der Wasserstelle selbst verhaelt. Ist der sog. Warnungsaffe naemlich beim Wasser angelangt, so trinkt er etwa nicht auch zuerst; ebenso wenig die vier Affen, die ihm folgen. Auch die dem Vortrupp entsprechende kleine Herde von etwa 20 Affen trinkt zunaechst nicht. Diese drei Vorstufen des Affenaufmarsches gehen vielmehr in dem gleichen Abstand, in dem

sie herangekommen, ueber die Wasserstelle hinaus, und zwar soweit, bis die Weiberherde mit den Jungen am Wasser angelangt ist. Die einzelnen Tiere versehen sich dann mit den in der Naehe von ihnen immer wieder zusammengelegten Trinkgefaessen, wie ausgehoelte Steine oder Baumrinden u. dgl. Nachdem sie dann getrunken oder auch den jungen Affen Wasser gereicht haben, gehen sie wieder vorwaerts, bis die hinter ihnen marschierende Schutztruppe an das Wasser kommt. Nach dieser trinken die Alten, dann, nach entsprechendem Weitermarsch, die wie oben geschildert wiederum dreifach gegliederte Nachhut.

Hat darauf endlich der die Schlusspitze bildende Affe seinen Durst geloescht, dann macht das Ganze Kehrt.

Hat der Warnungsaffe Gelegenheit, sich seines verantwortungsvollen Amtes wuerdig zu erweisen, d. h. wittert oder sieht er auf seinem vorgeschobenen Posten Gefahr, so stoesst er menschenaehnliche Warnungsrufe aus. Auf dieses Signal hin macht die ganze Kolonne sofort Kehrt und tritt einen eiligen, meist in wilde Flucht ausartenden Rueckzug an.

Die aus dem oben geschilderten Verhalten deutlich zutage tretende besondere Ruecksicht, die die maennlichen Paviane den weiblichen Mitgliedern der Herde entgegenbringen, erscheint in einem noch helleren Lichte, sobald einem Pavianweibchen irgendwie Gefahr droht. Das Verhalten der Herde in einem solchen Falle zeugt dann geradezu von sozialem Instinkt, denn es scheint ausschliesslich von dem Bestreben auf Erhaltung der Art bestimmt zu sein. Ein charakteristisches Beispiel hierfuer aus den reichen Beobachtungen meines Gewaehrsmannes mag hier stehen:

Ein Farmer hatte eines Tages eine der ueblichen Affenfallen gestellt. Nachdem er das darin gefangene weibliche Tier in einen Sack gebunden und sich gegen einen von der Herde sofort eroeffneten Steinhagel durch einige Flintenschuesse verteidigt hatte, besass er keine Patrone mehr. Von der wuetenden Herde verfolgt, musste er schliesslich hinter einem grossen Felsen Schutz vor dem immer gefaehrlicher werdenden Steinbombardement der Affen suchen. Er blutete bereits aus mehreren Wunden, und die Paviane waren eben dabei, durch eine regelrechte Einschliessung ihres Feindes ganze Arbeit zu machen, als dem bedrohten Jaeger Hilfe durch seine, den Vermissten suchenden Freunde wurde. Aber bis zuletzt setzten die Affen ihre Angriffe fort. So oft der belagerte Farmer hinter dem Felsen vorlugte, um nach seinen, die Befreiung bringenden Freunden Ausschau zu halten, so oft er auch nur den Arm hob, um den naeherkommenden Maennern seinen Standort zu bezeichnen, sofort flog ein dichter Hagel von Steinen nach dem schuetzenden Felsen. Schliesslich auch an beiden Armen von Steinwuerfen vielfach getroffen, wurde der Farmer zuletzt durch lebhaftes Gewehrfeuer der herangekommenen Maenner aus seiner schon recht kritisch gewordenen Lage befreit.

Da ich keinen Anlass habe, an der Wahrheit der hier geschilderten Vorfaelle oder an der Glaubwuerdigkeit des zurzeit als Kriegsfreiwilliger im deutschen Heere stehenden Farmers zu zweifeln, uebergebe ich seine Erzaehlungen, die mir und vielen anderen Kameraden manche lange Stunde im Lazarett verkuerzten, hiermit der Oeffentlichkeit.

Meiner Mutter

Nicht uns, die fechten, stuermen, siegen oder fallen,
Schlaegt dieser Krieg am blutigsten die Wunden.
Er gab uns manche frohen, frischen Stunden.
Die Muetter trifft die schwere Zeit vor allen.

Denn ist's hier draussen auch ein hartes Leben,
Wir lernten schnell, darein uns zu gewoehnen.
Sie aber sind bestaendig bei den Soehnen
Mit ihren Sorgen unter stetem Beben.

Wir lernten uns an trocknem Brot zu weiden,
Uns scheint's ein Leben, wie es Fuersten fuehren,
Sie mag den vollen Teller nicht beruehren:
„Wird auch mein Sohn nicht heute Hunger leiden?"

Uns naht auf freiem Felde tiefer Schlummer,
Und faules Stroh ist uns ein suesses Bette,
Sie aber flieht auf weicher Lagerstaette
Jedweder Schlaf, und rastlos wacht der Kummer.

„Wo mag mein Sohn sich heut wohl niederstrecken?
Wird er nicht frieren?" So gehn ihre Sorgen.
Und schlaflos findet sie der fruehe Morgen,
Und frierend liegt sie unter warmen Decken.

Uns macht der Kampfeslaerm nicht mehr beklommen,
Die Kugeln schrecken uns nicht mehr, die schnellen,
Die naechtens schrecklich in den Traum ihr gellen —
Es hat ihr jede ihren Sohn genommen.

Es wird dereinst der Friede schnell vertreiben
Bei uns des Krieges Ungemach und Wunden.
Ihr aber blieb ein Zeichen dieser Stunden,
Denn graues Haar wird immer graues bleiben.

Ich glaub', wenn wir der Mutter einst begegnen,
Wir werden auf die Kniee sinken muessen,
In Demut ihre grauen Straehnen kuessen.
„Oh Mutter, sieh! Mir half dein treues Segnen!

Lass deine Haende kuessen, deine weissen,
Oh suesse Mutter, lass mich dies dir sagen:
Auch du hast diesen schweren Krieg geschlagen,
So lass mich dich die groesste Heldin heissen!"

Kriegsfreiw. Uoffz. Ludwig Franz Meyer
(gefallen bei Lowicz).

Ehrentafel

Husaren gegen Flieger

Leutnant d. Res. Horn wurde am 3. Sept. mit 8 Husaren des 19. Husarenregiments mit dem Auftrage entsandt, festzustellen, ob nordwestlich Chalons feindliche Truppen staenden. Nordwestlich Chalons wurde die Patrouille aus Waldstuecken von zwei Seiten von Infanterie beschossen. Die Patrouille entzog sich im Galopp dem Feuer ohne Verluste. So kam sie hinter das Barackenlager Chalons, sass hier ab und puerschte sich an der Mauer entlang. An der Ecke sah sie 3 feindliche Eskadrons auf 500 Meter und 100 Meter vor sich einen eben gelandeten Flieger. Leutnant Horn aus Sonneberg in Thuer., Unteroffizier Uhlig aus Frankenberg i. S., die Gefreiten Gebbardt aus Theissen b. Weissenfels und Walz aus Mockau b. Leipzig, sowie Husar Moser aus Neuaergernis, R. j. L., galoppierten auf den Flieger, der wegzulaufen versuchte. Die beiden Letzteren fingen ihr, waehrend Leutnant Horn dem Flugapparat wichtige Meldungen entnahm. Der franzoesische Fliegeroffizier wurde widerstrebend auf das Pferd des Unteroffiziers gezogen und im Galopp abgefuehrt. Unterdessen waren die Gefr. Gebhardt und Kuehnert aus Alberstal bei Glauchau beim Flugzeug abgesessen und versuchten nacheinander mit einem Beile die Tragflaechen des Apparates zu zerstoeren. Als diese nicht nachgaben, zerschlugen sie den Propeller. Alles dies immer unter den Augen der starken franzoesischen Kavallerie. Die feindlichen Eskadrons hatten anfaenglich ganz erstaunt untaetig zugesehen, schliesslich aber schickten sie eine starke Patrouille vor. In wilder Jagd ging es ueber Graeben und Hecken. Der Unteroffizier mit dem franzoesischen Offizier stuerzte bei einem Grabensprung, kam jedoch wieder auf, hierbei wirksam unterstuetzt gegen die nachdraengenden Franzosen durch den Gefreiten Gebhardt. Nach aufregender Jagd kam die Patrouille nach Mourmelon-le-Grand, wo sie von einer Eskadron des Ulanen-Regt. Nr. 18 aufgenommen wurde. Die Patrouille hatte nicht nur ihren Auftrag gut erfuellt, sondern auch einen franzoesischen Flieger-Offizier gefangen zurueckgebracht, ein feindliches Flugzeug unbrauchbar gemacht und wichtige Dokumente abgeliefert. Der Fuehrer wurde vom kommandierenden General empfangen. Er erhielt das eiserne Kreuz 2. Kl., Moser die Silberne-Militaer-St. Heinrichsmedaille. Lt. Horn ist zum Militaer-St. Heinrichs-Orden, die Gefr. Walz und Gebhardt zur Silbernen St. Heinrichsmedaille eingegeben werden.

Reiter im Fussgefecht

Vizewachtmeister d. Res. Behrens aus Leipzig war am 21. Aug. mit 6 Husaren des 19. Husarenregiments auf Paliseul vorgesandt worden, um die Staerke des bereits bei Paliseul gemeldeten Feindes genau festzustellen. Die Patrouille vereinigte sich unterwegs mit etwa zwanzig Leibkuerassieren unter Fuehrung des Oberleutnants Graf Hohenau und ging gemeinsam mit diesen auf Strasse Maisin—Paliseul vor. Von der Waldecke, etwa 2 km suedlich Maisin, erhielten die Patrouillen Feuer von einem feindlichen Posten. Sie sassen zum Fussgefecht ab und vertrieben ihn durch Feuer. Die Husaren Heinrich aus Chemnitz i. Sa., Adler aus Leipzig und Kunze aus Leipzig-Reudnitz und 1 Leibkuerrassier galoppierten in die Flanke, um festzustellen, was hinter diesem Posten war Staerke wurde festgestellt. Waehrend K. zurueckmeldete, attackierten Heinrich, Adler und der Kuerassier die feindlichen Reiter, wobei Heinrich den Fuehrer der feindlichen Reiter, einen Offizer, mit der Lanze vom Pferde stach.

Heinrich stuerzte vom Pferde und erhielt selbst 7 Lanzenstiche und einen Saebelhieb auf den Kopf. Husar Adler hatte 2 feindliche Reiter kampfunfaehig gemacht, bis er durch einen Saebelhieb auf die rechte Hand verwundet wurde. Der Feind zog sich zurueck und unternahm auch keinen weiteren Vorstoss. Husar Heinrich, der inzwischen zurueckgebracht worden war, konnte verbunden werden und wurde zu Wagen in ein Hilfslazarett gebracht. Husar Adler, dessen Pferd schwer verwundet worden war, musste bei den Leibkuerassieren zurueckbleiben. Er ritt freiwillig mit diesen mehrere Patrouillen, wobei er sich noch weiter auszeichnete. Vizewachtmeister Behrens, Husaren Heinrich, Kunze und Adler erhielten das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Drei Taten des Sergeant Meyer

Sergeant Meyer, Husaren-Regiment Nr. 19, gebuertig aus Steincke, Verwaltungsbezirk Syke, Koenigreich Preussen, erkundete am 28. August bei Falmignoul eine Furt durch die Maas im feindlichen Feuer. Durch diese Furt konnte spaeter die halbe 4. Eskadron die Maas durchreiten. Er erhielt hierfuer das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Am 25 August war Sergeant Meyer Fuehrer der Spitze des Detachements Oberst Hammer, als dasselbe abends in Surice aus den Haeusern ueberfallen wurde. Nachdem sein Pferd erschossen war, kaempfte er mit dem Gewehr eines gefallenen Infanteristen mit und half dabei das Dorf vom Feinde zu saeubern. Am 2. September westlich .... brachte er dem Eskadronchef im feindlichen Feuer die sehr wichtige Meldung, dass eine feindliche Kompagnie sich rueckwaerts vorgelegt habe und die Eskadron gefaehrdet sei. Er hatte die Stellung des Feindes genau erkundet, indem er im feindlichen Feuer bis auf ca. 50 Schritt herangeritten war. Am 4. September 1914 machte Sergeant Meyer 4 Gefangene. Am 7. September hatte er den Auftrag, feindliche Truppen festzustellen. Obwohl er einmal fast abgeschnitten war und von drei Seiten feindliches Infanterie- und Maschinengewehrfeuer erhielt, gelang es ihm, die Patrouille ohne Verluste zurueckzubringen.

Er ist zur silbernen St. Heinrichs-Medaille eingegeben.

Von hier und daheim

Man muss sich nur zu helfen wissen

Wie ueberall ist auch bei uns hinter der Front von unserer fuersorglichen Heeresverwaltung eine Milchhalle verbunden mit Lesehalle eingerichtet worden, wo man um billiges Geld ein Glas warme, keimfreie Milch haben kann. Ueber der unsrigen prangt ein schoenes, handgemaltes Holzschild:

M i l c h - H a l l e.

Fuer den Fall des Ausverkaufs der Milch hatte der Verkaeufer einen handgeschriebenen Zettel zur Hand, der besagte, dass die Halle bis zum Eintreffen neuer Milch geschlossen sei. Die Pause wurde meist zur Reinigung des Raumes benutzt. Da nun unsere zweckon- und lehmbestiefelten Soldaten aus dem Schuetzengraben nicht gewohnt sind, sich mit Kleinigkeiten abzugeben, kam es wiederholt vor, dass sie das Zettelchen uebersahen und durch die nicht verschliessbare Tuer nutzlos den gereinigten Fussboden belatschten. Teils aus diesem Grunde und anderseits, weil der Herr Verkaeufer in der wohlverdienten Ruhe seines schweren Amtes erheblich gestoert wurde, kam es regelmaessig zu lebhaften persoenlichen Auseinandersetzungen.

Das passte nun dem Herrn Geschaeftsfuehrer schon lange nicht mehr. Endlich kam ihm aber ein glaenzender Gedanke. Aus Pappe schnitt er sich ein Schildchen dergestalt, dass es auf dem grossen Holzschilde saeuberlich den Bindestrich und das H bedeckte. Seitdem lautet die Aufschrift bei jeweiligem Ausverkauf:

M i l c h a l l e.

Und er hat nun „sei Ruh".

Die Drohung

Drei Jungens zu baendigen, ist wahrhaftig keine kleine Sache, wenn der Vater draussen bei Arras ist. Als die drei es eines Tages doch zu bunt treiben, versteigt sich die Mutter zu der Drohung: „Jungens, wenn ihr jetzt nicht sofort gehorcht, schicke ich euch alle an die Front zum Vater! Mag der euch verhauen!" Und dreistimmig wird ihr die freudige Antwort: „Au ja, Mutter!"

Sprichwort-Variante: Wo Tauben sind, da fliegen Bomben zu!

Der Soldat im Bilde

Allen nach, die feldgrau gehen,
Heut die Photographen spaehen.
Eh' man noch geahnt es hatte,
Knips — schon ist man auf der Platte.
Musketier und Grenadier,
Kanonier und Pionier,
Der Husar, die Kuerassiere,
Die Dragoner, Fuesiliere,
Preussen, Bayern, Sachsen, Schwaben,

Die am Rhein die Heimat haben,
Tambur und Trompetenblaeser,
Die Rekruten von der Weser,
Unteroffizier, Sergeant,
Kriegsgerichtsrat, Intendant,
Feuerwerker, Fahnenjunker,
Zeugfeldwebel, Flieger, Funker,
Krankentraeger, Mediziner,
Und sogar der Feldrabbiner,
Christen, Juden und Baptisten,
Landwehrleute, Reservisten,
Train- und Jaegerbataillon,
Schipper, Fortifikation,
Fahnenschmied, Veterinaer,
Der Kriegszeitungs-Redakteur,
Zahl-, Wall-, Wacht- und Waffenmeister,
Landsturmleute von der Deister,
Vom Proviantamt der Inspektor,
Kriegsministerialdirektor — —
Opfer der Photographie
Werden sie, gleich wo, wann, wie.

— — — — — — — — — —

Wie er lacht und wie er weint,
Wie die Sonne ihn bescheint,
Wie der Regen ihn durchweicht,
Wie die Feldpost ihn erreicht,
Wie in Lille er Posten steht,
Wie in Lodz er bummeln geht,
Wie er isst und wie er trinkt,
Wie er mit den Flaggen winkt,
Wie den Kaiser er begruesst,
Wie er auf ein Flugzeug schiesst,
Wie er schaufelt, schippt und graebt,
Wie er die Geschosse hebt,
Wie er in den Lauf sie steckt,
Wie er sich mit Maedchen neckt,
Wie er Liebesgaben kriegt,
Wie er auf der Taube fliegt,
Wie er bratet, kocht und backt,
Wie er den Tornister packt,
Wie er waescht und sich rasiert,
Wie er schwitzt und wie er friert,
Wie er Schach spielt oder Skat,
Wie er sitzt auf Ross und Rad,
Wie er schlaeft und wie er wacht,
Was er auch nur immer macht,
Was er treibt in Feindesland,
Auf die Platte wird gebannt.
Naechstens wird noch abgeblitzt,
Wie er auf dem Oertchen sitzt.

Stargardt.

Zuaven

In unsern Zeitungen stoesst man immer wieder, wenn von den farbigen Truppen auf dem westlichen Schauplatz die Rede ist, auf die ,,Zuaven". Die Auffassung, als seien die Zuaven Afrikaner, ist aber seit fast zwei Menschenaltern nicht mehr berechtigt: sie ist genau so falsch, als wenn man unsere Ulanen als ,,Polen", unsere Husaren als ,,Madjaren" bezeichnen wollte, weil wir die Truppengattung einmal aus Polen bezw. Ungarn entlehnt haben.

Als die Zuaventruppe 1831, ein Jahr nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen, geschaffen wurde, bestand sie allerdings aus Angehoerigen des kabylischen Voelkerstammes, von dem sie den Namen erhielt. Aber sehr bald scheint die Aufnahme in das malerisch bekleidete Korps auch von den Franzosen angestrebt worden zu sein, die Anfangs nur die Offiziere stellten. Und seit der Aufstellung einer neuen Truppengattung mit rein kabylischem Ersatz, der Tirailleurs algériens (der sogen. Turkos), rekrutieren sich die Zuaven ausschliesslich aus Nationalfranzosen. Gerade die Pariser draengen sich foermlich zu dem Korps mit der bunten arabischen Uniform, das seit den Kaempfen an der Alma (September 1854) und bei Palestro (Mai 1859) auch den Ruhm besonderer Tapferkeit erworben hat.

Beim Ausbruch des Krieges besass die franzoesische Armee vier Zuavenregimenter, die man nach dem Besatz (rot, weiss, gelb, blau) unterscheidet. E. S.

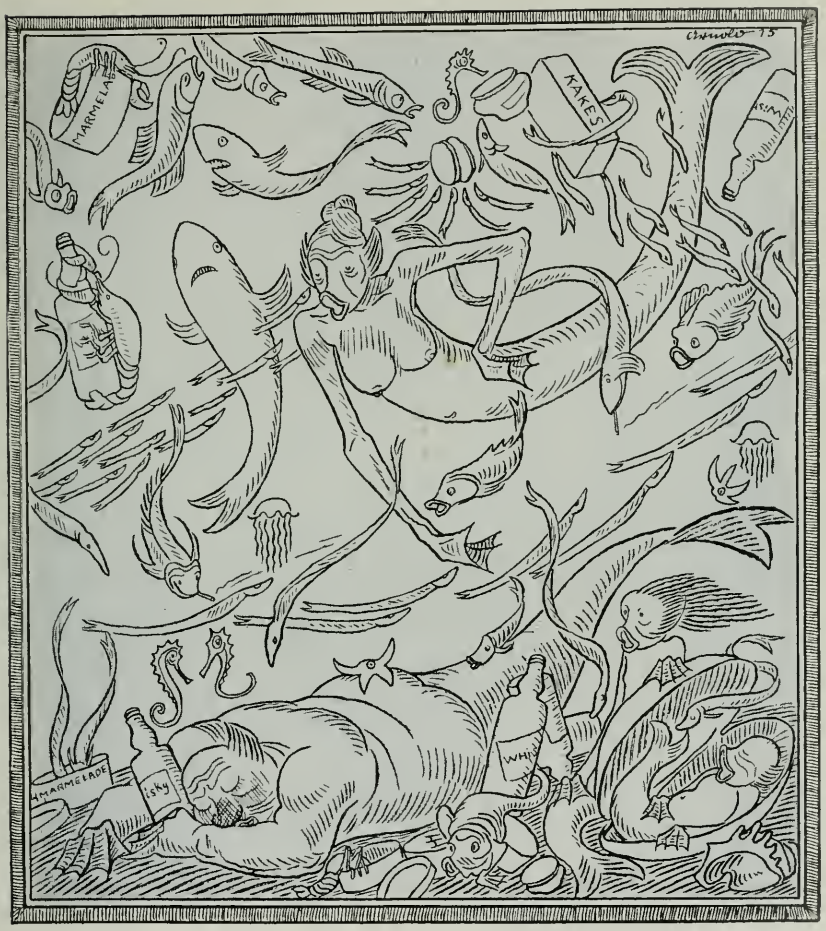
Matrosenlied

Heute wollen wir ein Liedlein singen,
Trinken wollen wir den kuehlen Wein,
Und die Glaeser sollen dazu klingen,
Denn es muss, es muss geschieden sein.
Reich' mir deine Hand, deine liebe Hand.
Leb' wohl, mein Schatz, leb' wohl!
Denn wir fahren gegen Engeland.

Unsre Flagge wehet auf dem Maste,
Sie verkuendet unsres Reiches Macht,
Denn wir wollen es nicht laenger leiden,
Dass ein Englischmann darueber lacht.
Reich' mir deine Hand, deine liebe Hand.
Leb' wohl, mein Schatz, leb' wohl!
Denn wir fahren gegen Engeland.

Kommt die Kunde, dass ich bin gefallen,
Dass ich schlafe in der Meeresflut,
Weine nicht um mich, mein Schatz, und denke:
Fuer das Vaterland da floss sein Blut.
Reich mir deine Hand, deine liebe Hand.
Leb' wohl, mein Schatz, leb' wohl!
Denn wir fahren gegen Engeland.

H. Loens (gefallen bei Reims).



Haeusliche Szene im Mittelmeer

„Diese verfluchten deutschen U-Boote! Jetzt hat der Lackl schon wieder einen Whisky-Rausch!“

Blau, weiss gepuenktelt, mit roten Streifen . .

Ein Jahr bin ich heut von der Heimat fort,
Ein Jahr voll Blut und Brand und Mord. —
Sinnend sitz ich im Unterstand,
Draussen deckt Nebel das stille Land.
Nur hin und wieder ein Postenschuss,
Ein abendlicher Granatengruss. —

Eine Stabsordonnanz in den daemm'rigen Raum
(Man erkennt den willkommenen Boten kaum)
Bringt Briefe und Paeckchen mit eiligem Schritt,
Nimmt Gruesse vom Felde zur Heimat mit.
Fuer mich ein Paket auf der Wachstuchdecke,
Nach dem ich hastig die Hand ausstrecke,
Fest eingenaeht von liebender Hand,
Die Verpackung uns allen recht bekannt.
Sorgfaeltig trenn' ich die schuetzende Huelle:
Wohlschmeckende Fruechte in reicher Fuelle.

Doch was seh' ich? Den Stoff hier kennst du doch?
Zerschlissen ein wenig, hier auch ein Loch:
Ein Kleid aus Lieschens jungen Tagen,
Zu mancher Sommerlust getragen,
Da froh wir durch die Felder gingen,
Uns Blumen pfluecken und Falter fingen —
Blau, weiss gepuenktelt, mit roten Streifen!
Wie nahe das alles! Wie traut! Zum Greifen!

Vergessen der Dienst, versunken der Krieg —
In wehmuetig-suesser Heimatmusik.

Hptm. d. L. Th.

Kleine Kriegsbilder

Friede

„Ganz still sitzen und schlaefrig vor sich hinstarren, sich die Welt als etwas vorstellen, das weit fort in der Ferne lag, als etwas, das ueberstanden war, hier ganz still sitzen und die Stunden eine nach der anderen sterben zu lassen, das war Friede, das war beinahe Seligkeit." Jens Peter Jacobsen: „Schuss in den Nebel".

In Sanssouci war es, wo Voltaire in einer erlesenen Aussprache mit Friedrich dem Grossen die Weichheit und Melodie der franzoesischen Sprache im Gegensatz zur deutschen lobte.

„Nehmen wir die Worte l'amour und la paix. Klingen sie nicht hart gegenueber den deutschen ‚Liebe' und ‚Friede'?" lautete die Entgegnung.

Friede! — Ja, welches Wort haette heute suesseren Klang? Liegt nicht in ihm die Erloesung von tausend Menschenseelen? Zaubert es nicht aus sich selbst heraus Bilder sonnigen Glueckes, stiller Eintracht, harmonischer Ruhe? Es ist, als hoerten wir das leise Schweben der Engel; als striche sanft die Hand des goett-

lichen Knaben ueber die Stirn des unglaeubig zweifelnden Kriegers, auf dass er erwache: Denn es ist F r i e d e a u f E r d e n!

Et la paix?

C'est la fin de la guerre, naturellement — — —

Preussisch

Ihr feisten Inhaber von Brotmarken, ihr Buben hinter den Schranzen und hinter den Zofen, kennt die schoensten Genuesse nicht. Oder wisst ihr, wie ein Stueck erbettelten Kommissbrotes („Koenigskuchen") schmeckt oder ein Schluck Wasser, wenn der Hunger weh tut und der Durst plagt?!

Aber ich denke, ihr werdet auch so die braven Artilleristen von Arras zu wuerdigen wissen.

Kommen wie hungrige Infanteristen durch Nacht und Wind getrottet. Muessen Bretter holen und Material heranschaffen, um die Stellung auszubauen.

„Donnerwetter, gibt's da nicht — w a r m e s Essen?"

Einer geht in den Unterstand der Artilleristen; kommt dann strahlend herausgesprungen:

„Hermann, hier gibt's wat to freten!"

Schon wird die Bude der heiligen Barbara gestuermt. Die Kanoniere reichen uns Deckel und Essen — liebenswuerdige rheinlaendische Wirte.

„Vielen Dank, danke schoen."

„Ach da braucht's kein Danke schoen," klingt's zurueck — „es ist doch alles p r e u s s i s c h!" Musketier Ernst Durst.

Die daheim und wir

Es gibt Schwarzseher unter den Kameraden. Nicht, dass sie an dem endlichen Siege unserer guten Sache zweifelten. Da muessten sie ja auch sich selbst und ihre Fuehrer nicht kennen. Da muessten sie sich selbst die Augen verbinden vor all den herrlichen Erfolgen, die sie unter namenlosen Opfern errungen haben und weiter erkaempfen. Nein, was sie verdriesst, sind die Leute daheim. Wenn sie nach Hause kommen, sehen sie das Leben dort in den alten, gewohnten Bahnen gehen. Dass man arbeitet und angestrengter als sonst, faellt ihnen nicht sonderlich. auf; das betrachten sie, und mit Recht, als selbstverstaendlich. Was sie verdriesst, ist, dass auch ein grosser Teil der Friedensvergnuegungen nicht eingestellt ist. Die Theater und Konzerte sind besser besucht als je, und sogar die Kaffeehaeuser, die gewiss nur leichten und oefter auch leichtfertigen Vergnuegungen dienen, sind bis auf den letzten Platz gefuellt. Das aergert den feldgrauen Besuch, und wenn er zurueckkehrt zu seinen Kumpanen, hebt er die Klage an, man habe in der Heimat offenbar keinen Sinn fuer die Schwere der Zeit, fuer die Haerte der Arbeit, die draussen geleistet wird. Und mancher fuegt den Wunsch hinzu, es waere vielleicht gut gewesen, wenn man in Koeln oder Berlin einmal am eigenen Leibe die Kriegsnot gespuert, wenn man empfunden haette, wie es tut, wenn der Franzose oder Russe im Reiche haust.

Wir wollen uns nicht von so oberflaechlichen Eindruecken bestimmen lassen. Gewiss ist die Heimat ihren Huetern zu unausloeschlichem Dank verpflichtet. Aber sie hat nicht nur genommen; sie hat auch gegeben. Wir brauchen dabei nicht an Liebesgaben oder an die Kriegsanleihen zu denken, auch nicht an den unsichtbaren und doch so wundertaetigen Waffensegen, den sie jedem ihrer Streiter spendet, eben weil er fuer sie ficht, sondern an die Fuelle von Arbeit, die daheim ohne die Millionen ruestiger Haende, die draussen vor dem Feinde schaffen, geleistet wird. Sicherlich wuerde diese Arbeit ohne die Siege unserer Heere nicht gedeihen koennen; aber umgekehrt waeren diese Siege ohne sie umsonst, ja unmoeglich. Wir sollen, zum mindesten einstweilen, keinen Anstoss nehmen an dem oft uebertriebenen Gewinn, den dieser oder jener Geschaeftsmann aus dem Kriege zieht, an dem vergnueglichen Muessiggang, den Gedankenlose auch jetzt noch fuehren, sondern wir sollen auf den Ernst der grossen Menge unsrer Landsleute achten, den wir freilich nicht auf Gassen und in Kneipen spueren koennen; wir sollen die Frauen ehren, die unsere Arbeit tun; wir sollen uns freuen, dass die Kunst, die grosse Troesterin, vor den Schrecken des Krieges nicht geflohen ist, und sollen mit stolzer Freude ein Vaterland lieben, das trotz Kriegsnot und Teuerung nicht in Sack und Asche zu gehen braucht, sondern den Mut und die Freiheit selbst zur Heiterkeit aufbringt.

Wie dieses Vaterland ueber seine Soehne im Felde denkt, wie es fuer sie fuehlt, das zeigt das Winken, das jeden Zug durchs ganze deutsche Land geleitet, das zeigt, um mit einem Bildchen zu schliessen, ein ehrwuerdiger Herr, der mit entbloesstem Haupt in achtungsvoller Haltung einen Soldatenzug an sich vorbeirollen laesst und mit diesem Zeichen das Hoechste kundtut, was Jugend sich wuenschen kann: dass das Alter sie ehrt. W.

Von hier und daheim

So'n bisschen Latein im Felde

Als kuerzlich ein junger Offizier in Russisch-Polen sich mit dem Geistlichen nicht verstaendigen konnte, sagte er endlich stolz in Erinnerung an seine Pennaelerzeit: „Possum etiam linguam latinam!" (Ich kann auch lateinisch.) Der geistliche Herr antwortete sofort: „Visne caffeum bibere?" (Wollen Sie Kaffee trinken?) „Non habes alcoholica?" (Haben Sie kein Schnaepschen?) lautete die Gegenfrage, denn es war bitter kalt. Doch er erhielt die Antwort: „Nihil habeo nisi teeum aut caffeum!" (Ich habe nichts als Tee oder Kaffee.) Dafuer bekam der Leutnant noch eine Zigarre. Freilich war sie so vertrocknet, dass er sie durchaus nicht zum Ziehen bringen konnte. Nun strengte der Enttaeuschte traurig sein Hirn zum letzten Lateinisch an: „Cigara non trahit!"

„Ich weiss wahrhaftig nicht, was ich mit all dem Geld anfangen soll, das ich geerbt habe." — „Zeichne doch die dritte Kriegsanleihe!" — „Aber da wird's ja noch mehr!" F. M.

Der Faehnrich

Ausmarsch

Wir schreiten durch die Fruehe
Wohl an vierhundert Mann.
Du rote Rose bluehe,
Sieh, wie ich jauchz' und gluehe,
Weil ich marschieren kann.

Du Rose, duftbetaute,
Die Mutter gab dich mir.
So hell ihr Auge schaute,
Als sie mich kuesst', die traute, —
Du wurdest mein Panier.

Die Rosenlust des Lebens,
Nun ward sie mir vermehrt;
Nun sehnt' ich nicht vergebens
Mich an ein Ziel des Strebens,
Das meiner Vaeter wert.

Mein Mut wird nicht erlahmen,
Er ist wie klingend Erz,
Und wenn zum Kampf wir kamen
Gruesst seinen alten Namen
Ein junges Faehnrichsherz.

Im Feld

Champagnetag, Champagnenacht, —
Eiserne Jugend haelt die Wacht,
Eiserne Maenner tuermen den Wall,
Lebendige Quadern ueberall.

Champagnetag, Champagnenacht, —
Im engen Graben, im tiefen Schacht,
Ob der Regen faellt, ob die Sonne brennt,
— O du mein liebes Regiment!

Champagnetag, Champagnenacht, —
An den Vater in Polen hab' heut' ich gedacht.
Einst stand er mit in diesen Reihn . . . . .
Soll mit seinem Faehnrich zufrieden sein.

Champagnetag, Champagnenacht, —
Wann klingt dein Reim: Champagneschlacht?
Wann aus der Graeben wildem Geflecht
Brechen hervor wir, ein reisig Geschlecht?

Ein Leuchten in meinen Augen,
Ein Lachen um meinen Mund, —
Was sollt' mein Leben mir taugen,
Schaut' es nicht diese Stund?

Sturm und Tod

Es will mein Herz sich weiten,
So draengt sich's stolz hinein:
Ich durft' einen Sieg erstreiten,
Ich durft' ein Beispiel sein!

Meine braunen achtzehn Jahre
Sie wirkten Mannestat, —
Und legt ihr mich auf die Bahre,
Ist doch das Glueck mir genaht.

Mitten im Kampfestosen
Fuellt es die Haende mir,
Nun umbluehen mich tausend Rosen, —
O du seliges Trutzpanier!

Von Siegesruf umklungen
Es jaeh zum Tod mich riss, —
Zufrieden mit ihrem Jungen
Sind Vater und Mutter gewiss.

Und gibt es kein neues Erwachen
Nach solchen Tages Schluss, —
Dem Vater mein letztes Lachen,
Der Mutter den letzten Kuss!

Karlsruhe. Albert Herzog.

Friedliche Kriegsbilder aus dem Osten

Er kauft ein Holz

Es war Ende November, als wir nach langer Bahnfahrt kurz hinter Thorn den geheiligten russischen Boden auf dem Ausladerampe in N. betraten und bald darauf in den sinkenden Winterabend hineinritten, unserem ersten russischen Quartier am Weichselstrom entgegen.

Wie ganz andere Bilder als in Flandern traten dem Auge entgegen, wie wirkte vor allem die Ruhe und Einfoermigkeit der Landschaft auf uns ein. Weder Haus noch Baum saeumte die breite, loechrige Strasse, die zuweilen durch naechtlich dunkle Fichtenwaelder fuehrte, begleitet von einem breiten, vom Monde beleuchteten Nebelstreifen ueber dem Weichsellaufe. Auf einmal helleuchtende Feuer, der Klang von Haemmern, geschaeftiges Laufen und Arbeiten. Unsere Pioniere bei der Eisenbahn.

Bald schwand der Zauber der Mondnacht.

Die russische Wirklichkeit zeigte sich, als wir die mueden Roesser in die Staelle der ersten Hotels in W. bringen wollten. Bis an die Fesseln standen die armen Tiere im nassen Kote eines zugigen, kalten Schuppens. Kein Halm Stroh oder Heu aufzutreiben. Wohl dem, der noch was im Futtersack hatte.

Nachdem die Rosse, so gut es ging, versorgt und verpflegt waren, ging's mit den von der Ortskommandantur ausgestellten Scheinen auf Quartiersuche.

Auch da ganz anders als im Westen. Zunaechst sprach fast alles deutsch, das erleichterte die Sache, obgleich man mit einem russischen Sprachfuehrer besser durchkommt, den hatten wir jedoch noch nicht. In ein paar Tagen lernten auch wir ihn schaetzen und anwenden, seine Sprache verstehen die oestlichen Voelkerschaften ausgezeichnet, sie kennen und schaetzen ihn von Geburt an — ein Wink mit ihm oeffnet alle Sinne und erweckt entgegenkommendes Verstaendnis. In Deutschland bezeichnet man diesen Sprachfuehrer gemeinhin als „Reitstock".

Unser Hauswirt fuehrte uns in sein dreistoeckiges Haus, treppauf, treppab, nur leere, kalte Zimmer. Nichts zu machen. Tat ihm furchtbar leid. Muessen die Herren wo anders suchen. Bis wir auf die Idee kamen, ihn zur Wohnungssuche mitzunehmen, und ihm zu eroeffnen, dass er eingesperrt werden wuerde, wenn wir zuvor Zimmer faenden.

Das half: auf einmal oeffnete sich eine praechtige sechszimmerige Wohnung mit zwei Schlafzimmern. Aber nur fuer eine Nacht: es kaemen die Herrschaften gleich wieder. Sie kamen zwar nicht wieder, nur kalt war es. Er habe keine Kohlen, kein Holz. Auch andern Tages gab es noch nichts; aber man koenne stets kaufen, meinte er.

In der Tat zogen Dutzende von Holzverkaeufern mit dem Buendel am Ruecken die Strasse entlang, das Bund kostete 50 Pfg. und wir wussten fuer den Tag die Zimmer mit dem praechtigen russischen Ofen angenehm warm zu halten.

Auch Herrn Lubowsky, unserm Hausherrn, gefiel das Ding, er ging nicht vom warmen Ofen weg. Ein anscheinend reicher,

gescheiter, gutunterrichteter Mann. Wir lauschten seinen Schilderungen mit Interesse. Grosses Entgegenkommen zeigte er fuer unsere Zigarren: Lebensmittel, franzoesischen Sekt, der noch mit heruebergekommen war, lehnte er ab, das duerfe er nicht trinken, seine Religion erlaube es ihm nicht, aber alles, was koscher war, betrachtete er als auch ihm gehoerig. Echt russische Gastfreundschaft auf unserer Seite. Feuerungsmaterial zu beschaffen, dazu war er nicht zu bewegen. Endlich kamen wir auf die Idee, durch Verwendung von Haushaltungsgegenstaenden das Feuer in Gang zu bringen. Als passendes Objekt wurde zunaechst ein Kinderstuehlchen angesehen. Darauf: „Nu, was wollen Sie machen mit dem Stuehlche?"

„Ein Feuer," versetzte kaltbluetig der andere.

„Nu ,das macht der Kosak, aber nicht der deutsche Soldat," wandte Herr L. ein, unser Nationalgefuehl anrufend. Darauf der andere: „Wenn kein Holz da ist, was soll man machen, erst Kinderstuehlchen, dann das Buffet!"

„Ich werde kaufen ein Holz," sprach stolz Herr L. „Sie bekommen ein gutes Holz, nur muessen Sie mir geben den Soldat zum holen."

Beide ab. Kurze Zeit darauf zeigt L. strahlend das Holz, es habe zwar 60 Pfg. gekostet, aber sei ausnahmslos gut.

Das Holz war gut. Es brannte zwar nicht, vergeblich bemuehte sich ein jeder, ein Feuer in Gang zu bringen, aber wir lobten Herrn L., er sei ein nobler und braver Mann, dass er ein Holz gekauft habe.

Da toent eine Stimme vom Ofenloche her: „Ja, gekauft hat er's schon, aber bezahlt habe ich es!"

Darob allgemeines Erstaunen, bis Herr L. die Stille unterbricht mit den klassischen Worten:

„Was heisst b e z a h l t? Bezahlt hat er schon, aber gekauft das Holz habe ich; bezahlen kann jeder, so er ein Geld hat, das ist keine Kunst, aber kaufen, richtig kaufen, kann nur der Kaufmann, ich bin Kaufmann und verstehe von Holz."

Vor diesen weisen Ausfuehrungen mussten wir Westlaender schweigen.

Das schoenste war noch, dass Herr L. in richtiger Vorahnung unseres baldigen Abmarsches ein nasses Holz gekauft hatte, es brannte und brannte nicht, und wir mussten es ihm zuruecklassen!

Er wird sich noch tagelang an seinem „gekauften" Holz gewaermt haben.

Moege es ihm wohlergehen und seine Wuensche, „wenn nur die Deutschen W. behalten" in Erfuellung gehen.

Wie die russische Militaerverwaltung um 60 gute Pferde kam

Ein alter Reiter sorgt fuer sein Ross, darum sahen wir uns andern Tags auch nach besseren Staellen um und fanden in einer grossen Holzpapierfabrik einen praechtigen Stall. Wir konnten 200 Pferde dort unterbringen.

Die Fabrik war deutsches Besitztum, die Besitzer waren gefluechtet, nur ein Verwalter war zurueckgeblieben, ein ernster Maerker, deutsch bis ans Herz, seine Jungens alle im Felde.

Die Fabrik war auf Antrag des russischen Ortskommandanten zur Sprengung vorgesehen. Aber da der Generalgouverneur Baron K. in Warschau bei seinen jaehrlichen amtlichen Visitationen stets wohlbefriedigt nach gutem Diner die Fabrik verlassen hatte, genehmigte er den Antrag nicht, mit dem Bemerken, dass das etwa 20 Millionen Wert darstellende Werk nach dem Kriege doch russisches Staatseigentum werden wuerde.

Nun hatte ja der Kommandeur des dort liegenden Kosakenregiments die Herrschaftspferde, edle Trakehner, mitsamt den Equipagen gleich bei der Mobilmachung fuer seinen eigenen Gebrauch in Verwendung genommen. Aber es blieben doch noch 60 gute, schwere deutsche Arbeitspferde zurueck, die zwar ausgehoben, jedoch nicht abgefuehrt werden konnten, da die Russen zuerst ziemlich schnell zurueckgingen.

Auch als sie wiederkamen, war die Zeit zu kurz, die Pferde mitzunehmen, der Verwalter erhielt jedoch den Auftrag zur Verladung und Absendung nach einem bestimmten Orte.

Nun war es merkwuerdig, dass er es mit dem besten Willen, trotz mehrfacher Vorladungen, nicht fertig brachte: bald hatte er kein Futter fuer den Transport, bald fehlte es an Leuten, dann waren wieder keine Wagen da, dann waren die Pferde krank . . .

Bis eines Tages der Verwalter stolz mit seinen 60 Pferden und Leuten sich abmarsch- und verladefertig auf der Kommandantur meldete. Aber auch jetzt musste leider der anwesende russische Beamte die Abfertigung des Transportes ablehnen, mit dem Hinweis, dass seit zwei Stunden ein deutscher Kommandant ihn abgeloest habe.

Dem deutschen Kommandanten war der gute Transport recht willkommen, nur schickte er ihn in entgegengesetzter Richtung ab, als das urspruengliche Versendziel war.

„Aber, wenn jetzt die Russen zurueckkommen," schloss der Verwalter seine Schilderung, „dann muss ich mich vorher unsichtbar machen, denn sonst haengen sie mich auf, mein Strick ist schon laengst gedreht!"

Sein frohes Gesicht sagte jedoch, dass er starke Zweifel hegte, an dieser, in Polen und Russland allerdings ziemlich allgemein verbreiteten schmerzlosen Todesart sterben zu muessen. Kff.

Wichtige Feldpost

Auf d' Feldpostkart bloss so zum Scherz
Malt heut' der Hans a grosses Herz
Und schickt es seinem Liserl zu:
„Des ist mei Herz, und drin bist du!"
Und d' Lieserl malt als Antwort fei
A Herz, des soll das ihre sei.
Zum Herzensfensterl, ei der Daus,
Do guckt der feldgrau' Hansel raus.
Des hot da Hansel diabisch g'freut!
Zum Male hot er heut' kei Zeit,
Er schreibt bloss schnell: „Bleib' treu dei'm Bua
Und mach' des Fensterl liaber zua!"

Von hier und daheim

Reitunterricht fuer Anfaenger

„Komisch — aufsteigen tut man doch immer nur links — und 'runterfallen tut man bald links, bald rechts!"

Der Buerokrat

„Sie muessen sich doch maechtig freuen, Armierungssoldat Wudicke, dass Sie aus Ihrem faulen Buero hier ins Soldatenleben herausgekommen sind, was?" — „Ach, Herr Feldwebel, faul war mein Leben dort auch nicht, ich habe taeglich zehn geschlafene Stunden in meinem Buero gesessen."

Auch ein Verein

Im Schuetzengraben begegnet die naechtliche Abloesung den aus dem Schuetzengraben abtretenden Mannschaften. Stockdunkelheit! Diesmal wird der Schuetzengraben mit Kavalleristen besetzt, denen dieses unkavalleristische Dasein wenig Freude bereitet. Ein Infanterist fragt einen der Ulanen: „Du, was seid ihr eigentlich?" — worauf die stolze Antwort ertoent: „Verein ehemaliger Kavalleristen!"

Zeitgeist

Bei der Besprechung des Maikaefers fragt die Lehrerin: „Wer von euch weiss noch, wie die Larven des Maikaefers heissen?" Keine Antwort. Um dem Gedaechtnis, auch der praktischen Erfahrung der Kinder zu Hilfe zu kommen, faehrt die Lehrerin fort: „Wie heissen die gierigen, gefraessigen Larven, die so schaedlich sind?" Da kommt der kleinen Emmy eine Erleuchtung: „Die Englaender!" ruft sie strahlend aus.

Auf dem Fort Seclin

„Du, Schmiechel, steig' doch 'mal 'rauf und guck nach, wieviel Eier im Nest sind." — „Dreizehn!" — „Die Unglueckszahl! Ha, jetzt weiss ich doch, warum's nicht mehr sind!"

Die Entruestung

„Nu hat mir der Piefke wieder die braunen Stiebel verlegt. Oder wo sind sie, zum Henker? Bin ich verrueckt oder ist er's?" — „Na, Fritze, als Vizespiess wirst du dir doch keinen verrueckten Burschen ausgesucht haben."

Der Philosoph

„Warum so grimmig, Peterle?" — „Ha, ich hab' grad' eben zwanzig Mark verlore." — „Und denkst gar nicht an die Freude dessen, der sie findet?" — Peterle kratzt sich am Kopf: „Ha no!"

Hausfrauengeschick

Mutter schreibt aus Magdeburg, ich sollte mir keine grauen Haare wachsen lassen, mit der Teuerung sei es gar nicht schlimm, frueher haette sie eben Kartoffeln zum Fleisch und Brot zum Schmalz gekauft — und jetzt kauft sie Fleisch zu den Kartoffeln und Schmalz zum K-Brot.

Die Fremdwoerter

Auf dem Fort Seclin haben sie eine Gefluegelzucht eingerichtet. Die Armierer sind alle stolz darauf. Neulich frage ich einen, ob sich die Anlage denn auch bezahlt macht. „Jawohl, Herr Feldwebel," sagt er, „wir sind jetzt ganz zufrieden mit der Brutalitaet."

Auf dem Pferdeschlachthof

„Schiller hat schon in der »Jungfrau von Orleans« die Erhoehung der Pferdefleischpreise prophezeit." — „Wieso denn?" — „Na, in dem beruehmten Monolog: »Das Schlachtross steigt —!«"

Der Wachtposten

Posten, der fuer uns wacht —
Posten, Posten hab' Acht!
Schaerf' Aug' und Ohr und gebrauche sie brav!
Hinter dir pflegen verdienten Schlaf,
Pflegen fuer Stunden verdiente Rast
Die Kameraden nach Tages Last.
Willst du verraten ihr Blut?
Huete sie, huete sie gut!

Posten, Posten hab' Acht!
Posten, der fuer uns wacht —
Deinem wehrhaften Schutze vertraut
Sind Mutter und Tochter, Schwester und Braut
Im Vaterlande, das liebe Weib,
Werdender Muetter gesegneter Leib
Schlummern in deiner Hut.
Huete sie, huete sie gut!

Posten, der fuer uns wacht —
Posten, Posten hab' Acht!
Sei treu, wie wir treu und stolz dir vertrau'n!
Siehst du nicht in daemmerndem Morgengrau'n,
Wie's um dich braust und woget und webt,
Der Erde traecht'gem Schosse entschwebt?
Das ist Deutschlands Zukunft, herrlich und gross,
Die ruht in des Schicksals dunkelm Schoss.

Und wenn sich zu Myriaden der Feind
Im stuermenden Kampfe gegen uns eint:
Er wird zuschanden mit all seiner Macht,
Wenn du, einsamer Posten, treulich gewacht.
Deutschlands Heil, Deutschlands Zukunft in deiner Hut!
Huete sie, huete sie gut!

Offizierstellvertreter Immanuel Saul (gef.)

Allerseelen

Kameraden! In dankbar treuem Gedenken scharen wir uns heute um die Graeber unsrer gefallenen Helden. Blumen der Heimat schmuecken ihre Ruhestaette, wie einst ihre Brust geschmueckt war, als sie mit frohem Liede voll freudiger Begeisterung in den Kampf zogen, da der Todesengel an der Seite der Todgeweihten unsichtbar weilte beim Abschied von ihren Lieben.

Doch unsere Seele lauscht der Sprache der sich im Herbstwind neigenden Blumen und Baeume und vernimmt einen troestenden, ja erhebenden Klang aus einer anderen Welt: U n s t e r b l i c h k e i t Wir haben die allzu frueh Vollendeten mit all ihren unerfuellten Hoffnungen hineingebettet in der Erde Mutterschoss umschattet vom Erloeserkreuze: Unsterblichkeit spricht aus diesen

Worten. Die teuren Kameraden sind dahingegangen in der Bluete ihrer Jugend oder in der Vollkraft ihrer Jahre. Viel hoffendes Glueck und Streben, viele arbeitsreiche Plaene sanken mit ihnen dahin, als sie eben auf dem Anstieg ihres Lebens waren. Doch euer Herz, ihr Schlummernden, die ihr euch ohne Zagen dem Vaterlande geweiht, es kuendet euch und uns allen mit untrueglicher Stimme: All unser Hoffen, all unser Glauben gilt einem anderen Leben, welches dem tiefsten Glueckssehnen unseres fuehlenden Herzens, dem nie ermattenden Forschen unseres strebenden Geistes volle ungetruebte Befriedigung gewaehrt im Urquell allen Glueckes und aller Weisheit: in innigster Gottesgemeinschaft. „Unruhig ist ja des Menschen Herz, bis es ruhet in Gott."

Was das fuehlende Menschenherz uns sagt, das kuendet uns ebenso laut der Erde Mutterherz, an das wir euch gebettet. Wohl erinnert dich der feurigrote wilde Wein an Zaeunen und Mauern, das fahlgelb zu deinen Fuessen wirbelnde Blatt wie das farbensatte Gluehen der Abendsonne, dass gar bald unter Regenschauer und Winterfrost alles Leben ersterben wird. Doch der Erde Schoss birgt in waermender Huelle alle Lebenskeime; nicht lange und wieder werden sie zu neuem Leben, zu neuer Bluete erwachen. Gemahnt uns, wenn wir am Grabe stehen, nicht dieser ewige Wechsel der Natur, nicht zu trauern in hoffnungslosem Zagen und Schmerz, wenn Blueten brechen und kraftvolle Baeume entwurzelt werden, vielmehr voll Zuversicht des neuen Lebens der Unsterblichkeit zu harren?

Die stillen Grabeshuegel sind umschattet vom Erloeserkreuze. Von dieser Quelle der Kraft und des Mutes in eurem Leben, von diesem Borne treuester selbstloser Pflichterfuellung bis zum letzten Lebenshauche fliesst auch der milde Glanz des Hoffnungssternes der Unsterblichkeit. „Wenn ich erhoeht sein werde, werde ich alles an mich ziehen." Das schmerzensreiche Dunkel des Karfreitages musste dem glanzvollen Lichte des Ostermorgens weichen. All das Leid und die Trauer, die bisweilen um unsere Heldengraeber gleich schwerem Nebel weben moechte, wird verscheucht vom Wahrheitswort des Weltenheilandes: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird, wenn er auch stuerbe, ewig leben." In dem Glauben sind die Kameraden dahingegangen, sie werden ewig leben.

Drum „wehre deiner Stimme das Weinen und deinen Augen die Traenen; es gibt einen Lohn fuer ihre Muehsal, eine Hoffnung fuer die Zukunft." Ja, unser Schmerz um die gebrochenen besten Lebenskraefte, um die schwer zu vermissenden dahingegangenen Geisteskraefte wird geweiht durch die grosse Zukunftshoffnung. Wie ihr Einzelleben vom Glanze der Unsterblichkeit, so ist das Leben unseres deutschen Volkes verklaert von der Hoffnung auf die grosse Zukunft, wo im neuen Voelkerfruehling der Menschheit der deutsche Aar mit maechtigeren Schwingen sich in lichte Hoehen erheben wird, die durch den Ernst der Zeit innerlich erneute deutsche Volksseele mit schmerzensgeeinter doppelter Kraft der ihrer harrenden Aufgaben in der Weltmission und der Wiederversoehnung der Voelker in vertrauenerweckender Weise sich widmen wird. Feldgeistlicher Dr. Aufhauser.

Vier Worte

Im fernen Flandernlande
Liegt tot ein braver Soldat;
Neben dem Tapfern im Sande
Zittert ein weisses Blatt.

Dem Muetterlein gab darauf Kunde
Der Tote in letztem Weh,
Und schrieb mit brennender Wunde:
„M u t t e r — w i r s i e g t e n — — a d e — —!"

Jos. Schregel.

Begegnung

Ein junger Krieger. Im Frieden Student, ist er jetzt mit der Waffe der Eifrigsten einer.

Eines Abends ein einsamer Patrouillengang weit vor der Front. Das Gelaende ist schwierig, und wie die Nacht kommt, kann er sich nicht mehr zurueckfinden. Also den Morgen abwarten: dort am Grabenrand unter dem Weidenbaum laesst sich schoen ausruhen. Er ist so muede — — —

Ploetzlich taucht hinter den Baeumen eine dunkle Gestalt auf. Lang und mager wie ein Englaender, aber deutsche Uniform, sehr grau und sehr schmutzig. Man begruesst sich. „Patrouille?" — „Wie man's nimmt," antwortet der Fremde. — „Hast ja keine Waffe bei dir?" — „Geht auch ohne." — „Von welchem Regiment?" — „Du solltest mich doch kennen. Weisst du noch — es ist schon lange her —, wie du zum erstenmal in einen Schuetzengraben kamst. Ich hoerte dich schimpfen auf den Schmutz und das faulige Stroh. Und da war noch etwas anderes: so ein merkwuerdiger Geruch in der Luft — —. Und neulich, wie dein bester Kamerad neben dir fiel und du ihm in die brechenden Augen hineinsahest, da musst du mich gesehen haben."

Ein wunderlicher Mann, dieser Fremde. Beinah etwas unheimlich. Aber fuer die lange Nacht ein willkommener Kamerad. Man spricht vom Kriege. „Du hast wohl nur noch wenig Freude gehabt?" meint der junge Krieger. „O, aber sehr! Du musst naemlich wissen: ich bin von Haus aus ein sehr, sehr ernster Mann und habe eine starke Neigung, allen Dingen auf den Grund zu gehen. Frueher habe ich mich immer so geaergert, wenn die Menschen soviel Komoedie untereinander spielten. Jetzt ist endlich mal das Spiel aus und der Ernst da. Sie kannten sich auch selber nicht. Sie hatten allerlei Namen und Titel und wer weiss, was sonst fuer Schein an sich, jetzt beginnen sie aber erst zu begreifen, was ein wirklicher Mensch ist. Ja, ja: man hat viel Arbeit, das allen beizubringen."

„Redet wie ein Professor," denkt der junge Krieger und betrachtet das bleiche nachdenkliche Gesicht des Fremden und die staendig zur Erde gesenkten Augen. Unwillkuerlich kam ihm eine Erinnerung an einen wunderbaren Professor auf dem Pennal, den sie die „Hippe" genannt und gern verulkt hatten. Recht hatte

der Fremde ohne Zweifel. „Ja, wir sind alle hier draussen so ganz anders geworden. Einfacher und wahrer. Gewissermassen neugeboren. Und wenn ich recht ueberlege, dies neue Leben gab nur — der Tod!"

Der Fremde verneigte sich fast geschmeichelt. „Stimmt. Und das kommt daher, dass der Tod das Wahrste und Wirklichste ist, das es ueberhaupt gibt. Alles andere ist im Grunde Schein und Schwindel. Aber der Tod ist wahr."

Lebhafter hatte er gesprochen. Sein langer Arm fuhr dabei eckig und weit ausholend in die Luft, aber die Augen im bleichen Angesicht blieben geschlossen. So sassen sie schweigend, bis der Fremde ploetzlich sagte: „Sage mal aufrichtig: fuerchtest du dich vor dem Tode?"

„Das ist schwer zu sagen. Ich bin ein junger Mensch. Und wenn es so recht heiss herging, dann dachte ich wohl an meine 20 Jahre. Und dann lag immer auf einmal meine Heimat vor mir so schoen und klar, wie ich sie frueher nicht gesehen. Aber da war noch etwas. Hast du einmal einen richtigen Sturm mitgemacht?"

„Wie man's nimmt," versetzte der Fremde.

„Ich meine nur, wenn es so durch die Ruebenfelder rasselte, dann hatte ich ploetzlich das eine heisse Gefuehl: Deutschland ueber alles!"

Der Fremde wurde aufmerksamer. „Ja, und da war n o c h etwas anderes. Als neulich die Inder unversehens auf unsern Graben stuerzten, fiel mir ploetzlich aus meiner Kinderzeit ein alter einfaeltiger Gesangbuchvers ein: Breit aus die Fluegel beide. — Du lachst darueber, aber wenn ich es auch schlecht mit Worten sagen kann: Es ist doch etwas g a n z Grosses und Wirkliches dabei."

Der Fremde schuettelte den Kopf. Und indem eine Erschuetterung durch seinen hageren Koerper ging, fragte er ganz, ganz langsam, Wort fuer Wort:

„Was wuerdest du denn jetzt sagen, wenn dir der Tod begegnen wuerde?"

Da flammte es in der Juenglingsseele auf, und es fiel ihm ploetzlich ein altes Heiligenwort ein. „Ich wuerde sagen: Gelobet sei mein Gott durch unsern Bruder, den leiblichen Tod!"

Jetzt trat der Fremde ganz dicht an ihn heran und reichte ihm die Hand. Dabei hob er seinen Blick endlich auf, und das blasse Mondlicht fiel tief hinein in leere schwarze Augenhoehlen.

Das war jener Moment, wo es heiss zum Herzen stroemt, die Glieder herabsinken wollen — und doch die Sinne wie von selber tun, was einmal sein muss. So reichte der Juengling dem Fremden die Hand und sagte es noch einmal, ganz klar und ruhig: „Gelobet sei mein Gott durch unsern Bruder, den leiblichen Tod!" Indessen aus weiter Ferne eine verirrte Kugel angeschwirrt kam. Sie hatte gerade noch die Kraft, sein Herz zu durchbohren.

Am naechsten Tage fanden ihn die Kameraden. „Er sieht so ruhig aus, als haette es ihm im Traum getroffen," meinten sie. Und begruben ihn unter dem Weidenbaum. Gerade an der Stelle, wo ihm der Tod begegnet war.

Unteroffizier Schulz.

Einiges von unserm koeniglichen Gast

Von einem Sachsen

Unsere Gegner haben an uns in diesem Kriege viele Enttaeuschungen erlebt. Eine der schwersten darunter betrifft sicher die Vorstellung, die sie sich von der Vielgestaltigkeit unseres Staatengebildes gemacht haben, und die Hoffnung: im Augenblick der Kriegserklaerung wuerden die Gegensaetze zwischen Nord und Sued, der einstige Zwist zwischen den einzelnen Laendern und Laendchen wieder ausbrechen, und die Vormacht unter ihnen mit einem Male wieder allein dastehen.

Wir aber wissen, dass uns ausser der Erinnerung an eine grosse Vergangenheit vor allem die Not zusammengeschmiedet hat, wir wissen, dass wir uns als Einzelstaaten nur im grossen Ganzen selbsterhalten koennen. Darum lieben wir das Reich, das uns den Bestand unseres engeren Vaterlandes gewaehrleistet, darum pflegen wir aber auch alles, was dem Wohle der engeren Heimat dient, weil auf ihm ja das Wohl des Ganzen sich aufbaut.

So feiern wir Sachsen — und nicht bloss wir —, denn als treue Kameraden teilen wir mit den anderen, die anderen mit uns, ausser den schweren, auch die frohen Tage —, heute den Besuch unseres Koenigs Friedrich August III. in Lille.

Wenn ein Land und ein Fuerstenhaus durch mehr als acht Jahrhunderte gemeinsamer Geschichte miteinander verbunden sind, so ist wohl anzunehmen, dass das Volk die dem gesamten Haus entgegengebrachte treue Gesinnung ohne weiteres auch auf den jeweiligen Vertreter dieses Hauses uebertraegt. Aber das, was Koenig Friedrich August mit seinem Volk verbindet, geht weit ueber das hinaus, was im allgemeinen unter dem Begriff der monarchischen Gesinnung gefasst wird. Ist es doch selbst denen, die die Person unseres Koenigs naeher kannten, unerwartet gewesen, in wie kurzer Zeit er, der in schwer innerpolitischer Zeit die Zuegel der Regierung aufnahm, sich die Herzen aller gewann, und zwar vom Vornehmsten bis zum Geringsten. Der grossdeutsch Gesinnte achtet sein aeusseres und inneres Verhaeltnis zum Reich, von dessen Notwendigkeit fuer die Hoeherentwicklung des eigenen Landes er im Tiefsten ueberzeugt ist, und vor allem auch sein persoenliches Verhaeltnis zum Kaiser, von dem er ein gluehender Verehrer ist.

Das aber, was unsern Koenig mit seinem Volk am engsten verbunden hat, ist die Person, der Mensch selbst, ist die frische Art, mit der er ueber die mannigfachen Schranken seines hohen Standes hinweg den Weg zum unmittelbaren Verkehr mit den Kindern seines Landes zu finden weiss. Deren sind unzaehlige, die, sei es in der Hauptstadt, sei es auf seinen Reisen in die Provinzen, sei es auf der Jagd in den heimischen Waeldern oder beim Aufstieg auf die Bergriesen der Alpenwelt, deren besonderer

Verehrer er ist, von ihm in seinem heiteren natuerlichen Ton angesprochen, zum Mitgehen aufgefordert, ja wohl gar, wenn er sie muede am Weg fand, zum Mitfahren mit ihm, den sie oft erst viel spaeter erkannten, eingeladen worden sind. Und wie er sich so seinem Volk verbunden weiss, wie ihn das Volk noch besonders als den liebenden und zugleich streng erziehenden Vater seiner eigenen Kinder kennen gelernt hat, so hat er ein ganz besonders enges Verhaeltnis zu seinen Soldaten. Von Jugend an als Offizier unter ihnen stehend, war er von 1902 an kommandierender General des 12. (saechsischen) Armeekorps, wurde er nach seinem Regierungsantrit im Jahre 1904 vom Kaiser zum Generalobersten ernannt und hat jetzt Rang und Titel eines Generalfeldmarschalls. Und wenn er auch, als regierender Fuerst, den anderen Bundesfuersten gleich, es sich versagt hat, selbst als Fuehrer im gegenwaertigen Krieg taetig zu sein, so hat er es sich doch nicht nehmen lassen, nicht bloss daheim in den Lazaretten freundlich anteilnehmende Besuche abzustatten, oder die Ausbildung des Ersatzes zu ueberwachen und den Ausziehenden seinen Gruss mit ins Feld zu geben, er ist auch schon mehrere Male nach Osten und nach Westen zur Front gefahren, hat die Verwundeten begruesst, die Toten geehrt und den, sei es vom anstrengenden Schuetzengrabendienst, sei es vom Sieg, aus der vordersten Linie Zurueckkehrenden seine Achtung bezeugt und seinen Glueckwunsch dargebracht. So fuehlen wir alle uns auch hier im Feld als die Seinen.

Friedrich.

Sachsenparade in Lille

Morgens um 7 Uhr auf der Grande Place. Die Stadt beginnt zu erwachen. Aber ihr Leben traut sich noch nicht recht, denn es ist dunkel. Keine Strassenlaterne brennt. Nur die Lichter der elektrischen Bahnen leuchten auf und machen sich wieder davon. Die Fahrer klingeln mit Ausdauer und Kraft, als haetten sie ihre Wagen durch ein unendliches Menschengewuehl zu steuern. Und es huschen doch nur ein paar fruehe Liller ueber den Platz. In den Kaffeehaeusern ist Licht. Man macht sauber. Das geht langsam und nicht allzu gruendlich von statten. Es ist Krieg. Gaeste kommen erst spaet und spaerlich. und zwei Drittel von ihnen sind die fremden grauen Gesellen, die nach heimlich herumgewisperten Wahrsagungen eigentlich am 11. November, nachmittags 4 Uhr, abgerueckt sein sollten. Sie sind noch immer da, und die Optimisten von Lille suchen nach neuen Orakeln. Sie haben einstweilen noch keins. Es geht zu wunderlich zu in der deutschen Welt von Lille. Da marschieren seit ein paar Tagen schon zu bestimmten Stunden lange Zuege von Soldaten durch die Stadt, gar nicht feldmarschmaessig und mit froehlicher Musik. Man munkelt, ein Koenig soll kommen. Der von Sachsen. Ah, Dresden! Eine schoene Stadt! So schoen und zierlich, dass sie beinah in Frankreich liegen koennte.

Koenig Friedrich August von Sachsen

Und nun dringt auch durch den dunklen Novembermorgen heller Gesang. Da ruecken sie wieder an, wie sie die Tage vorher marschierten, die Rue Nationale, den Boulevard de la Liberté hinaus zum Marsfeld. Der Gleichschritt toent so fest, die Lieder klingen so froehlich. Die verschlafenen Fruehaufsteher von Lille treten vor die Tuer und druecken an den Fenstern die Nasen platt. Es ist ein eindrucksvolles Bild: der dunkelgraue Morgen, der feldgraue Zug, die Lichter in den Haeusern und dazu die munteren Lieder, die immer wieder die Truebe zerteilen wie zum froehlichen Beweis des starken Wortes, dass ein rechtes Herz nicht umzubringen ist.

Allmaehlich wird es heller, aber es bleibt ein trueber Tag, und ab und zu faellt ein feiner Spruehregen. Auf dem Marsfeld stehen saechsische Truppen und warten ihres Koenigs. Gegenueber an der Deule sammeln sich die Zuschauer, in der Mehrzahl Soldaten, aber in gebotener Entfernung auch Maenner und Frauen und vor allem Kinder und halbfluegge Maedchen, die sich an dem Schauspiel freuen wollen, auch wenn es vom Feinde aufgefuehrt wird. Die Militaerpolizei hat zu tun, um den Verkehr zu regeln. Kraftwagen mit hohen Offizieren schnauben heran. Ein jaemmerlicher Kohlenkarren will ueber die Bruecke schwanken; der weisshaarige Kutscher begreift nur langsam, dass das heute nicht geht. Ein paar Jungen in zerlumpten Hosen draengen sich zu weit vor.

Wir gucken ins Wetter. Es scheint etwas heller zu werden. Wir bitten um ein Sonnenstraehlchen. Aber es ist eigentlich auch so schoen. Das weite Feld liegt wie unter einem silbernen Seidentuch. Die Baeume sind kahl. Nur am Wasser entlang tragen sie noch die Reste ihres Herbstkleides und schimmern in stumpfem Goldglanz. Die nassen Staemme leuchten gruen wie das Fahnentuch Sachsens. Im trueben Wasser liegen ein paar traege Kaehne. Ihre Bewohner gehen wie sonst ihrer Beschaeftigung nach. Ein koeniglich-saechsischer Wagen faehrt vor. Hohe Herren steigen aus. Der Fahrer wird gefragt: „War er dabei?" — „Nee, er kommt ersch noch." Aber dann heisst es, er steige wo anders aus, und als wir gerade dorthin wollen, da ist er schon da und besichtigt seine Soldaten.

Der Himmel hat gar keine Lust zur Parade. Eine dicke blaue Wolkenwand baut sich ueber dem Felde auf. Gerade vor ihr ordnen sich die Truppen zum Parademarsch, und das graugruene Viereck ihrer Masse steht praechtig vor dem dunklen Hintergrunde. Und dann beginnt unter Trommeln und Pfeifen und den jubelnden Klaengen der Regimentsmusiken der Vorbeimarsch, dessen Genauigkeit nicht darunter leidet, dass fast gleichzeitig Sturm und Regen einsetzen, wie sie es nur im November vermoegen. „'s is doch gemeene," sagt ein mitleidiger Landser, „haett's nu nich noch finf Minuten aushalten koennen?" Wir stimmen ihm zu und doch nicht mit ganzem Herzen, denn auch seinem Koenig wird just diese Parade unvergesslich bleiben. Sagte sie ihm doch: trotz Sturm und Unwetter sind meine Getreuen parat.

Kanonier Weiglin.

Von hier und daheim

Sanitaetsunterricht

Beim Unterricht von Sanitaetsmannschaften wurde mir kuerzlich auf die Frage, wozu das Zwerchfell da sei, geantwortet: „Zum Lachen, Herr Oberarzt." — Auf die Frage: „Was sitzt am Magen?" erhielt ich die Antwort: „Die Beine."

Sonntagskonzert

„Was, Sie gehen schon heim, jetzt kommt ja noch die grosse Sonate." — „Na, eben aus dem Grunde geh' ich ja."

Unbekannt

Musketier Piefke ist Gefreiter geworden. Am folgenden Tage erhaelt er einen Feldpostbrief: „An den Musketier Piefke." Stolz laesst er den Brief mit dem Vermerk zurueckgehen: „Unbekannt."

Das gute Gedaechtnis

„Mein Gedaechtnis ist glaenzend, ich erinnere mich immer daran, wenn ich etwas vergessen hab."

Vlamische Ortsnamen

Juengst hoerte ich, dass man die vlamischen Bestrebungen unterstuetzen koenne, indem man den vlamischen Ortsbezeichnungen zu ihrem Recht verhelfe. Ich erlaubte mir auf dem Bahnhof Charleville die Frage: „Ist das der Zug nach Ryssel?" — „Ryssel?!" — Darauf ich: „Ich meine Lille!" — „Ja, Lille — da muessens halt glei D e u t s c h reden!"

Schuetzengraben-Phantasien

„Wenn der Krieg zu End' ist, gehe ich in die Wueste Sahara und mache dort eine Selterswasserbude auf, glaubst nit, dass sich das lohnt?" — „Kannst es ja versuchen, vielleicht kommt mal ein Kamel, das dir ein Glas Wasser abkauft."

Rechtschreibung

„Du, Karle, schreibt man lieblich gross?" — „Klein. Merk' dir ein fuer allemal, alles, was man anfassen kann, wird gross geschrieben." — „Nee, det stimmt nich, kannst du den Mond anfassen? Dagegen kann ick die anfassen, die ick lieblich finde."

Mitleid

„Wer war denn eigentlich der so oft genannte Prometheus?" — „Aber Menschenskind, dat weeste nich mal? Dat war doch der kuehne Juengling, der det Feuer fuer die Menschheit geraubt hat. Na, zur Strafe wurde er von Zeus an 'nen Felsen geschmiedet, wo ihm ein Adler jeden Tag die immer wieder nachwachsende Leber wegfrass." — „Jotte doch, det arme Tier, jeden Tag Leber, muss dem das eklig geworden sein."

Hans das Schaf

Schon ein Original durch Namen und Geschlecht, es ist naemlich ein weiblicher Hans, wurde es uns im November 1914 in Laffaux als Findling und zukuenftiges Osterlamm guetiger Weise zugefuehrt.

Es hat inzwischen teils durch Losloesung von der Herde und der bewaehrten Fuehrung des Leithammels, teils durch den Umgang mit Menschen und Pferden eine Verwandlung durchgemacht, die aufgezeichnet zu werden wert ist.

Morgens um 6 Uhr erhebt es sich von seinem bescheidenen Lager in einem der Staelle und wohnt puenktlich der Befehlsausgabe an die Unteroffiziere bei. Wuerdevoll naehert es sich in langsamem, abgemessenem Schritt dem Wachtmeister, von ihm sich den Morgengruss zu holen, und nimmt vor ihm Aufstellung. Sobald sich dann Gelegenheit bietet, entschluepft es der Aufsicht, um sich im Dorfe umherzutreiben. In taeglich sich immer wiederholender Reihenfolge besucht es nacheinander die von ihm bevorzugten Hoefe, schnabuliert an dem Wegrand wachsende Graeser oder tut sich auf einem Seradellaschlag guetlich. Nicht viel spaeter sieht man es im Galopp vom Hofe der „vier Frankfurter" fluechten: Es hat seine Feinschmeckergelueste nicht zu zaehmen gewusst und sich dort an einen Rosenstock herangemacht, nachdem schon vorher Goldlack und Vergissmeinnicht einverleibt waren. — Bald folgt es mit lustigen Bockspruengen einem vorueberfahrenden Gespann, bald laesst es sich auf ein Spielchen mit einem Dorfkoeter ein, die es eigentuemlicherweise mehr fuerchten als lieben.

Sein liebster Gang ist und bleibt jedoch unsere Kueche. Da liegt trotz unserer musterhaften Ordnung hier und da eine Brotkrume, eine Kaffeebohne, vielleicht gar ein Zigarrenstummel oder ein Stueckchen fettiges Papier umher. Seine Vorliebe erstreckt sich weiter auf Bierneigen, Gummiringe, Schokolade, Tabak jeglicher Art; ob es gar priemt, konnte bisher nicht mit Sicherheit beobachtet werden. So rueckt die Mittagszeit heran und die Siesta auf einem Heuhaufen zieht es bei weitem einer Weide vor. Nachmittags wiederholen sich die Rundgaenge mit einigen Aenderungen. Abends unterzieht es die Ruebenfuetterung der Pferde einer eingehenden Kontrolle und weiss sehr genau die schoensten Mittelstuecke der saftigen Zuckerruebe zu finden. Dann ploetzlich ist das Schaf verschwunden. Der Pfleger, seiner schweren Verantwortung bewusst, beginnt mit einigen Kameraden zu suchen. Ploetzlich verraet ein mehr klaegliches als freudiges „Baeh, Baeh" unsern Liebling, der es aus begreiflichen Gruenden vorgezogen hat, auf einer Leiter den Heuboden zu erklettern, der ihm als Nachtaufenthalt geeignet erscheint. Mit viel Muehe gelingt es, ihn zum Stalle zu treiben, in dem er nun den Morgen erwartet. Aber jeden Abend ist er von neuem auf dem Heuboden, und laesst sich von dort holen. So naehert sich die Art des Tierchens schon mehr der eines Hundes. Und Gemuet hat es auch. Um seiner sich immer weiter ausbildenden Entartung Einhalt zu gebieten, wurde ihm als Aufenthaltsort der Kuhstall und

als Lebensgefaehrtin unsere Kuh angewiesen. Hier frass es nicht, jammernd und klaeglich ruft es nach seinen alten Bekannten und ist nicht zu beruhigen. Endlich entschliesst sich der Wachtmeister zu einem Besuch im Kuhstall. Da reisst sich Hans los und draengt sich an ihn heran, in ihm den Befreier ahnend. Und es blieb nichts anderes uebrig, als ihn wieder frei zu lassen. Er bewies auch durch artige Auffuehrung, dass die Einsperrung nicht spurlos an ihm voruebergegangen ist. Wie lange wird der Erfolg anhalten?

Unteroffizier J.

Bilder aus Flandern

Von Leutnant Renkei

Am Kanal

Endlos grad zieht sich ein Wasserstreifen,
Den der Herbstsonne milde Strahlen
Wie ein breites Band von Silber malen,
Endlos grad, soweit die Blicke schweifen.

Eingefasst von hohen Pappelbaeumen,
Deren gelbe Blaetter schon der Herbstwind lichtet,
Die, Soldatenreihen, steif und ausgerichtet,
Endlos lang den Wasserstreifen saeumen.

Einst sah leis man bunte Schiffe ziehen,
Und der Schiffer schwermutvolle Lieder
Hallten von den hohen Staemmen wieder,
Seltsam langezog'ne Melodien.

Jene Schleusenbecken, die jetzt friedlich schlafen,
Hoerten hin und her die Gruesse klingen,
Hoerten Scherzesworte, lachen, singen,
Wenn sich dort die bunten Schiffe trafen.

Helle Maedchenaugen sah man gruessen
Hinter jenen blanken Fensterscheiben,
Drinnen Becherklang, Musik und lust'ges Treiben,
Wenn der Abendnebel aufstieg aus den Wiesen.

Doch verklungen sind der Schiffer Lieder,
Hier und da der Posten Wer-da-Rufe,
Und der harte Trab der Pferdehufe
Hallt jetzt von den Pappelreihen wider.

Endlos grad dehnt sich der Wasserstreifen,
Fort die bunten Schiffe, die hier zogen,
Becherklang und Lachen sind verflogen:
Tote Wasser nun, soweit die Blicke schweifen.

Besiegtes Land

So wie an truebem, grauem Wintertage,
Von deinem Schritt erschreckt, ein Kraehenheer
Aufsteigt vom braunen Acker taumelnd, schwer,
Mit heis'rem Kraechzen, plumpem Fluegelschlage,

Und sich zu kurzer Rast auf kahle Pappeln setzt,
Wie dann, von dort verscheucht, in wirrem Flug
Dem fernen Dorf zustrebt der schwarze Zug,
Von Angst und Hunger ruhelos gehetzt,

So um besiegten Volkes dumpfe Seelen
Den dunkeln Voegeln gleich die bangen Sorgen schweben:
Der Winter vor der Tuer, bald wird es schneien,

Wie lange noch, dann wird das Brot uns fehlen!
Und ihre Stimme drohend sie erheben:
Weh den Besiegten, warnt ihr heis'res Schreien.

Granaten

Nur randgeschwaerzte Mauern in die Luefte ragen,
Doch drinnen wimmelt's wie ein Ameishaufen,
Das ist ein ewig Gehn und Kommen, Rennen, Laufen —
Da pfeift es in den Lueften, und Granaten schlagen

Wie Meteore in die engen Gassen.
Ein Krachen — schwarze Erde spritzt zum Himmel.
Fuer einen Augenblick ein atemlos Gewimmel,
Dann liegen Markt und Strassen oede und verlassen.

Wie wenn ein Knab' im Jugenduebermut
Zielt auf den Ameisbau mit bunten Steinen,
So tappt das Schicksal blind in unser Leben,

Zermalmt mit plumpen Schnitten Boese bald, bald Gute,
Die trifft es doppelt hart, die zu entfliehn vermeinen,
Darum: bereit zu sein, sei stuendlich dein Bestreben.

Die kleine Granate

Ich habe sie immer gern gehabt, „la petite Granade". Im schaerfsten Artilleriefeuer — natuerlich! — kam sie angereist — unter der Assistenz eines Barbaren, eines deutschen Militaerarztes. Er hat sich den huebschen Scherz gemacht und das kleine Baby „Granate" getauft — nicht die erste Beziehung zwischen Geschuetz und Weiblichkeit. Das hat uns die bildhuebsche junge Mutter, Lucienne, oft genug erzaehlt . . .

Die betriebsamen grossen franzoesischen Staedte zu besuchen, war mir nicht vergoennt. Nur mit den Einwohnern in den kleinen Doerfern dicht hinter der Front plauderte ich ein wenig. Freilich soll man sich dabei vorsehen, denn es bestehen wohl immer noch geheime Verbindungen nach Paris. Aber meine

Gespraeche waren harmlos. Immer wieder wird der Krieg von der Gegenpartei als „grand malheur" angesehen, aber an der Anschauung, dass Deutschland einen Angriffskrieg gegen Frankreich gefuehrt habe, zaeh festgehalten. Die deutschen Zeitungen und Nachrichten werden gruendsaetzlich nicht gelesen, weil man ihnen doch nicht glaubt. Viele Muetter hatten den Verlust ihrer Soehne zu beklagen oder seit Anfang September keine Nachricht von den Ihren. Auch sah ich des Sonntags erschreckend oft Maedchen und Frauen in Trauerkleidung.

„Seit zehn Monaten weiss ich nichts von meinem Mann und seit zehn Monden richte ich das Bett fuer Soldaten. — Tragique, n'est-ce pas?" klagte juengst Lucienne.

Doch wir, die wir aus den heissen Kaempfen da vorn kommen, haben wenig Zeit fuer Gefuehlssachen. Man legt sich in der Baracke aufs Ohr (Stroh gibt's manchmal nicht) und schlaeft fest und traumlos — — — bis die Stimmchen franzoesischer Kraemerkinder wecken:

„Chocolat — — — Cigarettes — — —"

oder die „Kleine Granate" Krach wie eine grosse macht!!

Novemberspaziergang im Zitadellenwaeldchen

Von Friedel Merzenich

Es ist an jedem Vormittag derselbe drollige Vorgang, der sich an der Sperre 10 abspielt. Misstrauisch werde ich von den Wachtposten gemustert, wenn ich furchtlos, trotz ihrer abwehrenden Armbewegungen, naeher komme. „Nix passer, ici nur fuer Militaer!" ertoent gewoehnlich die Stimme eines braven Landsturmmannes, und da ich selbst vor diesem feldgrauen Franzoesisch nicht zurueckschrecke, wird der Fall bedenklich. Der Ansatz zu teutonischem Zorn blitzt mir aus blauen Augen entgegen. Da kann nur noch mein freundlichstes Wiesbadener „Gute Morche!" helfen ,mit dem ich dem Vaterlandsverteidiger meinen Verkehrsschein ueberreiche. Der heimatliche Klang glaettet die empoerten Wogen, der Pass wird freundwillig geprueft und der Weg in das den Einwohnern von Lille versperrte Zitadellenwaeldchen freigegeben.

Ein Strecklein wandere ich noch an der Deule hin. Das Wasser ist heute so blau wie der flandrische Himmel.

Auf einem Lastkahn sehe ich bunte Waesche flattern. Der Wind hat die Hemden der Schifferleute aufgebauscht, das sieht lustig aus. Sie koennen sich gar nicht beruhigen, die drolligen Tagesgespenster, und haben sich offenbar furchtbar vergnuegliche Geschichten zu erzaehlen.

Ich biege rechts ein und taeusche mir einen grossen Wald vor. Es ist auch so stille um mich, nur hin und wieder tropft ein fahles Blatt von den Baeumen. Gelbschnaebelige Amseln huschen durch das duerre Laub. Holzsuchende Frauen aus den Nachbardoerfern tauchen vereinzelt auf, und das Knacken der Aeste unterbricht die feierliche Ruhe.

Auf der Erde liegen da und dort weisse Schaumflocken. Ein Zeichen, dass Reiter den Weg genommen haben.

Der Schirm- oder Riesenpilz, der sich ueber dem Ruheplatz an dem kleinen Teiche woelbt, hat ein wundervolles, samtartiges Mooshuetchen auf. Heute hat ihm der Herbst noch ein festliches, goldgelbes Kraenzlein auf die Hutkrempe geweht, und der Ahornbaum hat die Blaetter dazu gespendet. Ich setze mich auf die Bank und blicke auf den Teich. In unverstaendlicher Hast laufen Wasserspinnen darueber hin. Sie sehen aus wie kleine Schlittschuhlaeufer. Muede und halb wie im Schlafe quakt ein Frosch. Die Sonne scheint so warm, als ob der Sommer einen schoenen Tag vergessen haette und nun seinen Amtsnachfolger Herbst um die Freundlichkeit ersucht haette, ihn auf sein Konto zu nehmen. Eine Nebelkraehe flattert mit unruhigem Fluegelschlag durch die klare Luft. „Krah — krah — lasst euch nicht irre machen, es ist doch Herbst, und nachts ist es kalt, ja und morgens sind die Pfuetzen schon mit einer duennen Eisschicht ueberzogen, krah — krah!"

Die Kraehe kommt mir vor wie ein Griesgram, der solange in einer unverhofften Freude herumsucht, bis er darin etwas gefunden hat, worueber er sich aergern kann.

Langsam naehern sich schluerfende Schritte und das leise Geraeusch quietschender Raeder. Ich weiss schon, wer es ist, denn dem alten Mann aus Lambersart, der so zaertlich sein Enkelkind betreut, begegne ich jeden Morgen unfehlbar an derselben Stelle.

Es ist ein gar friedliches Bild. Nun bleibt die kleine Kolonne stehen. Der Alte zieht bedaechtig eine Schnupftabakdose aus der Tasche, nimmt ein Prieschen und blickt auf das kleine Wesen, das aufmerksam den Bewegungen des Grossvaters zusieht. Der Alte schmunzelt und nickt. „Wirst auch noch mal auf den Geschmack kommen", besagt das Schmunzeln. In Flandern schnupft ja auch das schoene Geschlecht — sobald es einen Schnurrbart bekommt. Ein rothosiger Puppensoldat liegt auf der Wagendecke, aber er findet keine Gnade vor den Augen der winzigen Puppenmutter, — die Dose waere ihr sicher erwuenschter.

Von der Kirche St. Etienne hoere ich die Uhr schlagen. Zehnmal. Jetzt muss doch programmaessig das zweite der menschlichen Wesen auftauchen, denen ich in dieser schoenheitreichen Einsamkeit hier taeglich begegne. Richtig, da kommt es schon. Sieht aus wie eine Romanfigur von Dickens. Schwarz vom Kopf bis zu den Fuessen. Zaunduerr. Der Kopf geneigt. Sichelfoermig, verbissen sitzt der Mund in dem milzsuechtigen Gesicht, die Augen blicken finster. Ich verspuere stets ein leises Gruseln, wenn mir dieser verkoerperte Pessimismus ueber den Weg laeuft. Aber meinem Morgenspaziergang wuerde etwas fehlen, wenn das duestere Maennlein einmal ausbliebe. Gottlob ist's rasch um die naechste Wegebiegung verschwunden.

Ich wische den Schatten aus meinem Gedaechtnis, indem ich mir den riesengrossen Ahorn da vorn anschaue. Der hat sich wohl in der vergangenen Nacht ein paar hundert Sterne vom Himmel gepflueckt. Die gezackten Blaetter flimmern in der

Sonne goldig. Die Buche, die neben ihm steht, gleicht einer schoenen, ernsten Frau. Rotbraun glaenzt ihr Blaetterwerk. Die schlanken, jungen Birken sind in zitternder Erregung. Unausgesetzt sagen sie sich gegenseitig zarte Schmeicheleien. Grazioes und zierlich neigen sie sich. Wie ein Wasserfall aus mattgelbem Laub haengen die feinblaettrigen Zweiglein zur Erde.

An dem grossen Karpfenteich, an dem ich nun entlang wandre, steht unbeweglich ein Mann, der eine Angel in Haenden haelt. Tag fuer Tag derselbe. Tag fuer Tag unbeweglich. Tag fuer Tag beutelos. Es sollen grosse Fische in dem Teich leben, heisst es, aber es muss eine ausserordentlich scharfaeugige Sorte sein, denn ich bin in den sieben Monaten meines Liller Aufenthalts noch niemals Zeuge eines gluecklichen Fanges geworden.

Ein lauschiger Weg fuehrt zwischen alten Waellen nach einer ganz schmalen Bruecke. Ueber einer Gittertuer am jenseitigen Ufer ist ein grosses Schild angebracht. Darauf steht:

Club du Chien
Berger de Défense.

Ich trete aufs aeusserste gespannt naeher. Ein grosser Grasplatz, von alten Ruestern umstanden, liegt vor mir. Ringsum zieht sich eine Grasbank, die den Rennplatz huebsch einrahmt. Aber in der Verlassenheit dieser Kriegszeiten macht der Hundeklub doch einen arg trostlosen Eindruck. Welcher Liller hat jetzt Sinn fuer Hundedressur? Die Hindernisse, die fuer die Rennen aufgebaut waren, liegen teilweise am Boden. Ich muss schon die Phantasie zu Hilfe rufen, um mir das Bild erfreulicher zu gestalten. Da sehe ich denn rassige Hunde, vor Rennbegierde zitternd, die von ihren stolzen Besitzern in die Arena gefuehrt werden. Auf der Rasenbank schoene Lillerinnen und ihre Toechter in hellen Kleidern, die Augen blitzen mit den Sonnenstrahlen um die Wette. Eine Glocke ertoent, das erste Hindernisrennen von sechs Foxterriers beginnt. Die Hunde rasen los, nehmen spielend die Hindernisse, klettern katzenartig die Bretterwand hoch, Pfeifen, Klatschen, Zurufe feuern sie an — jetzt .... „Vive Mistral!" — er geht als Erster durchs Ziel. Ohrenbetaeubendes Geschrei. Der Sieger bellt. Die anderen Hunde jaulen.

Nachdem ich im Geiste diesen Sieg miterlebt habe, wende ich mich dem Ausgange zu. Auf der Landstrasse sehe ich feldgraue Wirklichkeit. Eine Artilleriekolonne zieht mit Gesang andern Siegen entgegen.

Wo ist Gott?

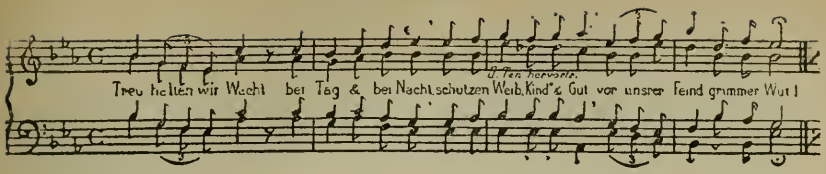
„Im Meeresrauschen! Im Eichenwald!
Kehr' in dich und lerne lauschen: Seinen Atem hoerst du bald!"

„Im Kindesbeten! Im Sternengang
Und im Ruf der Schlachtdrommeten
Und im frommen Orgelklang."

„Im Duft der Linde und im Lied der Nachtigall,
Im Hauch der Fruehlingswinde: Ueberall im Weltenall."

Felix Dahn.

Landsturmspruch



Wintertage in Flandern

(Aus dem Tagebuch eines bayerischen Jaegers)

Ein grosser, bisher kahler, kalter Raum, jetzt geschmueckt mit einigen huebschen Moebeln, mit Bildern des Kaisers, der deutschen Heerfuehrer, umrahmt von Reichs- und Landesfarben und Tannenreis, ward der stumme Zeuge manch' unvergesslicher Stunden. Mochten das Granatloch in der Decke, die Schrapnellspritzer an der Wand und die zersprungenen, mit Strohmatten und Teppichen verblendeten Fenster noch so sehr mahnen an den Ernst der Gegenwart — beim matten Lichtschein und einseitiger Waerme eines armseligen Ofens sangen wir gar manches frohe Lied, flog manch' keckes, neckisches Wort, da schlossen sich Bande treuer Waffenbruederschaft.

Bierabend heute! Im Kronleuchter und am schmucken Tannenbaum strahlende Kerzenlichter, auf dem runden Tisch eine „kalte Platte", in der Ecke ein Fass Maerzenbier.

Gluecklich, wer heute dienstfrei ist.

Glaubt doch nimmer den alten Schnee, dass wir Bayern so unheimlich viel Bier trinken; es ist ein Maerchen aus uralten Zeiten. Freilich, so eine Rahmerlmass ward noch niemals veracht'. Aber erst gemuetliche Stimmung, ein herzliches Sichkennen — und Verstehen, die Freude am Beisammensein gibt frohen Genuss am koestlichen Nass.

Im deutschen Lied ist diese Stimmung bald gefunden. Wem bleibt noch trueb' der Sinn, wenn toent der Sang von Lieb' und Treue, Fuerst und Vaterland?

Wird mir schon warm in Herz und Hirn?

Seht Ihr, das macht das Bier! —

Horch, was kommt von draussen rein? In den lustigen Landler eines gemuetlichen Zugharmonie-Orchesters schallt kraeftiges Jauchzen; da erscheinen einige Paare: schneidige Buam und g'schamige Diandln. Windi beianand sind's zwar und eine gute Phantasie gehoert schon dazu, um sich unsere waschechten Gebirgler dabei vorzustellen. Wie's aber anfangen mit 'm Schuhplattln — hupfn, drahn, schmalzn, schnackln und schleifn wie richtige Falzhahn, — ja, da hat man's kennt, dass aus 'n Gebirg aussa san.

Ein Bursch war drunter mit einem schwarzen Baertl, der hat seine Haxn naufg'schmissen, als wollt' er Handgranaten damit werfen. Und die Diandln! O mei', da derfst net so g'nau hinschaugn, sonst kommst drauf, was drunter is. Geh', lass mi aus!

Doch d' G'schmacker san vaschiedn! — — — — — — — — —

Zwei Tage spaeter! Im Schuetzengraben vorne eine Wehr von Stahl und Wille, bereit, sich jedem Feind entgegenzustemmen. Weiter hinten die Reserven in zweiten Stellungen.

Sollte je dem Gegner vorne ein Durchbruch gelingen, so rennt er sich sicher hier hinten den Schaedel ein.

Fuer Vernichtung solcher Reservestellungen wendet der Gegner viel Munition seiner schweren Artillerie auf. Wir sehen all die schoenen Bauernhoefe, Fabriken und Doerfer in Schutt und Asche fallen. Alle Stroh-, Erd- und Misthaufen, die dem feindlichen Flieger verdaechtig erscheinen, sind durchwuehlt von Granaten. Wir waren vorsichtig und hatten Glueck bisher; der boese Feind war so freundlich, dorthin zu schiessen, wo wir nicht waren. Da es aber nicht ganz sicher war, ob das immer so blieb, war der Aufenthalt in der Bereitschaft wenig beliebt.

Am erwachenden Morgen sind wir im unterirdischen Gemach, Mann an Mann dicht gedraengt; beim Schein der Kerze oder Taschenlampe wird die Feldpost durchgelesen, das „Bett" zurechtgerichtet, dann tritt Ruhe ein. Feucht ist das Strohlager, nass sind die Waende, und von der Decke tropft mit der Gleichmaessigkeit einer Uhr was Nasses auf meine Knie. Ich ziehe die Zeltbahn darueber, lehne den Kopf an einen Tornister und versuche zu schlafen.

So verstreichen die Morgenstunden. Irgendeiner hat Licht gemacht, da regt sich allgemach der Schlaefer lange Reih'. Brotbeutel, Liebesgabenpakete, Feldflaschen werden vorgeholt, und es beginnt ein kraeftig Futtern.

Dann wird's wieder ruhiger. Vorne beim Ausgang, wo ein schwacher Lichtschein den Tag verkuendet, spielen einige Oberjaeger Karten, manch einer schreibt oder liest beim Kerzenlicht, man unterhaelt sich oder faellt in einen Mittagsschlaf. Ferner Kanonendonner, auch die Gewehrschuesse von der Front hoert man herein.

Eine rollende Salve unserer Artillerie weckt die Schlaefer auf, einige Murmeltiere schnarchen weiter.

Da schlaegt mit kraeftigem „Ratsch", jedoch in ziemlicher Entfernung, die erste feindliche Granate ein. Horch, jetzt kommt wieder eine! Heulend schneidet sie ueber uns die Luft, mit dumpfem Blumms faehrt sie in die Erde — Blindgaenger. Da geht eine andere nicht weit von uns unsanft auf den flandrischen Lehm — ratsch — von Decke und Wand broeselt der Boden, das Licht meines Nachbars ist durch den Stoss verloescht. Im Raum ist's still geworden. Das Ohr lauscht in die Ferne, unter der Maske aeusserer Ruhe und Gleichgueltigkeit spannt sich jeder Nerv. Entrinnen gibt es keines; stillhalten, abwarten, was kommt. —

Wer's miterlebt, der kennt der Hoelle Qual. Der hat aber auch Gelegenheit zur inneren Erforschung. Menschenstolz, Wissenschaft und Logik sind in solchen Stunden schlechte Troester. Nicht Furcht vor dem Tod, eine andere bange Frage nagt wie ein Wurm an Herz und Sinnen, worueber die Klugen sonst spoettelnd hinweggehen:

Soll mit einem Volltreffer Schluss sein? Oder was kommt? — Ein Unterstand wurde von einer Granate zerstoert. Unter dem Schutze der beginnenden Abenddaemmerung werden die Toten und Verwundeten geborgen. Da liegt auf einer Tragbahre ein Mann mit schwarzem Baertl, bleich und matt; den fragt der Arzt, was ihm fehlt. „O mei, Herr Doktor, d'r Haxn is kaput. I moan, etz is aus mit'm Schuahplattln!" G. Sch.

Von hier und daheim

Beim Schippen

„Nur immer feste, Doktor, das Ei des Kolumbus ist auch nicht an einem Tage gelegt worden."

Wie man unfreiwillig Beute macht

Ein Leutnant schickt seinen Burschen nach Eiern, schaerft ihm aber genau ein, wie er auf franzoesisch zu fragen habe, was die Eier kosten. Der Bursche kehrt heim, bringt die ganze Muetze voll Eier mit, aber hat auch das ganze mitgenommene Geld noch bei sich. „Habe ich dir nicht streng befohlen, du Teufelskerl du, dass du die Eier bezahlen sollst," wetterte der Leutnant. „I ha's zahle woelle," sagt gutmuetig der Bursche, „aber wie i gfragt ha: Kombi kutt il? hat die Baeuerin gsaet: Gah zue (Quatre sous) — und da bin i gange."

Buchfuehrung

Die „Italienische" Buchfuehrung war in Handelskreisen bisher als sehr praktisch und zweckentsprechend bekannt! — Nun ist es auch ganz praktisch und zweckentsprechend, an das seit dreissig Jahren verbuendete Oesterreich erpresserische Noten zu richten und sich sogleich vom Dreiverband heimliche Versprechungen machen zu lassen! Man kann das „doppelte" Buchfuehrung nennen.

Der Versicherungsagent

„Bei euch drueben im Unterstand ist ja immer so ein Mordsandrang?" — „Ja, der Meyer erzaehlt so furchtbar komische Sachen, halb tot lachen muss man sich." — „Da komme ich auch einmal." — „Ja, weisst, aber so ganz ungefaehrlich ist es nicht." — „Ach, die Englaender da drueben, die schiessen ja nimmer!" — „Das mein' ich auch nicht. Aber wenn man so ganz schwach vom Lachen ist, dann holt der Meyer sein Buechel heraus — und jetzt bin ich schon mit hunderttausend Mark in seiner Lebensversicherung drin!"

„Man sollt's kaum glauben!"

„Also, Herr Leutnant, jetzt weiss ich, wir haben Maeus'! Vergangene Nacht da haben's die halbe Wurscht aus dem Liebesgabenpaket aufg'fressen." — „Ja, und mein Feldflaesch'l ist ganz leer. Kognak haben's auch dazu g'soffen, die Ludersch."

Fuenfhundert Jahre Hohenzollerntum

1415—1915

Fuenfhundert Jahre Hohenzollerntum!
Fuenfhundert Jahre Hohenzollernruhm!
Trommel, Trompetenklang,
Klirrender Schwertgesang!
Vom ersten Ritte Friedrichs in das Land
Bis Kaiser Wilhelms Sieg im Weltenbrand:
Gut Zollern allewege!

Des Reiches Sandstreubuechse Jahr fuer Jahr
Der Tummelplatz der wilden Falken war.
Strauchritters Paradies,
Faustrecht und Burgverlies!
Vor Willkuer hatte sich das Recht versteckt,
Bis sich der Zollernadler aufgereckt!
Der wich nicht vor der Sonne!

Ein kuehner Sinn, — ein Wille zaeh und stark
Durchstreifte schaffensfroh die wueste Mark.
Lastendes Unrecht schwand,
Burgfriede ward im Land!
Was sich nicht beugen wollte, das zerbrach;
Das Recht erhob das freie Haupt und sprach:
„Jedwedem wird das Seine!"

Da ward der Grund gelegt zu einem Haus,
Das wuchs zu einer stolzen Burg sich aus!
Fest stand die Brandenburg,
Hielt in den Wettern durch!
Zu Taten ward des Volkes Kraft gestrafft,
Und mit ihm haben treu am Werk geschafft:
Des Staates erste Diener!

So stand der Zollernstern kristallenklar. —
Und hoeher stieg der koenigliche Aar,
Bis er die Krone fand; —
Kroente das Vaterland!
Vom Fels zum Meere wuchs, gedieh und ward
Das deutsche Volk geformt nach Zollernart:
Ein Felsen fest wie Bronze!

Der trotzt der Brandung heute sturmumtobt;
Die Flut zerschellt, das Werk die Meister lobt!
Fuehrt uns den Hoehenpfad
Herrscher von Gottes Gnad'!
Fuenfhundert Jahre Hohenzollerntum!
Fuenfhundert Jahre Hohenzollernruhm!
Dem Kaiser Heil und Segen!

Hans von Felgenhauer, Oberstleutnant.

Lande hab' ich viel gesehen

Vom Rhein bis Ungerland hat Herr Walther von der Vogelweide sein Roesslein traben lassen, voll schweifender Wanderlust und treuer Heimatliebe wie alle Deutschen, und wenn wir ihn noch heute unter der grossen Schar seiner sangesfrohen Genossen als den Meister verehren, der sich mit Lied und Spruch am unmittelbarsten an unser Herz und an unseren Verstand wendet, so duerfen wir annehmen, dass nicht zuletzt die Erfahrungen seines fahrenden Lebens ihm die Reife des Mannes, die Weisheit des Alters zu der bluetenhellen Pracht der Jugend gefuegt haben. Reisen bildet, sagt ein oft oberflaechlich gesprochenes und verstandenes Wort, das aber, wohl begriffen ,einen guten und tiefen Sinn hat, einen Sinn, der unserem Volke erst nach dem Kriege allgemein aufgehen wird.

Gewiss sind wir Deutschen in den letzten Jahren und Jahrzehnten viel gereist. Was wollen aber alle Ferienfahrten sagen gegenueber der grossen Wanderung, auf der nun seit Jahr und Tag die ganze Mannschaft unseres Volkes begriffen ist? Deutsche Soldaten kaempfen in Flandern und im Artois, in der Champagne und in den Vogesen; das ist nicht zu verwundern, denn auf diesen Schlachtfeldern ist schon seit Jahrhunderten deutsches Herzblut vergossen worden. Seltsamer ist es schon, dass der westfaelische Arbeiter, der bayrische Bauer in Kurland und Litauen, in Podolien und Wolhynien eingerueckt sind, Gegenden, die sonst nur der deutsche Kaufmann oder Ingenieur betrat. Geradezu maerchenhaft aber wirkt es, wenn wir unsere Landsleute an den Dardanellen, vor Konstantinopel, auf dem Weg nach Aegypten im arabischen Sande kaempfen und siegen sehen. Dort ist kein deutscher Kriegsmann gewesen seit den Kreuzzuegen, da in unsers alten Reiches Herrlichkeit noch der Anspruch auf das Erbe des roemischen Weltenreiches beschlossen lag, und wir gedenken der Zeiten, als Harun al Raschid, der Kalif der Tausendundeinen Nacht, dem grossen Karl Geschenke der Verehrung sandte und

sich Sultan Saladins ritterlicher Freund, der Hohenstaufe Friedrich II., in Jerusalem die Krone des heiligen Grabes aufs Haupt setzte. Wir fuehlten uns vielleicht deshalb den Englaendern unterlegen, weil in ihr Land seit Alters der frische Wind aus der weiten Welt wehte. Wir kamen uns als ganzes Volk betrachtet trotz unseren Hansestaedten, unserer Flotte, unseren Kolonien ein bisschen kleinbuergerlich vor. Und nun erleben wir eine Erweiterung unseres Gesichtskreises, wie wir ihn auf der ausgedehntesten Gesellschaftsreise niemals haetten gewinnen koennen. Die unvermeidlichen Maengel, die solchen buergerlichen Ausfluegen anhaften, fallen hier weg. Der Soldat weilt nicht ein paar Tage oder Wochen als Sehenswuerdigkeitenjaeger in der Fremde, sondern er muss mit Russen und Polen, Juden und Tuerken, Franzosen und Vlamen wirklich leben. Er kommt mit allen Schichten, namentlich aber mit den kleinen Leuten in Beruehrung. Endlich fehlt seinen Fahrten das, was den buergerlichen Reisenden so oft betruegt: die Eitelkeit. Er reist umsonst und in der Pflicht, und dieses Gefuehl laesst kein Protzentum aufkommen, sondern nur den Dank fuer die seelische Bereicherung, die der Krieg auch in dieser Beziehung dem General wie dem gemeinen Mann beschert.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sprach man in unseren vornehmen Familien von der grossen Fahrt, die die jungen Herren machen muessten, um Weltleute zu werden. Man meinte damit eine sich ueber viele Monate erstreckende Reise nach Holland, nach Paris, nach Wien. Wir machen jetzt unsere grosse Fahrt. Aber die Fremde bleibt uns nicht fremd, sie wird uns heimatlich vertraut, denn in ihrem Schoss schlummern viele gute Kameraden, und unsere deutschen Kreuze stehen auf ihren Graebern. Sie wird uns auch in Zukunft vertraut bleiben; ein Stueck unseres Herzens haengt an ihr. Daneben freilich werden wir unwidersprechlich erfahren haben und nach unserer Heimkehr bestaetigt finden, was Walther von der Vogelweide nach einem Wanderleben als Erkenntnis ward: dass deutsche Zucht vor allen geht. Und wir werden in der festen Siedlung unserer Heimstatt ernster und bewusster ihrer warten. P. W.

Hui hei!

Hui hei Tod!
— — — — — — —
Bleich oder rot,
Schwefel oder Blei —
Dir — einerlei!

Hui hei Rippe!
— — — — — — —
Fremd oder Sippe —
Ich oder du —
Er packt zu!

Hui hei Ritter!
— — — — — — —
Ob Mut, ob Gezitter,
Jung oder alt,
Dein die Gewalt!

Hui hei Koenig!
— — — — — —
Praechtig oder wenig.
Dunkel oder Licht,
Du haeltst Gericht!

Inf. Paul Francke.

Der grobe Baier fackelt nicht

Der grobe Baier fackelt nicht.
Er schiesst nicht schlecht und haut und sticht
Fuer Gott und Vaterland.
Mit Singsang zieht er in den Krieg
Und hilft manch schweren Waffensieg
In diesen heissen Zeiten
Gewaltig zu erstreiten
Fuers deutsche Vaterland.

Es spricht der Rothos, der Franzos:
„Diabl, so ein Baiernstoss
Der tut, parbleu, sehr weh.
Stuermt dort nicht eine Baiernschar?
Da ist es aus mit der Gloar!
Cam'rade, Pardon,
Ich geb' mich schon
In die Captivité."

Der Inglishmen im Khakidress,
Der schreit: „Da kommt uas Bairisches
Aus Land mit viele Bier.
Ist Kriegssport sehr mit Baier schwer,
Stuermt er so schrecklich wild daher.
Reisst Tommy aus
Vor Baierngraus
Und laesst den Gurkha hier!"

Der Bruder Russ meint jaemmerlich:
„Herrn Baiern machens lauter Stich
Und haun mit Kolben Loch.
Geht Russki nicht mehr weiter vor,
Denn dort kommt ja ein Baiernkorps
Ganz bairisch barsch,
Im Sturm marsch marsch,
Hebt Russki Haende hoch!"

So haut und sticht und faehrt sie drein,
Mit deutschen Bruedern im Verein,
Die grobe Baiernfaust.
Und faengt die ganze Welt noch an,
Was liegt denn da den Baiern dran?
Sie schreien: „Drauf,
Im Sturmeslauf!"
Dass es dem Feinde graust.

K. Muth-Klingenbrun.

Krauses Abschied

Von hier und daheim

Ordonnanz (heimlich zum Gastgeber): ,,Herr Oberstleutnant, sechzig Liter Hofbraeu waren's, und jetzt reicht's schon nimmer!"

Der Kommandeur (ueberlegt einen Augenblick, dann schmunzelt er und sagt): ,,Also gehst 'naus und meldest dem Adjutanten: Probealarm im ganzen Bataillon, aber sofort!

,,Moritzche, du bist so ein kluges Aas. Warum hast du nicht das Einjaehrige gemacht?"

,,Ich bin von der Tertia abgegangen, weil ich hab' kein Gemuet fuers Lateinische gehabt."

An der Gulaschkanone

,,Fuell' mir meinen Napf recht voll, ich hab' heut' grad' so viel Zeit!"

Gasangriff

Potzbomben Pech und Schwefel,
Was ist das fuer ein Nebel?
Der riecht wie aus der Hoell'.
Schnell her die Loesungsflaske,
Schnell vors Gesicht die Maske,
Den Briten juckt das Fell.

Was wollt ihr Jammerlappen
Denn dort in unsern Sappen?
He! Seid ihr noch nicht 'raus?
Ihr denkt mit gift'gen Gasen
Uns einfach totzublasen.
Jawohl, so seht ihr aus.

Heraus dort aus dem Trichter,
Ihr khakigelb' Gelichter.
Hier heisst's: ,,von Falkenstein".
Kommt ihr mit solchen Gasen,
So muss fuer uns're Nasen
Die Mischung staerker sein.

Ganze Abteilung kehrt!
Aha! Jetzt geh'n se stiften.
Jawohl, wir woll'n euch lueften,
Die sich so oft bewaehrt.
Die Handgranaten fliegen,
Wir wollen euch schon kriegen,

Und eine Stunde spaeter,
(Dat is ja so viel beter),
Ist unser Graben frei.
Sie haben nichts gewonnen,
Trotz dichter Sturmkolonnen
Und aller Stinkerei.

J. V. I.-R. 56.

Von hier und daheim

„Ein Zeichen der Zeit!"

Unter dieser Ueberschrift schickt uns ein saechsischer Jaegersmann Nr. 288 der „L. N. N.", worin sich folgende Anzeige befindet:

> U n a b h a e n g i g e F r a u,
> welche gut zugreift und sich zur
> M a r m e l a d e f a b r i k a t i o n
> eignet, w. sofort bei gutem Lohn
> gesucht. Offerten unter Z. 521
> Zweigstelle Lentzsch.

So schlimm wird's doch in Lentzsch noch nicht stehen? Da hoerte ja alle Gemuetlichkeit auf.

Auf dem Schulweg

Karlchen, der ein kleiner Noergler ist, schuettet einem andern Sextaner sein Herz aus: „Und bloss einen Tag schulfrei! Da ist es doch bei den Franzosen ganz anders, — die haetten aus jeder Hindenburgsache mindestens zehn grosse Siege gemacht!"

An der Deule

„Also heute abend 8 Uhr Vortrag ueber die Langobarden." — „Jesses, und ich bin so hundsmued'. Wenn ich nur nit einschlafen tu!" — „Ach, da brauchst keine Angst nit z' haben, da sind viel zu viel Schnaken im Saal!"

Rauh aber herzlich

Zwei Regimentskameraden, von denen der eine in Korpsreserve im Schlemmerquartier liegt, der andere vorn in Feuerstellung im Unterstand, treffen sich zufaellig. Der Erstere fragt den andern:

„Willst du nicht einmal zum »Fruehstueck« zu uns kommen?" Worauf der andere erwidert:

„Kinder, seid ihr feine Hunde geworden; wir saufen frueh unseren Kaffee, fressen zu Mittag und schlingen abends unsere Bemme 'runter."

Aus dem Garnisonleben Lilles im 18. Jahrhundert

Die Geschichte, die ich im nachfolgenden berichten werde, verdient nicht nur um ihrer selbst willen Interesse, sondern vor allem, weil sie im guten und boesen den Geist des franzoesischen Offizierkorps der Koenigszeit so grell beleuchtet, wie es kein Versuch einer beschreibenden Charakteristik vermoechte.

Im Jahre 1743 standen hier in Lille in Garnison neben vier andern die beiden Infanterie-Regimenter „Auvergne" und „Piémont". Zu einer Brigade vereinigt hatten sie seit zehn Jahren in Krieg und Frieden alles gemeinsam erlebt, und ihre Offizierkorps waren durch eine Freundschaft verbunden, die in der franzoesischen Armee sprichwoertlich ward: nannte man sie doch schlechthin „Castor und Pollux".

Die lange Friedenszeit hatte wieder einmal den Spielteufel zur Herrschaft gebracht, und insbesondere froehnte man dem Pharao beim Regiment „Auvergne", wo der vermoegende irische Kapitaen O'Brien, im uebrigen ein Offizier vom besten Ruf, als der eigentliche Fuehrer galt. Da wurde O'Brien eines Morgens, wenige Schritte von dem Hause, in welchem er bis gegen 3 Uhr mit zwei Kameraden beim Spiel gesessen hatte, ermordet aufgefunden. Ein Raubmord war nach dem Befund ausgeschlossen, auch eine Liebesgeschichte konnte kaum in Betracht kommen, denn ausser dem Spiel kannte der Ire keine Leidenschaft. Die beiden Spielgenossen hatten sich von ihrem Kameraden unmittelbar vor dem Hause getrennt, niemand unter den Naechststehenden dachte im Traume daran, sie mit dem Morde in Verbindung zu bringen.

Schon schien es, als ob der tragische Vorfall unaufgeklaert der Vergessenheit anheimfallen sollte, da drang zu den Ohren der Obrigkeit das Geruecht, dass mehrere Kapitaene des Regiments Auvergne an O'Brien hohe Spielschulden zu zahlen gehabt haetten und daher vielleicht dem Morde doch nicht fern stehen duerften. Die Untersuchung ergab in erster Instanz gar nichts, die beiden Offizierkorps von Auvergne und Piémont aber schlossen sich nur um so inniger zusammen und veranstalteten, um das vor der Oeffentlichkeit zu bekunden, ein gemeinsames Liebesmahl. Als sie aber am Abend danach wie gewoehnlich im Kaffeehaus erschienen, wurden sie von den Offizieren der vier uebrigen Garnisonregimenter, die dort weilten, auffaellig geschnitten: nach Verlauf von weniger als einer Stunde sahen sich Auvergne und Piémont im Lokal allein. Die Auvergnaten waren sich sofort darueber klar, dass hier nur eine blutige Suehne Genugtuung schaffen koenne, aber die Piémontesen erklaerten sich mit ihnen unbedingt solidarisch, und nach einer allgemeinen Verbruederung mit Haendedruck, Umarmung und Kuss wurde eine sofortige Gesamtforderung beschlossen.

So traten sich denn am andern Tage nach der Parade 60 vom Los bestimmte Offiziere aller Grade auf der Esplanade einer der Bastionen von Lille mit dem Degen in der Hand gegenueber: je 15 von Auvergne und Piémont, je 10 von dreien der anderen Regimenter; das vierte hatte sich ausgeschlossen, indem es erklaerte:

es habe niemals fuer moeglich gehalten, dass es in der franzoesischen Armee, vom Marschall von Sachsen herab bis zu den Wachttambours von Paris, einen Meuchelmoerder geben koennte!

Die fuenf Offizierkorps waren geschlossen Zeugen dieses Massenduells, das ganz Lille in Schauder erstarren liess: als der Gouverneur der Provinz und der Koenigsleutnant mit einer Gendarmerietruppe auf der Bastion erschienen, zaehlten sie 35 Tote und Verwundete. Acht der tuechtigsten Offiziere des Regiments Piémont hatten das Eintreten fuer die schwergekraenkten Auvergnaten mit dem Tode gebuesst.

Gegenueber der allgemeinen Beteiligung fand das Gouvernement keinen anderen Ausweg als einen Generalpardon. Die beiden „schuldigen" Regimenter aber wurden alsbald nach Grenoble verlegt, was insofern einer Verbannung gleichkam, als sie damit dem Schauplatz des Krieges, der bevorstand, weit entrueckt schienen.

Das gemeinsame Exil brachte die beiden Offizierkorps womoeglich noch naeher zusammen, und als eines Tages mit Eilboten ein Befehl eintraf, der dem Regiment Auvergne das Alpenstaedtchen Briançon, nunmehr eine wirkliche Strafgarnison, zuwies, da gab es ein feierliches Geleit und einen Abschied mit all jenen gefuehlvollen Bezeugungen einer schmerzlichen Trennung, wie sie das 18. Jahrhundert liebte und wie sie besonders den Franzosen immer nahe gelegen haben.

Wenige Tage nach dem Geschilderten berief der Oberst des Regiments Piémont die Offiziere und teilte ihnen in tiefster Verschwiegenheit mit: der oberste Gerichtshof (das „Parlament") von Lille habe zwar die Untersuchung wegen des Mordes an O'Brien endgueltig eingestellt, aber lediglich aus Mangel an Beweisen; der moralische Verdacht bleibe nach wie vor auf den beiden angeschuldigten Hauptleuten haften — und damit ein Brandmal auf dem Regiment Auvergne! Man beriet, was zu tun sei, und schloss sich einstimmig dem Vorschlag des Obersten an. eine Deputation des Offizierkorps solle die Kameraden von Auvergne, unter fester Versicherung der alten und zukuenftigen Freundschaft, auffordern, die beiden vom Verdacht belasteten Kapitaene zum Abschiednehmen zu bewegen.

Noch am gleichen Abend machten sich der aelteste Hauptmann und der juengste Unterleutnant auf den Weg nach Briançon: aber sie fanden das Offizierkorps der Auvergnaten einig und entschlossen, jedes Eingestaendnis und Zugestaendnis abzulehnen. So trat an die Stelle der einstigen Freundschaft zwischen den beiden Regimentern Entfremdung.

Als im Fruehjahr 1745 der Krieg in Flandern ausbrach, stellten die beiden Truppenteile je zwei kriegsstarke Bataillone zur Armee des Marschalls von Sachsen. Doch sie blieben getrennt: am Vorabend der Schlacht von Fontenoy (bei Tournay) wurde dem Regiment Piémont eine Feldbefestigung zugewiesen, die geradezu den Schluessel der franzoesischen Stellung bildete, waehrend Auvergne als Reserve hinter dem Wald von Barry stand, sodass ihm der Anblick des Schlachtfeldes entzogen blieb. Aber ganz wider Erwarten sollte ihm noch ein hervorragender Anteil an

dem Entscheidungskampfe beschieden sein, der am 11. Mai zu einem vollstaendigen Siege der Franzosen ueber die verbuendeten Englaender und Oesterreicher fuehrte.

Das Regiment Piémont hatte die Feldschanze unter furchtbaren Verlusten gegen die sie einschliessenden Englaender behauptet, sah sich aber dem Untergange geweiht, als ihm die Munition ausging; da vernahmen sie in der Naehe ploetzlich ein heftiges Gewehrfeuer, das nur von den Ihrigen herruehren konnte; die Kompagnien brachen daraufhin geschlossen hervor, durchstiessen die feindliche Linie und sahen sich ihren Rettern gegenueber, in denen sie, als sich der Rauch verzog, — die Auvergnaten erkannten! Deren Oberst aber, seit kurzem der Herzog von Agénois, ritt in diesem Augenblick vor und rief: „Meine Herren vom Regiment Piémont, gestatten Sie jetzt, dass wir uns die Ehre geben, Ihnen die Redoute wieder nehmen zu helfen!" Und so geschah es. Das Regiment Auvergne aber kostete die Suessigkeit der Rache voll aus, indem es zur Beglueckwuenschung an Piémont jene beiden Hauptleute sandte, deren Ausstossung man seinerzeit von ihm verlangt hatte.

Aber auch diese glaenzende Waffentat, die aus der eigensten Entschliessung des Regiments hervorgegangen war, vermochte den Flecken nicht abzuwaschen, den der alte Verdacht auf sein Ehrenkleid gezeichnet hatte. In den naechsten Jahren hat Auvergne auf den verschiedensten Schauplaetzen mit Auszeichnung gefochten, auch in Kanada und in Indien — und doch musste man das Regiment nach Guyana verlegen, um den Anrempelungen vorzubeugen, denen seine Offiziere ausgesetzt waren, wo immer sie mit Kameraden anderer Regimenter zusammenkamen. Dabei waren Koenig Ludwig XV. wie sein Minister der Herzog von Choiseul persoenlich mehr und mehr von der Unschuld des Regiments ueberzeugt, und der letztere entschloss sich denn auch zu einer entscheidenden Handlung. Indem er dem Herzog von Agénois seine Ernennung zum Gouverneur von Strassburg mitteilte, wo das Regiment Piémont seit einigen Jahren in Garnison stand, forderte er ihn auf, die Aussoehnung mit Auvergne vorzubereiten. Eine neue gerichtliche Untersuchung ueber die Ermordung des Kapitaens O'Brien sei in die Wege geleitet; inzwischen erhalte das Regiment Auvergne Befehl zur Rueckkehr in die Heimat.

Der Herzog, in der elsaessischen Hauptstadt angekommen, fand das Offizierkorps von Piémont keineswegs dankbar und versoehnlich gestimmt: im Augenblick als eine Annaeherung an Auvergne auf dem Schlachtfeld von Fontenoy sich von selbst zu ergeben schien, waren sie durch die Kaelte und das stolze Selbstgefuehl ihrer alten Freunde abgestossen worden. Der Gouverneur liess nicht locker, er gab den Offizieren deutlich zu verstehen, dass die Aussoehnung der beiden Regimenter ein bestimmter Wunsch des Koenigs sei. Einige Monate spaeter kam das Regiment Auvergne tatsaechlich an und wurde vom Gouverneur selbst eingeholt, der das Offizierkorps alsbald zu sich lud. Als er dann aber Einladungen auch an die Offiziere von Piémont ergehen liess, schickten diese als ihren Sprecher einen alten

Kapitaen, der hoeflich um Auskunft bat, ob es sich dabei um eine Einladung oder um einen Befehl handele. „Um einen Befehl!" erwiderte der Herzog kurz, und um 9 Uhr waren saemtliche Offiziere der Piémontesen in der Empfangsgalerie versammelt. Der Zeremonienmeister oeffnete die Fluegeltueren, rief in den Saal hinein: „Die Herren Offiziere von Piémont!", und zwei und zwei kamen sie kalt und feierlich hereingeschritten. In diesem Augenblick allgemeiner Starrheit entfaltete der Gouverneur ein Schriftstueck, einen Brief des Herzogs von Choiseul, und las mit bewegter Stimme den Wortlaut vor: der Minister gab darin Kunde von der Erklaerung eines Strafgefangenen, der auf den Staatsgaleeren von Brest geendigt und vor seinem Tode bekannt habe: er allein sei an dem Tode des Kapitaens O'Brien schuldig, gegen den er einen persoenlichen Racheakt vollzogen habe. „Das Original dieses Gestaendnisses ist sofort dem Generaladvokaten des Parlaments von Lille uebersandt, wo die Angelegenheit zu dieser Stunde . . . ."

Hier wurde die Stimme des Gouverneurs durch den Ausbruch der allgemeinen Erregung uebertoent. — Dass die Szene wie auf dem Theater endigte und dass am naechsten Tage ein grosses Liebesmahl mit Stroemen von Sekt die alte Freundschaft neu bekraeftigte, brauch' ich kaum hinzuzufuegen. E. S.

Lys und Lore

Von allen den Maedchen so blink und so blank
Gefaellt mir die Lys und die Lore.
Der Lys der schulde ich sehr vielen Dank;
Ich weile oft bei ihr am Tore.
Wenn aber die Sonne am Abend sich neigt,
Vergoldend die Lys und die Tore:
Dann, Lys, lebe wohl, du lustige Maid,
Fort muss ich jetzt zu meiner Lore!
Stets lustig fahr' ich mit der Lore hinaus
In das naechtliche Kriegsgetuemmel.
Raketen, sie leuchten fast tageshell
Trotz reichlich bewoelktem Himmel.
Die Kugeln sie zischen und pfeifen vorbei!
Vorbei mir an meinem Ohre:
Juheisa, so lang ich sie pfeifen noch hoer',
Fahr' lustig ich mit meiner Lore!
Wenn einmal die Lore von Uebermut voll,
Dann macht sie gewaltige Spruenge.
Sie huepft ueber's Gleis; mitunter macht sie
Noch viel, viel tollere Dinge!
Und wenn ich dabei nicht ganz vorsichtig bin,
Dann wirft mich in Dreck meine Lore!
Juheisa, es schad't nichts, es putzet mich ja
Die lustige Lys an dem Tore!

Uoffz. E. J. Beisswinger,
Lorenfuehrer an der Lys.

Der alte Dom

In Steinquadraten stehn die Haeuser,
Eins wie das andre, hoch und flach,
Einst trugen alle ihren Erker
Von Fachwerk unterm Giebeldach;
Das war, als noch ins Kunstgebilde
Der Meister Jahr und Wappen schlug
Und kraftvoll vor dem Buergerhaufen
Der freien Reichsstadt Banner trug.
Vorbei! Kein Scharlatan verschachert
Mit weisheitsdunklem Redestrom
Der Menge seine Wunderpillen
Vom Messplatz am Mariendom,
Nur er, dem Stein auf Stein gegliedert,
So edel wie zur Burg des Graals,
Vom Turmknauf bis zum Stufenfusse
Ist er noch ganz von ehemals.
Noch sind's die farbenzarten Scheiben,
Durch die das Licht gedaempfter quillt,
Wie jeder Pfeiler spitz gebogen
Sein Kleinod traegt als Kreuzgangbild,
Und was in Gold und Silber schimmert
Am Kanzelstuhl und Hochaltar,
Ist es mit Choeren und Kapellen
Noch alles, wie es damals war.
Ein Kreuz steht tief im Kirchendunkel,
Mit Wachs betraeufelt, dunstumschwelt,
Hier stammeln schluchzend Heimgeblieb'ne,
Was sie in diesen Tagen quaelt.
Und, Herr, wie du es unergruendlich
Auch ueber allen Haendeln meinst,
Vergieb, wenn deines Beistands Gnade
Uns heut verdienter scheint als einst.

Musketier Georg Schier.

Der deutschen Helden Huehneraugen

Die Welt hat gelernt, dass das strahlende Idealbild, das sich deutsche Backfische, die englische und amerikanische Frauenwelt und das romanische Gelehrtentum von einem Helden entworfen haben, grundfalsch war. Der Held von 1914/15 traegt nicht die goldene Schwanenritterruestung der Opernhaeuser mehr. Der feldgraue Held, den Deutschlands Not und Deutschlands Groesse ins Feld gestellt hat, ist vielmehr in vielen Faellen ein ganz unansehnliches, blasses Kerlchen gewesen, vielleicht auch ein glatzkoepfiger, schmerbaeuchiger Brillentraeger, und er hat inmitten seiner grossen Strapazen sogar wochenlang vergessen, sich zu rasieren und die Naegel zu schneiden. Hoechstwahrscheinlich hat er Floehe und Laeuse gehabt. Und es ist sehr leicht moeglich, dass er im verflossenen Kriegsjahr zuweilen an Huehneraugen litt.

Aber von diesen kleinen Toilettesorgen hat er kein Aufhebens gemacht. Hat es doch sogar wackere Feldgraue gegeben, die's in ihren Feldpostbriefen der eigenen Mutter verschwiegen, dass sie beim Nachtangriff auf die Muehle bei Z. einen Finger verloren haben. Aus Zartgefuehl und — weil der deutsche Soldat sich nicht bemitleiden lassen will.

Nun hat hier im Westen der lange Stellungskrieg da und dort schon fast garnisonaehnliche Verhaeltnisse gezeitigt. Und da so lange, lange Monate hindurch von keinen Maerschen und Angriffen und andern das Soldatenherz bewegenden Dingen mehr nach der Heimat zu berichten war, so haben auch die Feldpostbriefe vielfach den frisch-froehlichen Soldatenton eingebuesst.

Mueller faengt schon an, den gleichgueltigen Schuetzengrabenklatsch nach Hause zu verfrachten. Und Schulze (mit z) beschwert sich bei Muttern ueber seinen saugroben Feldwebel, der ihn — ausgerechnet ihn — nicht verknusen kann, waehrend er Schutze (mit tz) schon zu Pfingsten die Knoeppe verschafft hat. Schmitt (mit tt) wieder findet, dass seiner Truppe stets alles Unangenehme zugeschanzt wird, waehrend die Xer allemal die besten Quartiere kriegen und noch niemals so richtig mit dem Strassendreck in Beruehrung gekommen sind.

Und wie viele erst klagen den Ihren daheim ihre Kreuzschmerzen vor!

Ach, die Einsichtigen wissen und sagen es ja laengst: fast jeder deutsche Frontsoldat hat in diesem eisernen Jahr das Eiserne Kreuz verdient. Aber es kann doch nicht in Millionen verteilt werden. Wer es in der Truppe erhaelt, der traegt es also fuer seine u n d seiner Kameraden Leistungen. Und wer sich's hinter der Front fuer treue Dienste irgendwelcher Art verdient hat, soll der etwa nicht auch stolz und gluecklich sein? Freilich, er wird das Ehrenzeichen nie mit dem wunderbaren Gefuehl innerer Weihe tragen wie wir die wir es uns fuer den Angriff im feindlichen Feuer unter Nichtachtung des Todes erkaempft haben.

Dass der tapfere kleine Mueller II vom dritten Zuge das Eiserne Erster bekommen hat, darauf ist nicht nur die ganze Kompagnie stolz, sondern das ganze Bataillon, das ganze Regiment. Jeder fuehlt sich dadurch mitausgezeichnet. Ist's nicht so? Und da sollte Lehmann III darueber greinen, dass dem ihm so unaustehlichen Verpflegungsunteroffizier Wudicke das Eiserne Zweiter verliehen wurde? Lehmann III haelt Herrn Wudicke fuer hoechst beschraenkt und reichlich bequem. Na, Lehmann III, das ist deine Privatansicht, und es ist durchaus nicht noetig, dass du sie deiner Frau, deiner Schwester, deiner Mutter oder deiner Braut nach Tirschtiegel heimschreibst. Sie behelligen dich ja auch laengst nicht mehr mit ihren Alltagskuemmernissen: Dienstbotenaerger, rauchenden Ofen, Haustratsch, Schlagsahneverbot. Und da wolltest du so kleinliches Zeugs nach Hause berichten? Du, der Reservist Lehmann III, Seiner Majestaet rechtschaffener Feldgrauer? Damit die Muhmen und Basen weiblichen und maennlichen Geschlechts am Kaffeetisch und in der Kneipe deine Klagen verallgemeinern und einander zuraunen: „Es scheint da doch so mancherlei faul zu sein — mein Albert ist ausser sich

ueber diese ungerechte Bevorzugung — und so gar keine rechte Kameradschaft gebe es — eine richtige Verdrossenheit habe eingesetzt . . ." Ach, Lehmann, sei doch kein Wehmann! Hast du einen ehrlichen Zorn auf irgendwen im Felde, so sage bei dir: Himmel —, ist das ein Rindvieh, und schuettele allen Aerger von dir ab und lache. Lache dir das Herz frei, Lehmann, und lass dich nicht von denen daheim bemitleiden. Verrate ihnen nichts von deinen Huehneraugen, Held Lehmann III. Sondern lasse sie schneiden. Und ob du nun von Wudicke gepiesakt wirst oder von heimlichen Kreuzschmerzen geplagt: lache, Lehmann, und sei stolz, denn in der ganzen Welt b e n e i d e n sie uns um dich. Also, Kopf hoch, Lehmann! H.

Feldpostbriefe des Eusebius Schmiedramsel

Bo Schuah Musjeh Haer Lehra!

Barle wu Frassae? Wui wui i scho. Ich bin gschbannd was ich noch alles lern. Aber indem dass mir eun Geschos von eunem Haenglaender in die la maen droat, das heist in meune rechde Bratzn einigrumbeld is, hab i meunen verschbrochenen laedr frassae noch ned schreibn koenna. Aber weul es meunen Griefeln genand Finga weider nix gmachd had, sa ma duschur trae biae wieder. Ich hab' mir eunen Digschionaehr schigen lassen, um meune berfegten franzesischen Kendniese zu erweudern. Und jezd hab ich eune weidere Glengheid dazua, weul ich in eunem Loschma von euner alden franzesischen Madahm bin. Sae trae scholi lae Loschma (wui does kensd) gans besonders inser Schamper a kuschae. Mir san zu dritt. I, der Bratzndoni und der Hinderwimma. Jawoi, Bardo, Wui wui. Ich hab noch schamae gar hoan Underschid gschband, does is ganz tud lamem Gschoss wia bei ins. Aekutae Musjeh! In der Frua matae gehts descha scho los mit dem Bo Schuah komadalaewu Musjeh wule wu due Kafae? Jawoi, na halt'sn auf wui wui Madahm, boku due Kafae ae boku due Pae. Ba due Pae, hads gsag, und weul ich eun guater Kaerl bin, der wo eunen Anstehn dahaom glernd had, hab i gsagd: Madahm silwublaeh saedegahl besorge moa oe boe due sigre und due lae silwublaeh dudswit. Immer muasd silwuhblaeh sagn nach eunem jeden Satz. Ich sag Eahne, Musjeh Haer Lehra, elegand is diese Schbrach, mir gfallds weuls so elegand is. Also weuder. Befor ich geh, fragds: Musjeh alae bromenad Kaes ke wule wu maschae midi? No Madahm midi mag ich koan Kaes ned, aba eunen de la Wiand awek bomm Fritz, does mag i und de la sup und de la biaer silwublaeh. Merssi Musjeh, merssi biae Musjeh, o woar Musjeh, merssi Madahm. Gel does is damisch. Konds aber nix macha. Does is does elegande. I versteh scho zimlich ahles, aber ich hab scho gschband, dass mich die Madahm derblecken wil, aber ich hab noch keunen Beweus dafier. Mittags gehds wieder los. Da kommd der Ohrwaschlfranzl a noch zum Essen. Ausser mier verstehd koaner eunen Brocken, weulchs nichd so gebueldet san. Da muass ich den Aenderbrett machen, das heusd ibersetzen. Wenn mir ferti san,

fragd d' Madahm, wusawe biae maschae Musjehs. Dann sag ich Merssi Madahm silwublaeh maschae drae bo ae exzellenz. Mit dem ae tut man sich leichd. In jeden Wort gibs eunen ae. Und Musje Haer Lehra, doe Haubdsach is, duschur durch die Nasn schbrechen. Bal euner keune Nasn had, kan er auch nichd barlae frassae.

Am Abend da gibds nur Konserwazion frassai. Meusdens duschur la Bolidig ae la gaer. Wusaed berdue, Allmands fischue, kabud, laes allmand barbar. So fangd doe Madahm meusdens an. Does heisd: mir Deutsche san verlorigen, laes anglae drae for, boku darschan, lae Ruess a Baerlaen, wif la Frass. Sabristi, nix kabud, mir san guat beianand, nix Gran Nassion. Halds Maul, mach deune Menaschklappn zua, hab i ihr auf franzesisch gsagd.

Auf diese Weuse haben wir eune drae scholi Konserwazion und mir alle eunen boku amueseman. Wui wui das muss man gesehn haben, da muss man hineingetreten sein. Schoe is Musjeh Haer Lehra, wannsd mehrerne Schbrachen konnsd. In der Schtadt, wo mir ins befinden, ist eun drae grand will, aber etwas drae sal. Sal is so viel wie dreckigt.

Ausserdem siechd man so gschlampete Weuber, doe wo mitn Gsicht in eune farinkaes einigfalln sind. Aber mir lassn diese Mademeuseles a gosch liegen, denn iber inserne deitsch Madln steht nix auf.

Im ibrigen is bekanntlich der Hindawimma und der Bratzndoni verheuraded, da Ohrwaschlfranzl had so wie so keun schamae Bonnoer bei den Mademeuseles, und ich kohm auch nichd in Bedrachd. Also bei ins gibds keunen Koschoneri, duschur drae boli aber nix weuder. So sind mir gsund beianand und wuenschen dasselbe auch von Eahna Musjeh Haer Lehra und schliess ich die Zeulen des verschbrochenen Laedr frassae.

Bo Schuah!

Wodr ami

Eusebius Schmiedramsl,
Dambur.

Den Brif zeugens bitte nichd dem Haern Bfarrer, weul er sich sinst wieder aergern mechd, und das ist nichd gesund.

Liller Strassenbildchen

Von Friedel Merzenich

Der Geldschrank

Es ist kein Arnheim, der einen Ehrenplatz im Privatkontor eines reichen Liller Spinnereibesitzers einnimmt. Der Geldschrank, den ich gesehen habe, steht wie ein vergessener Wachtposten in einem der Truemmerhaufen der Rue du Molinel. Er hat seit dem Bombardement im vorigen Herbst nichts mehr zu bewachen. Um ihn herum liegen nur Backsteine, Schutt und verbogene Eisenteile. Aber er steht da, aufrecht und fest wie der tapfere Zinnsoldat. Die beiden schweren Eisentueren sind weit geoeffnet, es gibt nichts mehr zu verbergen. Eine stumpfe Gleichgueltigkeit gegen die Meinung der Voruebergehenden spricht aus seiner wahrhaft eisernen Ruhe. Wenn er reden koennte, wuerde er sicher das Schlagwort der Liller Einwohner anwenden: „C'est la guerre! C'est un grand malheur, pour nous, pour vous, pour tout le monde!" Ab und zu dient der rostgefaerbte Geldschrank a. D. ein paar Jungens als Zielscheibe. Sie schleudern ihm, treffsicher, Steine in der leeren Magen. Erwachsenen faellt es schwerer, in diesen Kriegszeiten einen Geldschrank zu fuellen. Vielleicht ist es also nicht kindlicher Uebermut, sondern franzoesische Artigkeit, auf diese Weise den armen Besitzer zu einem steinreichen Mann zu machen. Bums! Wieder fliegt ein handgrosser Ziegelstein in die rostzerfressene Schatzkammer und faellt mit dumpfem Aufschlag nieder.

Pommes frites

Durch die ganze Rue Béthune zieht ein Oelgeruch. Kommt man vom Museum oder kommt man vom Bahnhof: ploetzlich ist er da und laesst einen nicht mehr los. An der Ecke der Rue de la vieille comédie ist seine Quelle. Da entstroemt er einem grossen Kessel, in dem Kartoffelstueckchen gesotten werden. Ein gastliches Rauchfaehnlein weht aus einem offenen Verkaufsstand. Achtungsgebietend steht da der maechtige Kessel auf seinen vier Raedern, die auf Schienen laufen koennen. Unter ihm glutet ein Holzkohlenfeuer. Hier entstehen, wie der deutsche Landsturmmann sagt, die „Pommfritz". Ein Nachbarkessel ist in den Ofen eingebaut, er dient als Warmhalter und nimmt die fertige Ware auf. Die Kessel sind in ewigem Belagerungszustand. Hier verplaudern die Frauen aus dem Volke ihre Zeit, vergessen auch wohl fuer ein Weilchen, dass Krieg ist.

Die Kartoffelmaid, die erstaunlich viel Locken hat, waltet mit einer gewissen Wuerde ihres Amtes. Mit einem Schaumloeffel holt sie die knusprigen, braeunlichen Kartoffelschnipsel aus dem Oel. Die Augen der Kunden weiten sich, der Magen knurrt vor Begeisterung. Die Hebe (sie verkaeuft auch lehmgelbes, saeuerlich-suesses Bier in Ballonglaesern, wenn der Andrang am Kessel nachlaesst) nimmt einen Salzstreuer, und mit fast dramatisch wirkender Geste wuerzt sie die Kartoffeln. Die bescheidenen Schlemmer lecken sich bereits die Lippen. Von vielen Augen-

paaren verfolgt wird jede einzelne Portion in eine gelbliche Tuete geschuettet, und ein Gluecklicher nach dem andern zieht von dannen. Keiner draengelt. Schon allein die ausstroemende Waerme, den Duft des siedenden Oeles zu spueren, ist ein Genuss. Und die Erwartung wird zu einem Stueckchen Glueck.

Die Stammkundschaft setzt sich aus der aermeren Bevoelkerung der Strassen hinter der Markthalle zusammen. Laufkunden sind die Zeitungsverkaeufer, die zu den Werkstaetten ziehenden Arbeiter. Als Ehrengast taucht hin und wieder ein Schutzmann auf, von seinem Uniformumhang togaaehnlich umwallt. Die Kinder sind die fleissigsten Kunden, mancher erbettelte Sou wird hier fuer koestliche Gaumenfreude ausgegeben. Man muss gesehen haben, mit welcher Hingebung, ich moechte fast sagen Andacht, jedes einzelne Kartoffelstueckchen zum Mund gefuehrt wird. Ein kleiner Junge, der sein hoechstens sieben Monate altes Schwesterchen auf dem Arm traegt, gibt diesem zahnlosen, weinenden Geschoepfchen zur Beruhigung auch so ein knusperiges Kartoffelstueck in die Haendchen. Und das armselige Wurm verzieht wahrhaftig das Maeulchen und lacht, und mit tappigen Bewegungen steckt es die heisse Kartoffel in den Mund.

Das Schaufenster

„Meine Herren Braucken Sie Keine Zigarren oder Zigaretten?" Diese zuvorkommende Frage in deutscher Schrift auf einem weissen Schild liess mich, trotz des unangenehmen Bindfadenregens, vor dem franzoesischen Schaufenster Halt machen. Wie unbekuemmert und friedlich alles durcheinandergewuerfelt liegt: Geldbeutel, Rosenkraenze, Bleistifte, Ansichtskarten, Skapuliere, Tintenfaesser, Heiligenbildchen, Radiergummi, Heftzwecken, Zigarren und unglaubliche Schundnippsachen. Da verschlingt ein entschieden aus der Art geschlagenes Nashorn einen Neger. Und neben diesem Porzellandrama liegt ein Traumbuch. Das Titelbild zeigt eine stark geschnuerte Jungfrau in ziegelrotem Kleide. Sie sitzt auf einem giftgruenen Sofa, schlaeft — traeumt . . . Ich hoffe, dass ihr Traum nicht so lieblos ist, wie ihr doch gewiss hoechst unbequemes Festgewand.

Aber da entdecke ich in Holzkaesten, die nach einem Staubtuch schreien, etwas fuer Kenner. Souvenirs lillois — alte Muenzen, Uniformknoepfe „de la première République 1792". Eine Goldwage und wunderliche Uhrenspindeln. Darueber baumelt wieder ein Zettel: „Neues Deutsches romann". Neu ist ein dehnbarer Begriff, denn die angepriesenen Buecher sind alte Schmoeker. Das eine Werk ist aufgeschlagen, der Titel ist vielversprechend: „Drum pruefe, wer sich ewig bindet". Ein Buehnenroman! Verlagsjahr 1872. Die Stadtplaene von Douai und Armentières aus dem Jahre 1644 und die wundervollen alten Lederbaende „Histoire universelle" ueben groesseren Reiz auf mich aus. Aber mit welchem Recht dicht neben diesen ehrwuerdigen Denkwuerdigkeiten dieses anatomisch bedauernswerte weibliche Wesen ein Jugendtsil-Tintenfass auf den Knien

schaukelt, ist mir raetselhaft. Versoehnlich wirken zwei scheinbar betagte Tischglocken. Jeanne d'Arc und Napoléon! Die Jungfrau Johanna hat eine abgewetzte Nase, und der kleine Korse schaemt sich offensichtlich seines arg verblassten Lorbeerkranzes. Hinter den beiden Tischglocken prangt ein dritter Zettel und darauf steht: „Man spritscht deutsch!"

Das Kino

Mit grossen Goldbuchstaben steht ueber dem Eingang: „Cinema-Eden". Heute waere der Name: „Das verschlossene Paradies" schon zeitgemaesser. Als Vorgeschmack der Herrlichkeiten, die das Cinema-Eden seinen Besuchern verspricht, haengt hinter den verstaubten Glasscheiben ein farbenpraechtiges Bild. Ach, wie verlockend war es, als ich's vor sieben Monaten zum erstenmal sah. Inzwischen hat es ja merklich an Glanz eingebuesst. Das blaue Kleid des wunderschoenen Maedchens, das auch im „wilden Westen" mit zierlichen Pantoeffelchen herumlaeuft, ist allmaehlich etwas verschossen. Der rotbewestete Kavalier scheint ihr immer noch zu zuernen, und seine Augen spruehen mit ungeschwaechtem Feuer Rache — Rache!

Die andere Fensterscheibe birgt ein Preisverzeichnis der Plaetze und die Photographien bekannter Filmschauspieler. Da lachen uns „Max Linder", „Nik Winter", „Little Moritz" und viele andere an. Ein paar Filmschoenheiten zeigen dabei die Zaehne als lachten sie Reklame fuer Odol oder Pebeko.

Ein Paerchen geht vorueber. Er hat das unvermeidliche bunte Halstuch umgeschlungen, sie traegt dottergelbe Struempfe und Schuhe mit beaengstigend hohen Absaetzen. Er stoesst sie zaertlich mit dem Ellbogen an und schielt nach der verschlossenen Tuer. Sie laechelt versonnen und sagt mit einem gefuehlvollen Seufzer: „Oh là là!" Fuer die Liller gibt es kein Kino mehr. Das versunkene Glueck eines Paradieses liegt also in dem „Oh là là!"

Wiegenlied

In dem Schuetzengraben bei Roye entstanden

Slap, min Kind, de Nacht, de kuemt.
De Wind speelt in dat Blaettermeer
Un singt ein Weegenleed di voer.
Slap, min Kind, slap, min Kind.

Slap, min Kind. In Storm un Wind,
Dor steiht dien Vadder op de Wacht
In Frankrik woll to spaeter Nacht.
Slap, min Kind, slap, min Kind.

Slap, min Kind, un bed' geschwind,
Dat unser Herrgott in de Nacht
Ok oewer dinen Vadder wacht.
Slap, min Kind, slap, min Kind.

Goethe-Auslese

Russische Geldklemme

Wer wird auf Bund'sgenossen pochen!
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Roehrenwasser bleiben aus.

(Faust.)

Des Vierverbandes Antrag an Griechenland

Man spricht vergebens viel, um zu versagen,
Der andere hoert von allem nur das Nein.

(Iphigenie.)

Franzoesische Wochenuebersichten

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fuenkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut.
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

(Faust.)

Flieger ueber den Kanal.

Dorthin — ich muss, ich muss!
Goennt mir den Flug!

(Faust.)

Die grosse Zeit.

Denn wer gestern und heute in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt!

(Hermann und Dorothea.)

Gasangriff.

Die Teufel fingen saemtlich an zu husten,
Von oben und von unter auszupusten;
Die Hoelle schwoll von Schwefelstank und -saeure,
Das gab ein Gas! das ging ins Ungeheure.

(Faust.)

Das Ziel.

Dann soll das Vaterland, es soll die Welt
Erstaunen, welch ein Werk vollendet worden.

(Tasso.)

Zeppelin.

Wie etwas sei leicht,
Weiss, der es erfunden und der es erreicht.

(West-oestlicher Divan.)

Den Lauen.

Dem ist kein Sinn in dem Haupte,
Der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlandes Wohl in diesen Tagen bekuemmert.

(Hermann und Dorothea.)

Pariser Presse.

Sage, tun wir nicht recht? Wir muessen den Poebel betruegen;
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrogenen;
Sei nur redlich, und so fuehrt ihn zum Menschlichen an.

(Venezianisches Epigramm.)

Italien.

Das ist Italien, das ich verliess. Noch staeuben die Wege.
Noch ist der Fremde geprellt, stell er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur fuer sich; misstrauet dem anderen, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder fuer sich.

(Venezianisches Epigramm.)

Bulgarien.

Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.

(Tasso.)

Kitchener.

Lass du den Generalstab sorgen,
Und der Feldmarschall ist geborgen.

(Faust.)

Allgemeine Wehrpflicht.

Nicht, was der Knecht sei, fragt der Herr, nur, wie er dient.

(Faust.)

Deutschland.

Dich schliesst der Feind von allen Seiten ein!
Es blinken Schwerter, Freunde, hoehern Mut!
Im Ruecken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!
Schuetzt eure Gueter!
Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig,
Wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Egmont.)

Hindenburg.

Dieser Erdenkreis
Gewaehrt noch Raum zu grossen Taten.

(Faust.)

Einmarsch in Belgien.

Gesetz ist maechtig, maechtiger ist die Not.

(Faust.)

Tirol.

Seht, so schuetzt die Natur, so schuetzen die wackern Deutschen,
Und so schuetzt uns der Herr, wer wollte toericht verzagen?

(Hermann und Dorothea.)

Feldmarschall von Buelow.

St. Quentin war meine letzte Schlacht.
Hab' ich doch den Franzosen da noch eins auf den Pelz gebrannt!
(Egmont.)

Landung in England.

Den lieb' ich, der Unmoegliches begehrt.
(Faust.)

Der Kaiser.

Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der ueberzeugt, indem er uns gebietet.
(Tasso.)

Deutschland.

Gleich will ihn der Nachbar peinigen,
Befindet sich einer heiter und gut,
Solange der Tuechtige lebt und tut,
Moechten sie ihn gerne steinigen.
(West-oestlicher Divan.)

Eingreifen der Tuerken.

Doch hoechst willkommen muss der Biedre sein,
Tritt er als Beistand kraeftig fuer uns ein.
(Faust.)

Tannenberg.

Krieg oder Frieden! Klug ist das Bemuehen,
Zu seinem Vorteil etwas auszuziehen.
(Faust.)

Franzoesische Rosselenkerei

Vielen wird auf der Strasse der Staedte Nordfrankreichs aufgefallen sein, dass die zweiraedrigen Karren, bespannt teils mit kleineren arabischen, teils groesseren edlen Pferden, auf dem Pflaster sich mit grosser Schnelligkeit fortbewegen, die Pferde oft mit fliegenden Gaengen. Ohne Zweifel muss der Pferdeschlag ein harter, zaeher sein. Leider macht man oft, wenn man, seinem Begehr folgend, ein solches Traberpferd erworben hat, gleich vom ersten Tage an truebe Erfahrungen: das Pferd steht traurig mit haengendem Kopf im Stall, frisst nicht; nimmt man es heraus, geht es kaum. Ja, sagt der Hufschmied, bei dem Beschlag auch! Die Hufe sind zu lang und ganz verkommen. Steingallen sind auch da. Es vergeht nun einige Zeit, bis der Traber wieder herausgenommen wird. Er laesst sich willig satteln und reiten. Beim ersten Trab heisst es: der Gaul ist lahm; der Rossarzt stellt nun veraltete Hufgelenkslahmheit fest. Vielleicht hilft noch ein Blister, vielleicht hilft gar nichts mehr. Da ist es fuer Pferdeliebhaber sicher von Wert, sich diese Fahrerei

einmal anzugucken. Welches sind die Gruende, dass diese edlen Pferde so verkommen?

Zunaechst der flotte Trab auf den gepflasterten Strassen. Vom zweiten Lebensjahre an werden die jungen Pferde, welche bisher Sommer und Winter auf den grasreichen Koppeln verbracht haben und dadurch abgehaertet wurden, in der Landwirtschaft gebraucht; mit dem dritten Lebensjahre geht es aber in die Karre. Dann ist die Schonungszeit vorbei. Es spricht fuer die Haerte der Pferde, wenn sie es jahrelang vor der meist nicht im Gewicht ausgeglichenen, sondern hinten herunterhaengenden Karre aushalten. Will man sie aber zu Reitzwecken benutzen, wird man gewahr, dass sie bei jedem Steinchen, bei der geringsten Bodenerhebung auf die Nase fallen.

Sodann: Kandare und Peitsche! Dass die Pferde vor der Karre federnde Gaenge zeigen, ist nur der Zusammenwirkung von Kandare und Peitsche zu verdanken. Kandare in einer rohen Hand und eine fleissige Peitsche — kann man sich groesseren Antrieb denken fuer ein armes Pferd?

Endlich: die Scheuklappen! Sie liegen fest an, so dass das Pferd nur einen kleinen Spalt hat, nach vorn zu sehen; fuer den Fahrer ist es ja sehr angenehm, das Pferd merkt von der ganzen Welt nichts; fuer den spaeteren Besitzer, der ohne Scheuklappen reitet oder faehrt, ist es dagegen sehr peinlich. Wie neu auf die Welt gekommen, muss „Tobias" vor jedem Rolladen, der in die Hoehe geht, vor jeder Hausfrau, die mit Eimer und Besen den Buergersteig scheuert, beiseite springen; bei Kraft- und Dampfwagen bringt er den Reiter in baengliche Augenblicke.

Hat denn das Pferd in Frankreich nicht den hohen Wert wie bei uns? — Nein. — Und warum nicht?

Erstens stehen den Zuechtern prachtvolle Deckhengste in Belgien und hier zu geringen Deckpreisen zur Verfuegung. Bei Aushebungen wurden Hengste, teils fuer schwere Zucht, teils fuer Trabervollblutzucht, aber auch flotte Flitzer in der Art des Arabers vorgefuehrt und Preise von 12 000 bis 18 000 Frcs. vom Besitzer verlangt, die in Deutschland sicher den Betrag in Mark erreicht haetten. Mutterstuten und Fohlen sind das ganze Jahr auf Koppeln; es waechst auf dem schwarzen Boden ein krautreiches Gras. Strenge Winter gibt es selten; das Land ist billig, weil die Bevoelkerung in die Staedte draengt. Es gibt viele Preisschauen und Pferdemaerkte. Das Perd ist billig. Zweitens ist der Franzose kein Tierfreund. Er erbarmt sich nicht der Kreatur. Man sehe ein Marktweib auf dem Wochenmarkte sitzen: stundenlang laesst sie die Enten und die Huehnchen lebendig an sich herunterbaumeln, bis ein Kaeufer kommt und das Tierchen in derselben Weise nach Hause schleppt. Aehnlich ist es mit dem Pferd: Hufbeschlag elend; wenn das Pferd lahm geht, gleichgueltig, immer vorwaerts; Haut- und Haarpflege duerftig; daher oft vorkommende Raeude. Ist das Pferd nicht mehr zu brauchen, dann weg damit. Wer aber ein dreijaehriges gesundes Trabervollblutpferdchen erwerben kann, der sollte zugreifen: er wird an Haerte und Ausdauer, aber auch an Kaelte und Klugheit seinesgleichen nicht so leicht finden.

Nach dem Sturm

In Artois und Flandern

Drei Tage, drei Naechte in wilder Schlacht,
Wir haben gekaempft, gestuermt und gewacht.
Seid ruhig, ihr Lieben im Vaterland,
Wir halten Stand.

Sie haben aus tausend Schluenden gespien,
Giftwolken liessen sie gegen uns zieh'n,
Die Feinde. die schwarzen und weissen zu Hauf,
Wir hielten sie auf.

Ihr wollt durchbrechen unsre Reih'n?
Wohlan, so rennt die Schaedel euch ein!
Wir sollten zagen vor Feuer und Tod?
Wir fuerchten nur Gott!

Und kommen sie wieder, ob morgen, ob heut,
Wir sind zu neuem Strausse bereit.
Entfesseln sie auch das juengste Gericht,
Durch kommen sie nicht!

Regimentsarzt L. K.

Pferde

Dreihundert Pferde, je drei und drei,
Zogen heut' an mir vorbei.
Zur Musterung trappelte Ross um Ross,
Ein unabsehbarer brauner Tross.

Sie trabten vorwaerts geduldig, stumm,
Nicht ahnend wohin, nicht ahnend warum.
Sie traeumten von Krippe, Hafer und Stall,
Von Wagenrollen und Peitschenknall.

Und wussten nicht, dass sie auserkoren
Zu schaeumendem Ritt, in den Weichen die Sporen,
Mit kochenden Nuestern, in fliegendem Jagen,
Reiter in Grauen und Tod zu tragen.

Mit flammenden Maehnen, von Angst getrieben,
Ueber die rauchende Wahlstatt zu stieben,
Um schmerzzerissen, mit triefenden Lenden,
Im Staub sich waelzend, im Starrkrampf zu enden,

Noch atmend, das Ohr und das Hirn durchgellt
Vom Droehnen, Heulen und Donnern der Welt.
So ziehen sie hin in langsamem Trab,
In Jammer, in Hoelle, in gaehnendes Grab,

Geweiht gleich der Gladiatoren Schar,
Die sterbend sich brachte dem Caesar dar.
So schreiten sie in ihr Schicksal stumm,
Nicht ahnend wofuer, wozu und warum.

Doch tief mir im Herzen haftet das Bild
So friedlich, so gross und so schreckenswild,
Und nachts im Traume steigen sie auf
Aus ihren Graebern in ruhlosem Lauf

Die Pferdekadaver, Skelett bei Skelett,
Und draengen sich eng auf der Schaedelstaett',
Gespenstisch wiehernd, zu drei und zu drei,
Zieh'n mir die toten Rosse vorbei.

Paul Friedrich.

Der gute Haushalter

Dass unser Heer und unsere Flotte im Sommer 1914 voellig kampfbereit dastanden, trotzdem uns die Herausforderung unserer Feinde wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, hat keinen von uns Soldaten weiter ueberrascht. Unsere ganze Volkserziehung gruendet sich auf Pflichtbewusstsein und Schlagfertigkeit.

Aber ueberwaeltigend wirkte auf uns alle die Erkenntnis, dass auch unser Wirtschaftsleben in so musterguеltiger Weise auf die allerhaertesten Proben geruestet war. An nichts, an nichts hat es uns gefehlt. Und trotz der grausamsten Aus-

hungerungsplaene, die England im Bunde mit seinen Helfershelfern sich ausgeheckt hatte, ist auch unsere Heimat selbst durch diese bald 16 Monate unerhoerten Weltkriegs glaenzend durchgekommen.

Dies Meisterwerk eines wirtschaftlichen Generalstabes vorzubereiten und zu vollbringen macht uns kein ander Volk nach. Denn sein Gelingen haengt von der Selbstzucht der Masse ab. Es mag ja auch heute noch in der Heimat ein paar Schleckermaeuler geben, die Kuchen- und Schlagsahne-Verbote und andere weise Wirtschaftsvorschriften in erbaermlicher Heimlichkeit umgehen: das deutsche Volk in seiner Gesamtheit verdient ein uneingeschraenktes Lob fuer die Puenktlichkeit und Unverdrossenheit, mit der es sich in saemtliche Einschraenkungen der gewohnt gewesenen Lebensweise gefuegt hat.

Nur so, durch rechtzeitiges Strecken der Vorraete, durch weise Voraussicht kuenftigen Bedarfs war es erreichbar, dass Deutschland heute an nichts Mangel leidet. Wir haben weder an Fetten noch an Oelen noch an Fleisch und an Getreide noch an irgendwelchen Rohstoffen Mangel. Und wo nun aus den durch unsere Waffen oder den Eindruck unserer Waffenerfolge uns erschlossenen Auslandsgebieten die reichen Ernten unangetastet in unsere Heimat gelangen koennen, ist von einer Not noch viel weniger als zuvor die Rede. Aber — der kluge Mann baut vor. Und so ist bei uns vom kommandierenden General bis zum letzten Mann bei der Gulaschkanone der ernste Wille vorhanden: zu sparen. Wir lachen herzlich, wenn wir in den englischen Zeitungen von den „Hungeraufstaenden" lesen, die sich angeblich in Deutschland abgespielt haetten. Wir lachen besonders herzlich nach Tisch, wenn wir gerade unser reiches deutsches Mittagessen hier im Felde empfangen haben. Aber erst recht nehmen wir uns dann vor: nichts umkommen zu lassen, nichts zu verschwenden, nicht die unscheinbarste Speckschwarte, die noch fuers Viehfutter oder noch fuer chemische Zwecke in Betracht kommen koennte.

Der endgueltige Sieg ist uns gewiss, wenn wir nicht nur die besten Soldaten sind — sondern auch die besten Haushalter! H.

Von hier und daheim

Schach

„Na, Karl, haettste nich ooch mal Lust uff 'ne Partie Schach?" „Nee, nee, det Spiel jefaellt ma nich, da rueck'n immer die Bauern und die Damen vor. Det is ja der reenste Franktireerkrieg!"

„Die Verbuendeten haben erkennen muessen, dass die Dardanellen ein teures Pflaster sind."

Tokaier Wein wollten die Russen in Ungarn und Galizien trinken! Bitterwasser haben sie bekommen! Und darauf folgte dann natuerlich die Retirade!

Der Aktenwurm

Der Landsturmhauptmann Broesicke, daheim Landgerichtsrat, sitzt die halbe Nacht an seinem Schreibtisch und studiert. „Zum Donnerwetter," sagt der Pionierleutnant von der Starkstromabteilung zum Feldwebel, „ihr habt ja wieder einen Mordsverbrauch an Elektrizitaet im Monat September gehabt. Nun kann Ihr Haeuptling die Wachvorschrift doch gewiss bald auswendig!" — „Kann er laengst, Herr Leutnant, aber er legt sich jetzt zur Erholung Personalakten der Ortsinsassen an — denn ohne Akten kann er den Krieg nicht zu Ende erleben."

„Mein Schatz . . ."

Ein Wettgesang

„Mein Schatz ist bei der Kavallerie,
Das Kreuz schmueckt ihn schon lang.
Vor Frankreich und vor England nicht
Ward ihm im Westen bang.
Und hiess es auf Patrouille gehn,
Mein Bursch' war stets dabei,
Ging es auf Leben oder Tod,
Es war ihm einerlei!"

„Mein Schatz ist bei der Artillerie,
Hat schon der Orden zwei,
Und wo's ein grosses Schlagen gab,
War er gewiss dabei.
Er rettete die Batterie
Schon zweimal ganz allein.
Ich weiss ja, wie mein Junge ist,
Hat Mut und Kraft von zwei'n!"

„Mein Schatz ist bei der Infanterie,
Mein Schatz ist . . . Korporal!
In Russland hat er mitgemacht,
Am Narewfluss zumal.
Schon zweimal traf's ihn, gar nicht leicht,
Doch hatt' er keine Ruh,
Und nun zieht er mit Oesterreich
Auf Serbien mutig zu!"

„Mein Schatz ist bei der . . . Schipp-hurra,
Hat weder Kreuz noch Band,
Ist auch kein Korporal, hat nur
Die Schippe in der Hand.
Juengst schrieb er mir so lieb und treu:
I c h sei sein Ordensstern!
Kommt er auch ohne Kreuz nach Haus,
Ich nehm' ihn grad so gern!"

Armierungssoldat Erwin Roeslin.

Die deutsche Feldbaeckerei in Lille

Ende November ist's ein Jahr, dass wir mit unserer Baeckerei in Lille einzogen. Erst waren wir in dem Vorort St. André, im Freien, darauf kurze Zeit in einer Brauerei mit unserem Backbetrieb taetig. Endlich gelang es den Bemuehungen unserer Vorgesetzten, einen besseren Platz fuer ihre Baeckerei-Kolonne zu finden, und zwar kamen wir nach Lille. Froehlich singend marschierten wir los und kamen auf dem Boulevard Montebello vor einer grossen Baeckerei an, legten unsere Sachen ab, und dann ging es an die Arbeit, denn es gab wie gewoehnlich viel zu tun. Wir fassten alle eifrig zu, und als wir unsere Arbeit getan hatten, erhielten wir unser Schlafquartier angewiesen in einer grossen Schule. Auch hier mussten wir erst wieder feste zufassen, saemtliche Schulbaenke aus den Zimmern tragen, die Stuben selbst reine machen. Wie alles so weit fertig war, kam ein Wagen mit Stroh angefahren. Schon packte jeder zwei bis drei Buendel und trug sie auf seinen Platz, wo er gedachte zu schlafen, und im Nu waren unsere Lager, die sogenannten Betten, hergestellt. Es war eine Wohltat, in so einem trockenen Raum zu schlafen, nachdem man so lange in Zelten gehaust hatte.

Da sich in der Folge an der Front nichts Wesentliches geaendert hat, so liegen wir noch heute in dieser Schule und haben uns daselbst mit der Zeit haeuslich eingerichtet. Auch Weihnachten haben wir hier gefeiert mit Gesang und schoenen Gaben in Ruehrung und Froehlichkeit. Auch in diesem Jahre wird das Fest in Feindesland zu uns kommen. Aber wir hoffen auf endlichen siegreichen Frieden, dass wir wieder heim koennen, zu unseren Lieben.

Ich habe oft schon von Kameraden, die von Urlaub aus der Heimat zurueckkehrten, erfahren, dass im Kreise mancher Leute gesagt wird: am besten sind doch die Baecker dran. Ja, sie haben recht, denn wir sind der Gefahr nicht so ausgesetzt, wie die Infanterie und Artillerie und wie sie alle heissen. Aber es wuerde wohl nicht gut gehen, wenn wir mit der Baeckerei vor in den Schuetzengraben wollten. Doch beneidet uns darum nicht, denn die Baeckereiarbeit ist schon von jeher die schwerste, zumal die Kommissbaeckerei.

Ein kleines Beispiel: Wir arbeiten Tag und Nacht zu drei Schichten. Jede Schicht ist 64 Mann stark ohne Oberbaecker und liefert innerhalb 24 Stunden, d. h. alle drei Schichten, rund 30 000 Brote zu drei Pfund. Das ist ein Quantum, mit welchem 60 000 Soldaten fuer einen Tag gesaettigt werden. Jeder Soldat bekommt taeglich ein halbes Brot. Obendrein haben wir noch Nebendienst wie Mehl- und Brotverladen und allerlei andere kleinere Arbeiten.

So halten wir's waehrend des Krieges auch.
Darum beneidet die Baecker nicht,
Sie tun wie alle andern ihre Pflicht.
Denn Arbeiten ist des Baeckers Brauch!

Feldbaecker E. Kopzynski.

Ehrentafel

In dreissig Minuten 340 Gefangene und 300 tote Franzosen

Seit Wochen lag das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 236 im Schuetzengraben. Ruhig war die Nacht vom 10. zum 11. Dezember verlaufen, kaum ein Gewehrschuss war zu hoeren. Im ersten Morgengrauen bemerkten die Wachtmannschaften Bewegung in den feindlichen Linien vor dem rechten Fluegel des Regiments. Kaum war der Alarmruf verhallt, als auch schon die knatternden Maschinengewehre und ein vernichtendes Infanteriefeuer den vorstuermenden Feind empfingen. Immer neue Massen waelzten sich ueber die Leichen der Gefallenen hinweg an die Schuetzengraeben des Regiments heran. Es gelingt dem Feinde, in den ersten Schuetzengraben einzudringen; ein furchtbares Gemetzel entwickelt sich. Allen voran kaempft als Held der Fuehrer der ersten Kompagnie, Leutnant Lietzenmayer aus Aachen, bis er toedlich getroffen zusammensinkt.

Inzwischen hatte der Regimentskommandeur, Major Grimm, seine Befehle erteilt: „Zwei Kompagnien im Laufschritt zur Verstaerkung nach vorn! Gegenstoss!" Ordonnanzen uebermitteln den Befehl, und in wenigen Minuten stuermen die 7. und 8. Kompagnie ihren bedraengten Kameraden zu Hilfe. Nach zaehem Widerstand ergeben sich die Franzosen. Feldwebelleutnant Linnemeyer aus Dueren i. Rhld. stimmt den Gesang: „Deutschland, Deutschland ueber alles!" an und springt als einer der ersten ueber die Brustwehr des Grabens zum Gegenangriff vor. Unfaehig, der Sturmgewalt standzuhalten, ergibt sich die Besatzung des ersten feindlichen Grabens. Das Weiterstuermen wird den Angreifern zur Unmoeglichkeit, sie gelangen bereits in den Bereich des eigenen Artilleriefeuers, dessen vernichtende Wirkung es dem Feinde unmoeglich gemacht hatte, seine Reserven vorzubringen.

Vor der Mitte des Regiments war der Angriff unter dem wohlgezielten Feuer der 11. Kompagnie blutig zusammengebrochen. 30 Meter vor den Graeben wollten sich die Franzosen in einer neuen Stellung festsetzen. Durch den kraftvollen Gegenangriff, den hier der Fuehrer der 11. Kompagnie, Feldwebelleutnant Schwenky aus Bonn einleitete, wurde ihre Absicht vereitelt. In wenigen Augenblicken wurden die Franzosen umzingelt. Nach verzweifelter Gegenwehr mussten sie sich ergeben.

Inzwischen war der Morgen angebrochen. Umgeben von seinem Stabe erwartete der Kommandeur die einlaufenden Meldungen. Die „Hurra"-Rufe, mit denen die Begleitmannschaften der Gefangenen

ihrem Kommandeur zujauchzten, waren die beste Meldung, die ihm gebracht werden konnte. 340 Gefangene und 300 tote Franzosen vor der Front des Regiments waren das Ergebnis von 30 Minuten; noch wertvoller als dieser greifbare Erfolg war die Begeisterung und die Kampfeslust, mit der das Regiment von neuem beseelt wurde.

Tapferes Verhalten eines Sanitaets-Unteroffiziers bei der Einnahme von Lille

Beim Sturm auf Lille bekam ein Zug der 7. Kompagnie des saechsischen Infanterie-Regiments 179. Befehl, Patronen in die dicht vor den Festungswaellen liegenden Schuetzenlinien zu tragen. Doch nur ein Teil erreichte sein Ziel, die anderen blieben auf halbem Wege tot oder verwundet liegen. Die Sanitaetsmannschaften waren am Verbandsplatze so mit Arbeit ueberhaeuft, dass niemand abkommen konnte. Da ist der Sanitaets-Unteroffizier der Kompagnie, Utffz. d. Landw. Koehler aus Leipzig-Kleinzschocher, im heftigsten feindlichen Feuer vorgegangen, ist von einem Verwundeten zum andern gekrochen, hat sie mit groesster Kaltbluetigkeit verbunden und es sogar fertig gebracht, mehrere Leute ohne Unterstuetzung zurueckzubringen, sodass ihnen die notwendige aerztliche Hilfe zu teil werden konnte. Seinem schnellen, energischen, der Gefahr nicht achtenden Handeln hat mancher Schwerverwundete sein Leben zu verdanken.

Dem Unteroffizier Koehler wurde fuer sein tapferes und aufopferndes Handeln das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.

Das Pfeifchen im Granatenfeuer

Unvergesslich werden sie jedem Feldzugsteilnehmer bleiben, der sie miterlebte, jene blutigen aber siegreichen Maerzkaempfe von N. Ch. Selbst jeder der erst wenige Tage in Reih und Glied eingestellten Ersatzleute fuehlte, dass es zu einer ernsten Entscheidung ging, als sie bei Einbruch der Dunkelheit im fremden Gelaende dem weithin erzitternden Schlachtfeld im raschen Marsche zustrebten. Sie haben gehalten, was damals jeder fuer sich schwur. Sie haben den feindlichen Durchbruch verhindert, den bedraengten Kameraden geholfen.

Es ist heldenhaft, dem Feinde in vorderster Linie entgegenzustuermen und ihn im Nahangriff mit dem Bajonett zu vernichten. Aber im feindlichen schweren Artillerie- und Infanterie-Strichfeuer in Reserve aushalten zu muessen, alle schweren Eindruecke des Kampfes durchzuleben, ohne sich wehren zu duerfen, und dabei die Nerven behalten, bis die Entscheidungsstunde geschlagen hat: Das ist nicht minder heldenhaft!

So lag ein Zug des Infanterie-Regiments 104. wenige hundert Meter hinter der vorderen Linie der Kompagnie, die bei hereinbrechender Nacht in die gelichteten Reihen der Kameraden eingeschwaermt war. Der Zugfuehrer dieses Unterstuetzungszuges war Faehnrich Graebner aus Niederschlema bei Schneeberg i. Erzgeb., der in dieser Schlacht die Feuertaufe empfing.

Mit Anspannung aller Kraefte wurde waehrend der Nacht geschanzt, Scholle auf Scholle aufgewuehlt und aufgetuermt, um am naechsten

Tage Deckung gegen das moerderische Infanterie- und Artilleriefeuer zu finden. Ueberall hin eilte der junge Zugfuehrer, um anzufeuern und seine Leute anzustellen, ungeachtet des schweren Artillerie-Strichfeuers, das auch lebhaft die Nacht hindurch anhielt.

Der Morgen brach an. Mit ihm fing das Infanterie- und Artilleriefeuer wieder verstaerkt an, um sich schliesslich zu einem Hoellenlaerm zu steigern, der jedes Denken und Fuehlen aussetzen liess. Granate auf Granate, Schrapnell auf Schrapnell sauste heran, die muehsam aufgeworfenen Brustwehren zerfetzend und zerpfluegend. Was konnte gegen einen solchen Geschosshagel Deckung bieten! Und ohne sich wehren zu duerfen, untaetig aushalten muessen! Da haben wohl selbst die Mutigsten gebangt. Dieses Gefuehl schien der Zugfuehrer bei seinen Leuten zu ahnen, denn er erhob sich sofort aus seiner Deckung und ging, ruhig seine Pfeife rauchend ungeachtet des wuetenden Geschosshagels, in dem fast verschuetteten Schuetzengraben entlang, seinen Leuten Ermutigungen zusprechend.

Kann etwas beruhigender wirken als solche Unerschrockenheit eines Fuehrers? So harrte der Zug 24 lange Stunden aus, bis auch endlich fuer ihn der ersehnte Angriffsbefehl erfolgte. Hierbei zeigte sein Fuehrer, dass er auch versteht, welt voraneilend seine Leute zum Angriff und Sieg zu fuehren.

Fuer sein tapferes Verhalten wurde Faehnrich Graebner mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

Als der Koenig von Sachsen nach jenen schweren Kaempfen das 2. Bataillon I.-R. 104. begruesste, erhielt Faehnrich Graebner die silberne St. Heinrichsmedaille ueberreicht.

Die Englaender im Keller

Im Morgengrauen des 21. 10. 14 hatten Teile des I.-R. 104. das von den Englaendern besetzte Dorf X gestuermt. Dabei hatte Vzfw. Gerstenberger aus Oberfrohna b./Chemnitz von der M.-G.-Kompagnie mit seinem M.-G.-Zug die rechte Flanke zu sichern gehabt.

Der Angriff war unseren „Freunden" derartig ueberraschend gekommen, dass die Meisten noch im suessen Morgenschlummer versunken waren und gefangen wurden, ehe sie zu den Waffen greifen konnten oder Zeit zur Flucht fanden. So hatte auch Vzfw. Gerstenberger 4 Mann der Besatzung von 2 englischen Maschinengewehren ueberrascht und zu Gefangenen gemacht. Mannschaften zu ihrer Bewachung zu stellen, erschien nach Lage der Verhaeltnisse nicht angaengig. Es galt, die eigenen Maschinengewehre schnellstens einzubauen. Deshalb schloss Vzfw. Gerstenberger die Gefangenen kurzerhand im Keller des Hauses ein.

Mittlerweile war Leben in die hinter dem Dorfe liegenden feindlichen Reserven gekommen. Und mit starken Kraeften ging der Feind weit rechts ausholend zum Gegenangriff vor. Unter dem Schutze der vielen dichten Hecken kam er ueberraschend schnell auf mittlere Entfernung heran und eroeffnete ein moerderisches Feuer. So lebhaft dies auch von unserer Seite erwidert wurde, der erdrueckenden Uebermacht gelang es immer mehr, an Boden zu gewinnen. Die Gefahr, auf der rechten Flanke umgangen und abgeschnitten zu werden, rueckte

naeher. Deshalb musste unsere Linie in die alte Stellung zurueckgenommen werden.

Vzfw. Gerstenberger hatte bei dem Kampfe saemtliche Bedienungsmannschaften der M.-G. bis auf den Einj. Frw. Unteroffizier Kraus aus Chemnitz und Gefreiten Kemta aus Neustadt bei Chemnitz verloren, ein M.-G. war zerschossen. Aber zurueck mussten sie unter allen Umstaenden gebracht werden. Wer sollte sie tragen? Rasch entschlossen holte Vzfw. Gerstenberger die gefangenen Englaender aus dem Keller, machte schnell noch die englischen Maschinengewehre unbrauchbar und stellte dann Utffz. Kraus, den Gefr. Kemta sowie die Englaender zum Tragen der deutschen Gewehre an. Und gluecklich kam die kleine Schar vor den Augen des Feindes trotz des dauernd lebhaften Feuers in die alte Stellung zurueck. Vzfw. Gerstenberger folgte dabei als letzter mit dem Revolver in der gehobenen Hand.

Vzfw. Gerstenberger wurde fuer sein umsichtiges und entschlossenes Handeln mit der silbernen St. Heinrichsmedaille ausgezeichnet, die gleiche wohlverdiente Auszeichnung erhielten Unteroffizier Kraus und Gefreiter Kemta.

Husaren-Patrouille

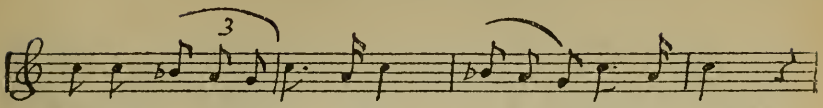
Am 21. August 1914 war eine Offiziers-Fernpatrouille der 5. Eskadron des Husaren-Regiments Nr. 19, aus 13 Reitern bestehend, nach Gedinne entsandt worden. wo feindliche Kavallerie vermutet wurde. Bei ihr befand sich der G e f r e i t e H e y m e, gebuertig aus Teuchern, Kreis Weissenfels. Gegen Abend langte die Patrouille bei Gedinne an und beschloss, da vom Feinde nichts zu bemerken war, in der Naehe des Dorfes versteckt die Nacht zu verbringen, waehrend ein Doppelposten an der Chaussee aufgestellt wurde. Als gegen 11 Uhr nachts Gefreiter Heyme und Husar Ullmann auf Posten standen, wurde es ploetzlich im Dorfe lebendig. Waehrend Ullmann mit Meldung zurueckging, schlich sich Heyme bis an die ersten Haeuser des Dorfes heran, um zu erkunden. Ploetzlich sah er sich etwa 25 feindlichen Husaren unmittelbar gegenueber. Kurz entschlossen sprang Heyme hinter den naechsten Baum und wehrte sich mit dem Karabiner gegen die auf ihn eindringenden Reiter. Nachdem er zwei Reiter erschossen und mehrere verwundet hatte, ergriffen die Franzosen die Flucht und sprengten ins Dorf zurueck. Bald jedoch kehrten sie wieder, um Posten auszustellen, und Heyme erkannte, dass mindestens eine Eskadron im Dorfe stecken muesse.

Durch Hecken und Drahtzaeune suchte nun Heyme den Rueckweg zur Patrouille, als ploetzlich ein feindlicher Posten ihn anrief. Heyme warf sich zur Erde, zielte ruhig und schoss den Franzosen nieder. Nun begann er, seine Patrouille zu suchen Diese war inzwischen ebenfalls angegriffen worden und hatte ihre Stellung wechseln muessen, nachdem sie in der Dunkelheit vergeblich versucht hatte, ihre Posten an sich heranzuziehen. In einem Gebuesch verborgen erwartete Heyme den Tag und wurde im Morgengrauen von der Patrouille, die die ganze Nacht vergeblich nach ihm gesucht hatte, wieder aufgefunden.

Fuer sein tapferes Verhalten erhielt Heyme das Eiserne Kreuz und wurde zum Unteroffizier befoerdert.

Was man auf Liller Strassen hoert

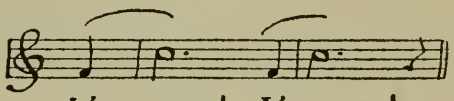
Von Friedel Merzenich



Marchand de petit bois cassê · la bance quatre sous !

Durch diesen immerhin ganz melodischen Ruf werde ich allmorgendlich erweckt. Ein grosser Karren, von einem kleinen Hunde gezogen, poltert ueber das Pflaster. Dem Hunde haengt die Zunge wie ein Faehnlein aus dem Maule. Der Karren ist mit Kienspaenen zum Feueranzuenden beladen. Eine brennend magere Frau, die ihr eigenes Reklameschild zu sein scheint, hilft das Fuhrwerk vorwaerts schieben. Ihr Hals blaeht sich auf, wenn sie ruft: „Marchand de petit bois cassé . . ." Aus den Tueren kommen die Dienstmaedchen und kaufen ihr die Holzbuendelchen ab.

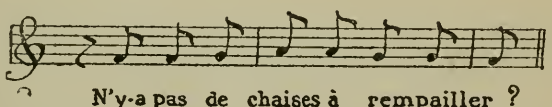
Der Reigen ist eroeffnet. Nun erscheinen immer neue Verkaeufer. Die Gemuesehaendler schreien:



Lé - gume ! Lé-gume !

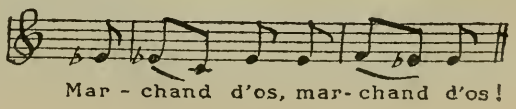
Die Endsilbe „ume" wird von den uebereifrigen Herrschaften langgezogen, mindestens vier Haeuser lang. Einen Atem haben all diese Strassenverkaeufer — beneidenswert. In das légume gellt das Trompetensignal der Kohlenmaenner: ein plaerrender Ton, der ununterbrochen die Luft durchschneidet. Tuuuuuu!! Zwei Maenner wechseln miteinander ab: wenn dem einen die Puste auszugehen droht, nickt er, ohne im Blasen einzuhalten, mit dem Kopf, und der Kollege tutet in sein Horn, das genau auf denselben Ton gestimmt ist.

Um die Ecke biegt dann ein Wagen mit invaliden Rohrstuehlen, der Stuhlflechter singt:



N'y-a pas de chaises à rempailler ?

In das allmaehlich verhallende Motiv mischen sich immer neue Rufe. der Lumpensammler laesst seine quaekende Frage ertoenen, der Kartoffelhaendler meldet sich, der Sodaswasserverkaeufer, die Frau mit den schlechten Zaehnen, die fuer die Guete ihres Zuckerzeugs sprechen, das sie auf dem offenen Karren feilbietet. Melancholisch wie sein Geschaeft ist der Ruf des Knochensammlers:



Mar - chand d'os, mar- chand d'os !

Da laeuft ein Junge mit frischen Nuessen und Haenden, die wie schwarz lackiert aussehen, das Maedchen mit Trauben, die kleinen Hosenmaetze mit Sreichhoelzern, mit Postkarten. Was wird in Lille nicht alles auf den Strassen ausgerufen?

Nun kommt der Miesmuschelverkaeufer. Er ist wenigstens vernuenftig und schont sein Organ. Dafuer schwingt er aber eine Riesenknarre aus Holz, die weniger schoen als durchdringend Kaeufer herbeileckt.

Einen grausigen Anblick bietet der Bettler, der mit seinem abgezehrten Koerper „hausiert". Mit maechtiger, uebrigens wohlklingender Stimme singt er in abgehackten Saetzen ein Lied des Liller Lokaldichters Desrousseaux.

Sobald ihm jemand entgegenkommt, von dem er ein Almosen zu erhalten hofft, reisst er mit theatralischer Gebaerde Rock und Hemd auf und schlaegt sich mit der Faust auf die duerre, nackte Brust. Die Rippen stehen heraus, der Koerper ist fast fleischlos, man meint, ueber ein Skelett sei Haut gezogen. Das Bild erinnert an die Abbildungen, die wir von den Fakiren kennen. Auf uns Deutsche wirkt es abstossend, die Wirkung auf die Franzosen wird melodramatisch gesteigert durch zwei kleine Maedelchen, die den Bettler stets begleiten, flehend ihre Sammelbecher emporheben. Selten, dass eine Franzoesin sich von dem Theater des Elendes abwendet. Sobald die Muenze in den Sammelbecher gefallen ist, beginnt der Mann wieder sein ruehrseliges Lied.

Ein misstoeniges Hupensignal macht uns zusammenschrecken. Aber wenn man glaubt, dass nun ein stolzes Auto dahergesaust kaeme, so irrt man sich. Das Signal ist aufdringlich und uebertoent sogar das Klanggewirr des Strassenlaerms, aber es geht nur von einem Korbwaegelchen aus, vor das zwei abgehetzte Hunde gespannt sind. Dieses Gefaehrt rast in wilder durch nichts begruendeter Hast Tag fuer Tag um dieselbe Stunde ueber das Pflaster. Der Hundelenker treibt die armen Tiere mit Stockschlaegen vorwaerts. Und unaufhoerlich drueckt er auf den Gummiball. Als ob das Schicksal Frankreichs davon abhinge, dass er mit seiner Hundefuhre am Kilometer zweieinhalb Minuten erspart.

Aber jetzt, es ist halb neun Uhr, flutet die wilde Horde der Zeitungsverkaeufer durch die Strassen. Nun wird's wuest. Ach, nur diese eine Stunde am Tage moechte ich stocktaub sein. Aber von halb neun bis halb zehn Uhr hilft kein Ohrenverstopfen mit Watte oder Gummistoepsel; gegen die gellenden Schreie der Liller Zeitungsverkaeufer ist man machtlos. „Le Bulletin de Lille!" „Le Bulletin de Lille!" In ihrem scheusslichen Dialekt wird das ausgesprochen: „Lae biltae d'Lihl!" Der eine bruellt es, als ob er sich zur Wehr setzen muesse; ein anderer schreit es in die Welt hinaus, als ob er damit eine Offenbarung braechte; ein dritter gibt es der Menschheit wie eine ungeheure Anklage, er schreit nicht mehr, nein, er heult . . . Ach, und wenn man das duerftige, zweiseitige Blaettchen, das nur ein paar Bekanntmachungen des Maires und ein paar Anzeigen enthaelt, endlich erstanden hat —! Warum laeuft diese ungekaemmte Frau hier wie eine Furie durch die Strasse, um dieses Wurstblaettchen an den Mann zu bringen,

wozu diese Fanfare, die sie aufpeitschend hinausschmettert: „Bulletin de Lille!" Und die liebe Jugend! Wie das schreit, plaerrt, groehlt, johlt: „Bulletin de Lille!" Heiser, die Stimmen ueberschlagen sich, fliegen wie kraechzende Vogelschreie durch die Luft.

Und da — oh, nun kommt der Mann, auf den ich schon immer mit nervoeser Ungeduld warte. Wie diese Stimme mich peinigt. Sie ist oehlig, kehlig, hart und gemein. Ein hagerer, brauner, unbeschreiblich schmieriger Franzose ist's, dem ein roter Fetzen um den Hals flattert. Er eilt mit hastigen, wichtigen, aufgeregten Schritten durch meine Strasse. Sein Ruf ist der unausstehlichste von allen. Er lautet auch nicht „biltae d'Lihl", sondern „bueltoe d'Luehl!" Ich suche dem heulenden Wichtigtuer zu entrinnen, gehe zum Klavier, schlage es schnell auf und spiele Wagners Walkuerenruf, um ihn in meinen Ohren zu uebertoenen. Ich haette neulich einmal den Mann in meiner Verzweiflung am liebsten gestellt. Wie, wenn ich mir eine Zeitung erwuerbe und ihn voll arger List mit mitleidiger Stimme fragte: „Viel verdienen Sie wohl in dieser Gegend nicht?" Was koennte er erwidern? „Verdienen? Die paar Sous. An jeder Nummer 2 Centimes. Mein Gott, die zerschleisst man sich ja an Stiefelsohlen." „Hm, und zum Beispiel diese Strasse, wieviel verkaufen Sie hier?" Wenn er Glueck hat, drei Stueck. Soll ich ihm monatlich einen Franc, „Schweigegeld" bieten? Zwei Francs? Ich waere leichtsinnig genug und boete ihm drei. Aber ich wag' es ja nicht, den Menschen mit der entsetzlichen Stimme anzusprechen.

Und soeben kommt er wieder die Strasse dahergerannt und groehlt, oelig, kehlig: „bueltoe d'Luehl!" Und er ist aufgeregt, jagt wie gepeitscht, hat kaum Zeit, der Estaminet-Wirtin drueben zu wechseln, es jagt ihn, treibt ihn, hetzt ihn. Und ich sehe ein, ihm ist es nicht um das kleine magere Blaettchen, auch nicht um die paar Sous, ihm ist das Schreien und Rennen und Aufgeregttun eine innere Notwendigkeit. Denn er ist Franzose.

Die tote Stadt

Durch Schutt und Qualm und Stank der toten Stadt.
Es starrten rings in nackter, stummer Trauer,
Wie jaeh entbloesste Fraun, durch lecke Mauer
Die Dinge, die man sonst verheimlicht hat.

Die letzten Flammen zuengelten noch matt,
Und manchmal gluehten Augen auf aus grauer
Kruste, als laege blinzelnd auf der Lauer
Das rote Untier und sei noch nicht satt.

Am Pfeiler einer rusigen Gartenpforte,
Wie eine Drude an dem Brandaltar,
Hockt, stochernd in der Asche, die erlosch,

Ein greises Weib und murmelt irre Worte.
Sie reckt den Arm, greift in ihr wirres Haar
Und stiert verbissen nach dem grauen Bosch.

Uoffz. d. R. C. Etienne.

Verhaltene Freude

Maedchenlied vom H. Einenkel.

Zuweilen — zuweilen —
Kommt so ein spitzbuebisch Sonnenstraehlein
Auf einem rotgoldenen Herbstesblatt
Und sprengt mein Herzensschatzkaestelein,
Wo ich all meine Freude vergraben hatt'.
Dann heb' ich wohl zage die Fuesse
Und leise — und sacht —
Verstohlen ganz —
Schreit' ich zum Tanz.

O Herz, still, schliess' zu!
Noch ist nicht Frieden, nicht Ruh'.
Noch ringt frische Jugend mit fruehem Tod,
Noch klagt durch die Welt der Muetter Not,
Noch blickt mein Auge veraengstigt einher,
Noch rinnt von rotem Blut ein Meer —
Ach, noch ist Krieg.

Aber dann —
Nach dem Sieg!
Faend' ich dann einen, der den Tod nicht vergisst,
Dem all sein Lachen zerstoben ist:
Ihm oeffnet' ich froh mein Schatzkaestelein,
Mit vollen Haenden griff' ich darein,
Braecht' ihm mit demuetig-dankbarem Sinn
Meine gesammelten Schaetze hin.
Und leise — leis —
So weich und sacht
Hoeb' ich die Fuesse
Und schritte zum Tanz.
Und tanzte vom Schlachtfeld die Seele ihm frei,
Und tanzt' ihm Vergessen und Frohsinn herbei.

Von hier und daheim

Ganz Ohr

„Du, Mueller, pass mal auf, ich werd' dir 'mal 'nen feinen Witz erzaehlen." — „Ich bin ganz Ohr." — „Nee, nee, so lang ist der Witz nicht."

„Denken Sie sich, mich hat schon einmal einer fuer einen steckbrieflich verfolgten Raubmoerder gehalten!" — „Na, das ist noch garnichts, mich hat schon mal jemand mit 'nem Italiener verwechselt!"

Fang' doch mal . . .

„Wat faengste leichter als Fliegen?" — „Weess ick nich." — „Russen." — „Na nu nee!" — „Na, fang' doch mal hundertvierzigtausend Fliegen in acht Tage!"

Schreiber beim Buddeln

Gefechtspause

Kleine Susanne

Kleine Susanne, zarte, liebliche Freundin
In ungastlichem Lande, auf feindlichem Boden:
Gleich den weissen, nickenden Gloeckchen im Garten
Und den blauen Veilchen, den Anemonen
An dem murmelnden Bache, lockten auch dich
Leise Fruehlingsduefte hervor an die Sonne.
Im beschaulichen Gaertchen am Hause
Wirfst du den federnden Ball
Und mit zierlicher Hand
Faengst du wieder ihn auf.
Scheu erst, forschend, zutraulich dann
Blickst du hinueber zu mir
Mit den sanften Augen und laechelst.
Bin ich aus fernen Landen gekommen,
Um im Daemmerlicht des Abends
Lauschenden Kindern
Bunte Maerchen und Gruselgeschichten
Leise, gedaempften Tons zu erzaehlen?
Hab' ich doch Helm und Gewehr
Und trage das Kriegskleid des deutschen Soldaten!
Hoerst du denn nicht, wie von Ypern herueber
Schwerer Kanonendonner schuettert und grollt?
Einen Augenblick lauschst du auf und laechelst,
Als ob ein fluechtiges Fruehlingsgewitter am Himmel
Fernhin zoege vorueber,
Waehrend doch drueben Granaten platzten und weithin
Eisernen Hagel scharfzackiger Splitter
In die Leiber kaempfender Maenner schleudern!
Wieder siehst du mich an und laechelst und spielst
Und gibst mir fuer Augenblicke den festen Glauben,
Dass Gott auf ewigem Trone im Himmel
Die Erdenkugel halte in Haenden,
Sie drehe im stillen Spiele
Wie du den glaenzenden Ball
Und laechle gluecklich und guetig wie du,
Kleine Susanne!

Landsturmmann G. Weisshardt.

Der Grund

„Sonderbar, mein Kopfhaar ist noch dunkel, aber mein Barthaar grau, und mein Kopfhaar ist doch zwanzig Jahre aelter als das Barthaar."

„Wahrscheinlich hast du mit dem Kopf wenig gearbeitet, aber mit den Kinnbacken viel."

Die Frage

„Du, Kulicke, isst du Leberwurst gerne?"

„Aber sehr!"

„Na, dann werd ich sie doch lieber dem Piefke zum Aufheben geben."

Saechsische Scherzfrage

„Was ist der Unterschied zwischen einer Teekanne und Othello?"

„In der Teekanne siedet der Tee und im Othello tedet er sie."

Die Feldapotheke

Scharmante Kusine, um mich besorgt,
Sich schleunigst paar Maerker zusammengeborgt,
Und opferfreudig in Feindesland
Als Liebesgabe mir uebersandt
'ne kleine Feldapotheke.

Nettes Ding, handliches Taeschchen,
Gefuellt mit Salben und allerhand Flaeschchen,
Tabletten, Watte, Essenzen und Binden,
Kurz allerhand Saechelchen drin zu finden,
Auch 'ne Gebrauchsanweisung.

Darin natuerlich sofort studiert,
Was einem im Felde alles passiert;
Lese also gleich obenen,
— Sehr praktisch fuer einen Kriegersmann —
Brechdurchfaelle bei Saeuglingen!

Und weiter unten verzeichnet gewesen,
Direkt erroetet, wie das gelesen,
Wie man zweckdienlich zu schalten und walten
Und medikamentoes sich habe zu verhalten
Bei Milchfieber stillender Frauen!!

Lange gegruebelt und nachgedacht —
Schliesslich aber doch doll gelacht,
Dass irgend so'n Drogenfabrikant
Verwechselt preussischen Leutenant
Mit preussischer Hebeamme.

Lt. d. L. Freudenfeld-Eivenack.

Von hier und daheim

Der Kampf mit dem wilden Tier

Das Raetsel

„Du, Huber, woasst den Unterschied zwischen an Minkner Radi und dem russischen Baer?"

„Der Baer waechst ueber sich und der Rettig unter sich."

„Na, na, do hast dumm g'rat'n. Der Baer ist auswendig pelzig und der Minkner Radi inwendi."

Der Afrikaner erzaehlt

„. . . Ja, und dann bin ich einmal ganz gemuetlich im Urwald spazieren gegangen. In der Hand trug ich ein duennes Stoeckchen. Ich dachte an nichts Schlimmes, doch ploetzlich rauschte es neben mir im Gebuesch und eine ungeheure Brillenschlange schoss auf mich zu . . . Ich gab mich schon verloren, doch da rettete mich meine Geistesgegenwart. Ich nahm mein Spazierstoeckchen fester in die Hand und schlug damit dem scheusslichen Reptil die Brille von der Nase. Das Ungetuem sah nun natuerlich nichts mehr, und ich war gerettet!"

Englaender und Franzoesen

Franzose: „Wenn wir euch nicht helfen wuerden, lieber Freund, waeret ihr laengst von dem Vierbund erledigt."

Erster Englaender: „Reden Sie nicht, dear friend, uns're neuen Kanonen sind so viel wert, wie dreimal Frankreich. Denken Sie sich, unser neuer Moerser ist so gross, dass 60 Mann bequem darin Platz haben."

Zweiter Englaender: „Das kann ich bezeugen, denn gerade als Mister Lier oben hineinstieg, kroch' ich unten zum Zuendloch wieder hinaus."

Der vorsichtige Kenner

„No, Huber, wie schmeckt dir denn heut das Bier?"

„I' hob erst drei Liter 'trunken, da kann i no nix sog'n!"

„Einer von uns"

Zwei Kriegsfreiwillige verabschieden sich von einander. „Also Fritz, nun wollen wir uns feste dran halten und ordentlich die Englaender verkloppen und dann wenn einer von uns beiden zuerst Offizier wird, dann — protegiere ich dich!"

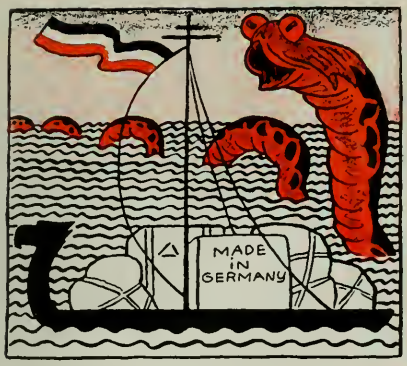
Jugendbewegung in Frankreich

Der Todesweg der serbischen Fuersten-Moerder

Ein Gottesurteil hat Serbien gerichtet. Dies Volk, das durch hinterlistigen Fuerstenmord im Rosenmond des vorigen Jahres die Kriegsfackel in ganz Europa entzuendet hat, ist durch die Waffen der drei verbuendeten Heere von seinem Heimatboden verjagt. Dies Land, das die Wiege eines im Zaesarenwahnsinn ertraeumten slavischen Grossstaates werden wollte, harrt wie ein Riesensarg des letzten mitleidigen Schicksals: starre Grabesruhe zu finden nach wilden Zeiten des Jammers.

Der Balkan befindet sich im Besitz der Deutschen, Oesterreich-Ungarn, Bulgaren und Tuerken. Weder die Griechen noch die Rumaenen werden es wagen, den Siegern in den Arm zu fallen. Fuer die Angriffsheere der Westmaechte hat der neue Vierbund starke Armeen frei zu gebuehrendem Empfang. Was von den 200 000 wehrfaehigen Serben noch nicht niedergemacht ist, mit gebrochenem Blick in den morastigen Graeben neben zerstampften Heerstrassen oder auf den schwindelndsteilen Haengen schneesturmgepeitschter Felsgebirge liegt, oder was noch nicht ueber Sawe und Donau in die Gefangenenlager abgetrieben ward, das sieht jetzt in furchtbarster Todesnot, engzusammengepresst unter feindlich gesinnter Bevoelkerung in unwirtlicher Gegend, die eisengepanzerte Vergeltung unentrinnbar auf sich zuschreiten. Wie der Schlussakt eines Shakespeareschen Dramas wirkt diese ausweglose Verzweiflung des in die Berge getriebenen grossen Boesewichts. Oder gleicht Serbien in seiner Gesamtheit nicht dem beruechtigten Koenigsmoerder Richard dem Dritten, der an der Bahre des von ihm Erschlagenen um tolles Glueck zu freien sich vermisst, der um Macht und Leben mit allen Mitteln des Verbrechens ficht, um schliesslich doch von Gottes zermalmender Faust gepackt zu werden?

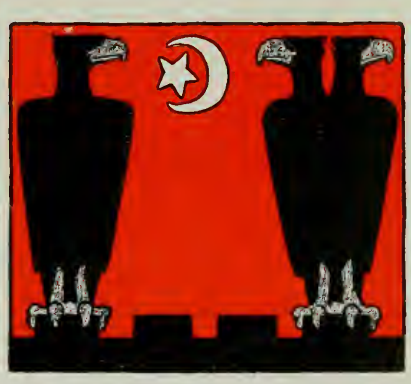
Die Serben haben sich geschlagen und gewehrt wie kaum einer der Gegner, die sich in diesem Weltkrieg mit uns messen wollten. Und was es rund auf der Erde an waffenfuehrenden Voelkern gibt, weissen, schwarzen, roten und gelben, das ist ja schon alles auf uns Feldgraue losgelassen worden. Wir haben also das Urteil der Erfahrung. Dass ein kleines, tapferes Volk sich auch einer Welt von Feinden gegenueber zu behaupten vermag, das hat unter dem grossen Friedrich das kleine Preussen gezeigt. Und edler Beispiele gibt es noch manche in der Geschichte der Voelkerkriege. Warum aber nutzt auch der Mut der aeussersten Verzweiflung den Serben nicht? Mit Staunen fast berichteten doch unsere Kameraden von der Morawafront, dass sie nach ihren Sturmangriffen die serbischen Schuetzen einzeln geradezu aus den Graeben herausziehen mussten. Warum? Weil sie nicht wie wir fuer einen heiligen Vaterlandsgedanken kaempfen als freie, stolze, aufrechte Maenner, die Gott im Herzen und ein Lied auf den Lippen haben, sondern weil sie sich wie die vom Arme der Gerechtigkeit gefassten Missetaeter fuehlen, die das Fallbeil des Henkers schon ueber ihrem Haupte sehen.



Britischer Neid war die Ursache

Britisches Gold die Triebkraft

Die Luege kam zu Hilfe. Aber:



Treue und Kraft fuehren zum Sieg

Ganze Abteilung — kehrt marsch!

Ein Volk der Koenigsmoerder mag noch so zaeh und noch so verwegen sich zur Schlacht stellen wollen — der goettliche Siegerwillen fehlt in seiner Seele. Und darum wird und muss es in letzter Stunde versagen. Es kann an den Sieg seiner Waffen, die mit dem Blut des Meuchelmords befleckt sind, nicht glauben.

Nicht nur mit Tapferkeit und Erfindergeist, Wirtschaftskraft und Vaterlandsliebe wird der Sieg erfochten, sondern auch durch das felsenfeste Bewusstsein, dass es die heiligsten sittlichen Gueter sind, die es zu wahren gilt.

So ist Serbien durch seine eigene Untat von Rechtswegen gerichtet: ein Gottesurteil! H.

Fliegerleutnant Immelmann

Der Fliegerleutnant Immelmann —
Es schnauft und braust sein lichtes Pferd.
Sein Fluegelross, o hoert nur, hoert!
Hurra! Dort steigt er himmelan,
Die Hand am Rad und streng sein Blick,
Das weite Land, tief sinkt's zurueck.
Steig' auf zu deutscher Waffen Ehr',
Zu freudenreicher Wiederkehr!

Doch sieh nur dort, nein, hoeher schon,
Im Himmelsblau, am Wolkensaum,
Er naehert sich, du merkst es kaum,
Das ist Britanniens gift'ger Sohn.
Er spaeht hinab, er spaeht mit Wut,
Er lechzt nach deutschem Mannesblut —
O, schwinge dich zu ihm hinan,
Mein Fliegerleutnant Immelmann!

Und jetzt — jetzt sieht er sich entdeckt —
Er wendet links zur Nebelbank,
Sie birgt ihn schon — nein, Gott sei Dank,
Sie hat nicht lange ihn versteckt.
Er wendet westwaerts, nun ist's Zeit.
Nun mach' zum Kampfe Dich bereit!
Im Pfeilflug schiesst er schon heran,
Der Fliegerleutnant Immelmann.

Was nun? Er sinkt! Ist Schlauheit das?
Will tiefer wohl mit biss'gem Fluchen
Der Brite nun sein Heil versuchen?
Bei Gott! Er sinkt ohn' Unterlass!
Hurrah! Bejubelt's ueberall,
Den Sechsten brachte er zu Fall! —
Nun langt er still am Flugplatz an,
Der Fliegerleutnant Immelmann!

Hauptmann d. L. Degner.

Plaudertaschen und Wichtigtuer

Wenn Rieke Duennebier schon am 29. erfaehrt, dass Malchen Schneise am 1. von der Jnaed'gen ihre Kuendigung bekommt, so laeuft sie im ganzen Haus herum und tratscht es weiter. Malchen Schneise hat keinen Vorteil davon, und Rieke Duennebier den einzigen, dass man sie fuer eine in hoeheren Regionen doch wohl ziemlich einflussreiche Persoenlichkeit halten muss.

Aehnlich verhaelt es sich, wenn der Kanonier Bumke durch eine Unvorsichtigkeit der Regimentsordonnanz in einen Befehl des G -K. ueber die Verwendung eines bestimmten Truppenteils Einsicht bekommt. Kanonier Bumke glaubt, dass er nun die Wichtigkeit einer Generalstabspersoenlichkeit besitzt, und macht in der Kantine ein so diplomatisches Gesicht, dass Unteroffizier Wolkenhauer ihm sofort an der Nasenspitze ansieht: Der weiss was! Und Bumke laesst sich denn auch nicht lange bitten. Der Marketender erfaehrt auf diese Weise, was fuer eine Truppenverschiebung zu erwarten ist, und beeilt sich, dafuer zu sorgen, dass ihm das Geschaeft an der neuen Stelle von keinem Fachfaller wegstibitzt wird. Er zieht also seine Helfershelfer ins Vertrauen, und in der Eisenbahn wird in den naechsten Stunden ein Geruecht weiter getragen, das durch die Aussteigenden wieder auf entferntere Nebenlinien in seltsamer Eile vordringt. Hoehere Staebe wundern sich dann darueber, wie rasch ihre geheim angelegten Verfuegungen ueber diese neueste Truppenverschiebung bekannt geworden sind. Am unangenehmsten ist aber der Umstand, dass verschiedene Stabsquartiere im Augenblick, wo sie bezogen werden sollen, das dickste Granatfeuer abkriegen. Durch irgendwelche Kanaele, deren die feindliche Spionage ja unendliche besitzt, ist der Bericht des Kanoniers Bumke also auch schon ueber die Schuetzengraeben hinausgedrungen. Die Lust unserer Plaudertasche Bumke am Wichtigtun hat somit schweren militaerischen Schaden zur Folge.

Kameraden, wir wollen uns mit Rieke Duennebier nicht auf eine Stufe stellen lassen. Aber der gute Kamerad Bumke ist von Rieke nicht allzuweit entfernt und ahnt gar nicht, wie arg er sich versuendigt!

Augen auf und Mund zu!

Das gilt besonders auf der Eisenbahn und bei Ansammlungen vor Verkaufsstaenden, in Kantinen, bei Aufenthalten von Transporten, bei denen Zivilisten Zugang haben. Wie oft suchen Burschen lichtscheuen Gewerbes unter der Maske freundlichen Interesses die Dummen und Gutglaeubigen auszuholen, um ihre Kenntnise sich dann vom Gegner abkaufen zu lassen.

Man kann sogar schon sagen, dass ein Soldat, an den eine Frage nach einer Truppenverschiebung usw. von einem Zivilisten gerichtet wird, sich eigentlich in tiefster Seele beleidigt fuehlen

muss. Denn er muss nach Ansicht des betreffenden Zivilisten einen furchtbar daemlichen Eindruck machen!

Sehr erfreulich ist es, dass die Staatsbahnverwaltung soeben eine Verfuegung erlassen hat, worin den Bahnbediensteten unbedingte Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht und den Unverbesserlichen eine strenge Strafe angedroht wird. Denn es ist leider noch immer vorgekommen, dass Eisenbahnbedienstete sich Dritten gegenueber ueber militaerische Angelegenheiten, besonders ueber Truppenbefoerderungen, die zu ihrer Kenntnis gelangt sind, ausgelassen haben.

Gott strafe England!

In allen Kreisen haben eben Rieke Duennebier und Kanonier Bumke Anhaenger. Hoffentlich verschwinden sie immer mehr und mehr von der Bildflaeche. Es ist dazu nur noetig, alle, die sich den Anschein geben, als ob sie etwas „von der Lage" wuessten, als das einzuschaetzen, was sie sind: als Plaudertaschen und Wichtigtuer.

H.

Die Schwester

Das feine Antlitz weiss umsaeumt,
Darueber ein schwarzes Haeubchen,
Und auf dem ernsten, dunkeln Kleid
Kein Fleckchen und kein Staeubchen.

Die zarten Blicke wie verklaert
Schon von des Himmels Wonne
Und jedem armen Menschenkind
Ein Strahl von Gottes Sonne!

Und wenn der stille Krankensaal
Des Nachts voll Frieden scheinet,
Ein Herz, das ohne eignes Glueck
Fuer sich nach innen weinet . . .

Max Bewer.

Von hier und daheim

Der russische Hamlet

„Du, wollen wir heute in den ‚Hamlet' gehen?"

„Nee, von Floehen hab' ich in Russland genug gekriegt."

„Wieso, was hat denn Hamlet mit Floehen zu tun?"

„Aber ich bitt' dich, Hamlet redet egal von den Tieren und laesst sie immer huebsch paarweise auftreten."

„Das verstehe ich nicht."

„Na, er sagt doch: ‚Zwei Floeh an der Sonne Klarheit, zwei Floeh an der Sonne Licht' . . ."

Ratgeber fuer Liebesgabensendungen

3 Zahnbuersten — zum Verlieren; 1 Nagelfeile — zum Zaehneputzen; Schmirgelpapier — zum Waschen; 1 Bund Blumendraht — zum Annaehen der Hosenknoepfe; 1 Staubsauger — zum Waschen der Unterwaesche ; 4 Leibbinden — als Ersatz fuer das Kopfkissen; warme Socken — zum Verschenken an beduerftige Kameraden; Rum und Kognak (buergerliche Sorten) — zum Fuellen der Benzinfeuerzeuge; 1 Zigarrenabschneider — zur Pflege der Fingernaegel; 1 Leibriemen — zum Engerziehen; 1 rindlederne Brieftasche — zur Reparatur der Stiefel und Gamaschen; 1 Dutzend Taschentuecher — zum Filtrieren von Schuetzengrabenwasser bei der Kaffeebereitung; blutstillende Mittel — zum Gebrauch nach dem Anzugflicken; 1 Konversationslexikon (Band A bis Z samt Anhang) — zum Sortieren der gefangenen Voelker und Rassen.

Der Ungeruehrte

Zwei Feldgraue sitzen im Theater. Es wird Oedipus gegeben. Der eine ist ganz erschuettert, der andere durchaus ungeruehrt.

„Hast du kein Herz, dass du so ruhig bleibst?" fragt der eine.

„Warum soll ich geruehrt sein," erwidert der andere. „Erstens ist das alles schon so lange her, zweitens weiss man nicht genau, ob es wahr ist, und drittens geht mich doch die ganze Familiengeschichte nichts an!"

Knallmax

Drueben im englischen Schuetzengraben,
Da is so ae bloedes, dummes Biest,
Der braucht nich aemal was geseh'n zu haben,
Ganz egal, das Luder — schiesst.
Ob Tag ob Nacht, ist ihm ganz gleich,
Er knallt immer feste druff.
Der weckt mit seine Knallerei
Ooch noch seine Kameraden uff.
Mir kucken gar nich hin, wenn's knallt.
Der Kerl is ja bekannt.
Aber 'n Namen hat's ihm eingebracht:
„Knallmax" wird er genannt.

Am Patronenkasten in einem saechsischen Graben.

„Ordonnanz, ein Bier!“ —
„Wui, sofort!“

Nix gwiss' woas ma' net

„Ist der Herr Oberst zu Hause?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Bis wann wird er denn zurueckkommen?“

„Wenn der Herr Oberst nicht zu Hause sein will, weiss ich nie, wann er wiederkommt.“

Rage canine

„Woher willst du denn so genau wissen, dass der Hund toll war, der die Frau gebissen?“

„Das ist ganz leicht zu erkennen gewesen, wer bei der anbeisst, muss toll sein.“

Die Schmerzensantwort

„Was sind Sie denn in Ihrem Zivilleben, Gefreiter?“

„Au, au, au . . .“

„Um Gotteswillen, was tut Ihnen denn weh?“

„Au — Au — Automobilfabrikant.“

Appetitlosigkeit

Karl hatte mit Fritz gewettet, dass er zehn Knoedel essen koenne. Fritz kochte mit viel Liebe die zehn Knoedel und tischte sie dem Freunde auf. Die Knoedel waren so gross — wie Kinderkoepfe. Karl hatte aber auf die Wette hin ein paar Stunden nichts gegessen und sah mit Fassung auf die Schuessel. Ein maechtiges Kaempfen hub an, aber nach dem neunten Knoedel streikte doch Karls Magen. Mit grimmigen Blicken sah er den letzten Knoedel an, der in hoehnisch anzugrinsen schien, dann brach er in die vorwurfsvollen Worte aus: „Haett' ich gewusst, dass der uebrig bleibt, dann haett' ich ihn zuerst gegessen.“

Viel verlangt

„Ick moechte gern fuer'n Jroschen Kartoffeln und zehn Pfennig raus; meine Mutta bringt morgen die zwanzig Pfennig!“

Weihnachtsbraten

„Bitte mehr rechts, damit die Ruine noch mit aufs Bild kommt!"

Zeppelin

(Na dei bekannte Melodie von „Robin adair" in'n englischen Schuetzengraben an dei Kanalkuest tau singen.)

Datt Schipp stickt doerch den'n Haeben!
Zeppelin!
Man sueht datt angstvull swaeben!
Zeppelin!
Et nimmt en kuehnen Loop
Hen na Sterne. Och wo ferne
Kohmt wi all tauhoop! Boben rop!
Zeppelin! Zeppelin! Zeppelin!
Zeppelin ward Bomben smieten!
Zeppelin!
Denn moet wi all utrieten!
Zeppelin!
Old England datt mot zittern
Vor Bomben-Ungewittern,
Moet ruenner von den'n Briten-Thron
Un krigt bald sien'n Judaslohn.
Zeppelin! Zeppelin! Zeppelin!

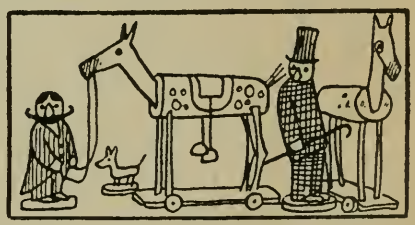
Paul Orlamuender, Wandsbeck-Mariental.

Weihnachtsspaziergang in Lille

Daheim ist der Wald in die Stadt gewandert. An den Strassen stehen die Christbaeume in langen Reihen, und auf den Plaetzen haben sich zu kleinen Waeldern geschart. Schlechtrasierte Herren mit dicken Halstuechern und beleibte Damen in altmodischen Winterjacken bemuehen sich mit rauher und sanfter Beradsamkeit, den Voruebergehenden ihre gruene Ware anzupreisen. Das ist nicht so einfach, denn der Bedenken, die sie beim Handelslustigen zu besiegen haben, sind mancherlei, da jedermann moechte, dass sein Baum der schoenste sei. Aber schliesslich lichten sich die Baumbestaende, und bald sind sie ausverkauft. Nur ein paar ganz verkrueppelte bleiben uebrig bis zum Fest und finden keinen Herrn.

Wir kennen alle den Zauber, der jetzt ueber den Strassen selbst einer sehr grossen und sonst nicht sonderlich gemuetlichen Stadt ruht. Wir riechen den koestlichen Harzduft, der sich so seltsam mit dem Benzingestank der Automobile mischte. Wir sehen den schimmernden Glanz der Laeden, die lockend und prunkend alle Herrlichkeiten vor uns ausbreiteten. Wir hoeren die Glocken, die zu den Adventsandachten luden und mit heiligen und frohen Stimmen den Laerm der geschaeftigen Welt uebertoenten. Wir verzehren dankbaren Sinnes einen Pfefferkuchen von Zuhaus, als ruhte ein Segen darauf, und fuehlen in der fremden und feindlichen Stadt mit ganzer Seele den unzerstoerbaren Zauber unseres deutschen Weihnachtsfestes. Und es packt uns Heimweh. Nicht das tatenlose, gefuehlsduselige, das sich eitel in wohlgefaelligem Kummer spiegelt, sondern ein taetiges, das sich sein Weihnachten nicht rauben laesst. Es wird wieder kommen wie voriges Jahr. An allen unsern Fronten werden die Tannenbaeume leuchten, werden die alten Weihnachtslieder ertoenen, und die Sehnsucht wird beschwichtigt durch den Geist guter Kameradschaft, den Stolz erfuellter Pflicht.

Wir wissen, wir werden hier in Lille wie ueberall in Feindesland eine sonderliche Weihnachtsgemeinde bilden, denn kein Volk der Erde versteht das Fest so zu begehen wie das unsrige, aber wir muessten keine Deutschen sein, wenn wir nicht suchten, was uns im auslaendischen Gewande heimatlich anspraeche. Wir koennen uns nicht denken, dass unsere Art der Weihnachtsfeier nicht in irgendeiner wenn auch nur in ganz entfernter Weise von den Franzosen geteilt wird, und waren freudig bewegt, als Anfang Dezember Sankt Nikolaus, der Kinderfreund auch hier, dicht hinter der Front, erschien und seinen bunten Kramladen aufschlug, in dem er ueber Weihnacht hinaus bis Neujahr feilhaelt; denn was die



franzoesischen Kinder nicht am 6. Dezember, dem Tage des liebenswuerdigen Heiligen, bekommen, das wird ihnen am 1. Januar aufgebaut, wenn nicht die Eltern den deutschen Brauch nachahmen, am heiligen Abend zu bescheren.

Wir wollen uns einmal denken, wir waeren daheim und gingen die Strassen entlang, um fuer unsere Kinder einzukaufen. Wir haben ein paar Stuendchen Zeit. Es ist — welch gluecklicher Zufall — gutes, trocknes Wetter. Es soll ein gemaechlicher Schlendergang werden. Wir wollen die Schaufenster mustern, als enthielten sie die Kronschaetze des indischen Grossmoguls. Und am Ende enthalten sie Besseres: Kinderfreude.

Wir wollen uns einmal denken, wir waeren daheim — bald merken wir, dass uns dieser gemuetliche Vorsatz auch auf so neutralem Gebiet nicht leicht gemacht wird. Neben Vertrautem in grosser Zahl steht allerlei Fremdes. Was uns aber zunaechst auffaellt, ist die Unordnung in den Auslagen. Gewiss ist es eine schwere Aufgabe, aus hundert Kleinigkeiten oft widerstrebender Art ein einheitliches Bild zu schaffen, aber hier ist nirgends auch nur der Versuch gemacht worden. Was dem Verkaeufer in die Haende fiel, hat er hinter die Scheiben gestellt, und aufgehoert hat er erst, als kein Platz mehr war. Dieser Tadel trifft nicht nur die wenigen grossen Spielwarenhandlungen, die uebrigens fuer deutsche Ansprueche nur mittelgross sind, sondern auch die vielen kleinen, von denen manche an ganz seltsamen Orten ihr Wesen treiben.

Es ist naemlich sehr wunderlich, wo ueberall in Lille man Spielsachen kaufen kann. Selbstverstaendlich bekommt man welche in den Ramschbazaren, die sich hier behende in halbzerschossenen Haeusern aufgetan haben. In dem einen kosten drei Stueck einen Franken, aber es hat auch teurere, wo der ahnungslose Kaeufer fuer entsetzliche Scheusslichkeiten hochgenommen wird. Da gibt es natuerlich jetzt auch Spielsachen, und sie sehen neben den toenernen gelben Grabkraenzen mit „Souvenir", den papiernen Hyazinthen in Papptoepfen und den grellen Makartbouquets — in Lille sind sie ja noch zu haben — ehrlich und erfreulich drein. So ein steifbeiniges, apfelgraues Ross wird seinen unsoliden Sattel aus Wachstuch bald einbuessen, aber sein wackeres Holzgestell kann einen Puff vertragen und will nichts weiter sein als das ungefaehr getroffene Abbild eines Gauls, das die Phantasie des Kindes schon beleben wird. Franzoesischer als dieses Pferd mutet uns das Puppenbett mit dem grossen rosa Himmel darueber an. Bei unsern kleinen Maedchen sind diese Staubfaenger laengst aus der Mode gekommen, wie sie ja auch in unseren Buergerhaeusern laengst nicht mehr Sitte sind, waehrend die franzoesische Madame noch immer gern unter diesem pompadourmaessigen Prunkbau schlaeft. Bei den Puppen faellt uns auf, dass die Charakterpuppe, die in Deutschland ein Weilchen unbeschraenkt und nicht mit vollem Recht zu herrschen schien, in Lille gar nicht vertreten ist. Man steckt die kleinen Lieblinge gern in Trachten — die Elsaesserin, die Lothringerin, die Rotekreuzschwester sind am beliebtesten —, aber die Gesichter tragen

den altgewohnten Ausdruck einer sogenannten kindlichen Schoenheit, die durch Stubsnase, rote Lippen, kleinen Mund und grosse Augen erzielt wird. Puppenstuben und Puppenkuechen, Kramlaeden und Eisenbahnen, Baukaesten und Naehkaesten finden wir wie bei uns, und fuer die Unterhaltung der ganz kleinen Kinder sorgen Harlekins und Wollschafe, Elefanten und Baeren, nur dass in Schleifen und Gewaendern die Farben der Trikolore angewandt sind.

Gross muss die Vorliebe der franzoesischen Kinder fuer mechanisches Spielzeug sein, das man mit Hilfe einer Feder aufzieht und das dann ein Weilchen ein ratterndes Leben heuchelt. Wir sind von diesen blechernen und fruehem Ende verfallenen Wunderdingen nicht entzueckt. Wir wissen noch ganz genau, wie unser Postwagen mit dem blanken Braunen davor durchaus nicht gradaus laufen wollte, sondern immer mit kuehnem Schwung sich am Bettpfosten festrannte, bis wir ihn entschlossen zertruemmerten, um den Grund dieser Laune zu erforschen. So wird es dem herzbezwingend nobel dreinschauenden Rollschuhlaeufer auch ergehen, und sicherlich auch dem herrlichen Kraftwagen, in dem ein Herr im Zylinder und ein hoher Offizier sitzen; es soll wohl Poincaré mit Joffre sein. Ganz traurig und gottverlassen sieht ein fluegelschlagender und piepsender Blechvogel in einem goldenen Kaefig drein. Dergleichen naturferne Spielsachen kennen deutsche Kinder nur aus dem Maerchen von der kuenstlichen Nachtigall des Kaisers von China, die schliesslich dem graugefiederten Voeglein in der Hecke des Gartens unterliegen musste.

Ein Kapitelchen fuer sich beanspruchen die Soldaten und was es sonst an kriegerischem Spielzeug der kleinen Jungen gibt. Wie bei uns sind Uniformstuecke auf eine Papptafel zur Ausruestung einer Armée de la Jeunesse befestigt, wenig haltbar und sehr duerftig; Flugzeuge, einst der Stolz Frankreichs, kann man haeufig sehen. Wo sind die Zeiten, da diese Voegel unsere Sonne verduestern sollten? Unter den Soldaten aus Holz und Blei sind die Rothosen selbstverstaendlich in der Ueberzahl. Englaender gibt es eine Menge. Deutsche treten nur bescheiden auf. Sehr drollig ist eine Festung in einem der grossen Spielwarenlaeden der Stadt. Sie ist so altmodisch wie die Burgen aus unseren Kinderspielen. Besetzt haelt sie ein Dutzend riesenhafter Piou-Pious. Trotz ihrer Groesse — sie ragen weit ueber die Bruestungen und koennen erhobenen Hauptes nicht durchs Tor marschieren — scheinen sie an der Sache des Vaterlandes fast zu verzweifeln. Die

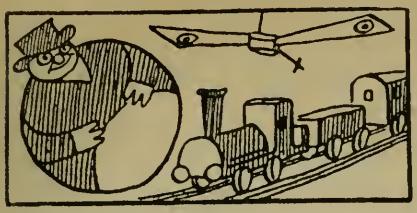
Haelfte hat sich hingelegt oder ist gefallen, die andere steht teilnahmslos herum. Von den Tuermen aber weht die amerikanische Flagge. Ist das Zufall oder ist der Liller Geschaeftsmann ein so guter Politiker, dass er eine „neutrale" Flagge aufsteckt?

Vor uns geht ein kleiner Junge von hoechstens vier Jahren. Er freut uns, denn es ist ein huebsches Kind und drollig angezogen. Er traegt eine gelbe Hose mit einem maechtigen Hinterteil. Von seiner Jacke sieht man nicht viel, denn sein ganzer Oberkoerper ist in einen blauen Schal gehuellt. Auf dem Kopf sitzt ein schwarzer Deckel, der sicher nicht fuer ihn bestimmt war. Er schreitet wuerdig aus und begucht sich gleich uns die Laeden. Er macht ein ernsthaftes Gesicht und aehnelt ohne Zweifel in Miene und Haltung dem, der ihn in die Welt gesetzt hat. Breitbeinig stapft er einher. Man moechte schwoeren, aus dem wird einmal otwas. Auf einmal setzt er sich in einen kurzen Trab und verschwindet um die Ecke in eine dunkle Gasse. Wir gehen ihm ein Stueckchen nach und holen ihn vor einer kleinen Schenke ein, an deren Fenster er steht. Auch hier kann man Spielsachen kaufen. Mit Vergnuegen und Mitleid betrachten wir die Toilettengegenstaende fuer eine franzoesische Puppe: einen Rokokospiegel, Buerste, Kamm, Puderbuechschen, Haarnadeln, Halsband, Ring usw. Alles sehr, sehr billig und geschmacklos. Ein schmieriges Weibsbild kommt aus der Tuer und schreit: Julien! Sie meint unsern kleinen Freund. Was hat der fuer einen auslaendischen Namen! Aber wir sind ja in Lille.

Auch der Gruenkramhaendler, wo wir uns oefter Aepfel kaufen, hat seine Weihnachtsausstellung. Allerdings ist sie sehr klein, aber sie bringt doch die Hauptsache fuer einen franzoesischen Weihnachtstisch: die Krippe. Hier ist sie duerftig genug, doch man kann fuer ein paar Sous winzig kleine kaufen und fuer ein paar Franken umfangreiche mit vielen Hirten und Schafen, mit den heiligen drei Koenigen und einem langen Zug von Gefolgsleuten erstehen. Das Gemeinsame ist, dass keine dieser frommen Gruppen ein kuenstlerisches Gepraege traegt. Sie sind nicht ungeschickt, sondern roh, und in besserer Ausfuehrung wirken sie suesslich. Man spuert, sie sind ohne Liebe gearbeitet fuer ein Volk, dem die heilige Geschichte in weiten Kreisen nur noch eine kindliche Legende ist, und wir sind der Mutter dankbar, die mit einem kleinen Maedchen neben uns steht und das Kind hochhebt, um ihm das Weihnachtswunder zu zeigen. Ob es moeglich ist, dass den Franzosen die harte Pruefung dieses Krieges eine neue Religiositaet gebiert?

Wir wandern weiter und wenden uns langsam nach unserm Quartier. Die Weihnachtsstimmung, in der wir den Spaziergang antraten, verebbt allmaehlich. Die Kritik setzt ein. Es ist doch eigentlich traurig, dass in einer Stadt wie Lille, wo viele tausend Kinder zu erfreuen sind, so wenig Eigenwuechsiges, Gediegenes

zu sehen ist. Vor ein paar Dutzend Schaufenster haben wir gestanden und nichts als Tand und Schund gefunden. Auch auf diesem Gebiet bewaehrt es sich wieder, dass die Herren Franzosen von grenzenlosem Hochmut besessen sind, wenn sie sich herausnehmen, auf uns als Emporkoemmlinge ohne Geschmack und ohne Kultur herabzublicken, und dass wir recht gutmuetige Narren waren, wenn wir ohne rechte Nachpruefung ihre Ansprueche gelten liessen. Die franzoesischen Herrschaften sind einfach schon seit Jahrzehnten zu faul und zu stumpf, sich irgendeinem Fortschritt im Kunstgewerbe zu oeffnen, sei es Hausrat oder Spielzeug, Buchschmuck oder Goldschmiedekunst. Sie laufen ihren alten Trott und kommen bei Dingen, die nicht viel kosten sollen, in ungebildeter Verwahrlosung an.



Doch wir wollen uns nicht erzuernen. Weihnachten steht vor der Tuere, und die leuchtenden Augen der Kinder vor den Laeden bezeugen, dass deren Duerftigkeit als maerchenhafter Glanz empfunden wird. So haben wir auch ehedem vor der Wunderwelt des Spielwarenhaendlers staunend gestanden. Und auf einmal faellt uns ein, warum uns die kritischen Bedenken so spaet gekommen sind. Diese kuemmerlichen Laeden sehen genau so aus wie in unserer kleinen Heimatstadt vor fuenfundzwanzig Jahren. Da gab es ein Geschaeft, das sein Schaufenster nur selten veraenderte, und das doch die groesste Anziehungskraft auf uns ausuebte, denn es war vollgestopft mit hundert Schnurrpfeifereien. Bleisoldaten und Puppen, Hampelmaennern und Clowns, einem Theaterchen, auf dem man den „Freischuetz" auffuehren konnte, einem Ulanentschako, Flinte und Saebel, Trommel und Blechfloete. Daneben waren auch Gaben fuer die Eltern ausgestellt. Eine Garnwinde, die sich drehte gleich einem Karussell, und lange Pfeifen mit gruenen Schnueren. Dicht am Fenster aber hing jahraus jahrein ein Papptaefelchen mit Zigarrenproben von drei Pfennigen aufwaerts, lauter echten Havannas, die zu unserer Verwunderung niemand kaufte, wahrscheinlich um den Haendler, der ihren Wert nicht ahnte, zu schonen. Der Herr des Ladens aber selbst war ein alter Mann mit weissem Bart, den wir fuer den Sankt Nikolaus gehalten haetten, wenn er nur ein ganz kleines bisschen freundlicher dreingeschaut haette. Jetzt gibt es in Deutschland solche Laeden nicht mehr. In franzoesischen Grosstaedten aber sind sie reichlich vertreten und erinnern uns fremde Soldaten an jene Zeiten, die nach Gottfried Kellers schoenem Wort wie Lindenwipfelwehn entfliehn.

Als wir heimkommen, finden wir in der Zeitung die Notiz, dass auch in diesem Jahre wieder deutsches Spielzeug auf dem franzoesischen Weihnachtsmarkt erscheinen werde. 12 875 Kilo beschlagnahmte Spielwaren sind, um die Transport- und Zollkosten zu decken, versteigert worden, und die Franzosen sind boese darueber, dass ihre Kinder sich von den verhassten Feinden unterhalten lassen muessen. Sind wir mit unserem Tadel voreilig gewesen? Waren am Ende auch deutsche Waren unter denen, die uns so uebel gefallen haben? Das mag schon sein, und wir brauchen kein Wort zurueckzunehmen. Im Gegenteil, es ist unserer Spielwarenindustrie nur zu goennen, wenn sie veralteten Tand beim gebildeten Nachbarn los wird. Bei uns wuerde sie kein Glueck damit haben. Und warum soll man sich nicht freuen, wenn sie der Franzose vor Einbussen schuetzt? Er will offenbar nichts Besseres haben.

Kanonier Weiglin.

Weihnacht

Der lichte Schimmer der heiligen Weihnacht, des Festes der Liebe, wird zum zweiten Male vom schweren Voelkerringen getruebt. Und dennoch leuchtet sein Glanz tiefer als in Friedenszeiten in unsere durch den Ernst der Tage gelaeuterte, fuer die Vertiefung des religioesen Gedankens befaehigte Seele. Das Festgeheimnis, das gnadenvolle Kommen Gottes zur hilfebeduerftigen Menschheit, das Erscheinen des Friedensfuersten laesst wie einst vor Jahrtausenden auch aus unserem innersten Herzen das Gebet erstehen: „Tauet, Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab," den heiligen Christ, den Weltenheiland.

Dies Flehen dringt umso inniger aus unserer Seele, als gerade Weihnachten in dem sinnigen deutschen Gemuetsleben, der Eigenart unseres religioesen Empfindens in besonderer Weise verankert ist. Ist doch einer der hervorstechenden Grundzuege unseres deutschen Wesens neben der Pflichttreue die Innerlichkeit, der Ernst und die Hingebung, mit denen wir uns einer Aufgabe oder dem Nachfuehlen, dem Erleben eines Gedankens widmen. Und gerade dem kindlich schlichten Gemuete unseres deutschen Volkes, das sich bei aller Kraftenfaltung und allem Geiste strenger Zucht als kostbare Gabe bewaehrt, bringt das traute, hochheilige Weihnachtsgeheimnis die tiefste Nahrung. Heute, mein lieber Kamerad, weilen Deine Gedanken zu Hause im Kreise Deiner Familie, bei Deiner lieben Kinderschar, die in erwartungsvollen Wochen dem heissersehnten heiligen Abend mit den Gaben des heiligen Christ entgegentraeumte und jetzt in

seliger Kinderfreude um den Lichterbaum und die Krippe geschart Deiner in trauter Liebe gedenkt.

In diesem Heimatssinnen liegt heute wieder der staerkste Quell fuer Dein Heimatslieben, fuer Deine Heimatstreue, und als Mann der Tat und der Kraft schoepfst Du hier aufs neue Mut und Opfergeist fuer Deinen Siegeswillen. Und mag uns auch im rauhen Kriegsleben die weihevolle Stimmung der lieblichen Christmette, zu der wir wohl sonst auf verschneiten Pfaden durch traeumende Waelder beim Wirbeln der Schneeflocken uns den Weg gebahnt haben, fehlen: Deine durch mancherlei Leiden und Todesnaehe Gott naehergebrachte Seele empfindet dennoch die religioese Weihe und die Himmelspoesie der heutigen Nacht. Du magst draussen vor dem Feinde treue Wache halten oder mit Deinen Kameraden im Geiste treuesten Zusammenstehens des Zaubers Eures strahlenden Lichterbaumes Dich erfreuen, unter dem Klange der alten lieben Weihnachtslieder. Und mag auch der Kanonendonner den Klang aus fernen Himmelswelten: „Friede auf Erden den Menschen" uebertoenen, in Dein Herz senkt sich doch der Friede des heutigen Tages, jener Friede, den die Welt nicht geben noch nehmen kann, der Friede, den treue Pflichterfuellung vor Gott und Deinem Gewissen Dir verleiht. Vor der schlichten, sinnigen Krippe mit ihrer Armut, Demut und Liebe schoepfst Du Dir Kraft zum eigenen Entsagen und Opferleben, aber auch wahre Weihnachtsfreude, da Du guten Willens bist. Und beide, Opferkraft und Opferfreude, lassen uns frohgemut der Zukunft entgegenharren und in ungebeugtem Siegeswillen des Tages hoffen, an dem aeusserer Friede die Voelker wieder versoehnen wird. Aus innigem Gemuete schliessen auch wir uns heute dem schlichten Freudenklang unserer deutschen Heimat an:

„O du froehliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren, Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich, o Christenheit."

Feldgeistlicher Dr. Aufhauser.

Im Verlag der Liller Kriegszeitung

sind ferner erschienen:

Lille in deutscher Hand

Mit Beitraegen von Unteroffizier Arnold, Unteroffizier Friedrich, Hauptmann d. L. Hoecker, Hauptmann de Liagre, Rittmeister Freih. von Ompteda, Hauptmann Schroeder, Friedel Merzenich, Kanonier Weiglin und anderen.

Herausgegeben von der Liller Kriegszeitung. Lille, Oktober 1915. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. — Preis 2 Mark.

Arnolds Kriegsflugblaetter

: der Liller Kriegszeitung :

Ein Album mit 100 Kuenstler-Zeichnungen. Lille, Dezember 1915. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. — Gebunden 5 Mark.

Der Erloes aus dem Verkauf der Buecher fliesst der Liller Kriegszeitung zu

---

Liller Kriegszeitung. Auslese aus Nummer 1 bis 40.

Herausgegeben von Hauptmann d. L. Hoecker und Rittmeister Freiherr von Ompteda. — Preis 4 Mark.

Verlag von W. Vobach & Co., Berlin und Leipzig.

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 022 243 0